…EK DER GESAMT-LITTERATUR 773-775.

Die Belagerung von Paris

von

Francisque Sarcey.

VERLAG von OTTO HENDEL. HALLE a/S

Die Belagerung von Paris.

Eindrücke und Erinnerungen

von

Francisque Sarcey.

Aus dem Französischen

von

Th. Bergfeldt.

Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

Herrn Alfred Wallace.

Mein Herr!

Verzeihen Sie, wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihnen dieses Buch zu widmen, ohne daß ich die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein; aber das Gedächtnis Ihres Namens ist unzertrennlich mit dem der Belagerung von Paris verknüpft, und er ist der erste, der einem Franzosen, welcher es unternimmt, deren Geschichte zu schreiben, vor die Seele tritt.

Was uns alle so tief gerührt hat, ist weniger die Großartigkeit Ihrer Schenkungen, die außerordentlich waren, als die geistvolle Anmut, mit der Sie dieselben gespendet haben. Es genügt nicht, daß die Mildthätigkeit, wenn sie sich an ein fein empfindendes Volk wendet, warm und zartfühlend sei; sie muß auch ein vornehmes Wesen annehmen. Die Ihrige ließ den Gentleman erkennen; gestatten Sie mir vielmehr, mich meines heimischen Ausdrucks zu bedienen: es war die Mildthätigkeit eines Edelmannes.

Eines Tages — es war einer der letzten der Belagerung — fiel ein preußisches Geschoß in jene herrlichen Gärten des Museums, die von ganz Europa bewundert wurden. Dasselbe verwandelte dort alles in Asche und ließ nur zwei blühende Kamelien stehen. Ihnen nun, mein Herr, schickte die Verwaltung des Museums diese beiden armen, der Zerstörung entgangenen Blumen als ein zartes, sinniges Pfand der Dankbarkeit, welche die Stadt Paris Ihnen geweiht hat.

Mögen Sie in demselben Sinn dieses kleine Buch annehmen, das aus Ruinen entsprossen ist. Ich weiß nicht, welchen Erfolg dasselbe haben wird, aber wenn ich wünsche, es möchte

viel gelesen werden, so geschieht dies hauptsächlich deshalb, daß es den Namen des edelmütigen Fremden weiter verbreiten möge, der in jenen schrecklichen Prüfungen unser Elend so edelmütig erleichtert und unsere Gefahren geteilt hat.

Ich bitte Sie, mein Herr, den Ausdruck meiner hohen Achtung und lebhaften Sympathie genehmigen zu wollen.

Francisque Sarcey.

Vorrede.

Genau genommen ist es nicht gerade eine Geschichte der Belagerung von Paris, die ich dem Publikum erzählen will. Diese Geschichte kann nur von den Politikern, die zu jener hochwichtigen Zeit die Regierung des Landes übernommen haben, und von den militärischen Befehlshabern, welche die Verteidigung der Stadt zu leiten hatten, geschrieben werden. Sie wird allmählich entstehen, Tag für Tag, indem ein jeder die Nachrichten giebt, die er besitzt und sein Zeugnis beibringt; und später wird dann irgend ein wahrheitsliebender Schriftsteller kommen, der die sämtlichen Berichte, einen an dem anderen, prüfen, sie zusammenstellen und jene wahrhafte Geschichte daraus machen wird, die wir heute weder geben können noch wollen.

Wir selbst werden nur das mitteilen, was wir gesehen haben: die Bilder, die sich unaufhörlich während jener Periode vor uns entrollt haben, welche ebenso fruchtbar an merkwürdigen Beobachtungen für den Philosophen wie an Schmerzen und Zornausbrüchen für den Vaterlandsfreund war; wir werden weniger die Thatsachen als die Eindrücke berichten, die sie in unserer Seele erzeugt haben, indem sie dieselbe bald in Trauer niederbeugten, bald in Begeisterung erhoben.

Es wird freilich eine Geschichte werden, wenn man es so nennen will, aber eine rein malerische, anekdotenhafte und moralische Geschichte. Besonders eine moralische. Ich werde so genau als möglich die täglichen Erregungen mitteilen, welche die Seele dieser nervösen, so sehr der widersprechendsten Empfindungen fähigen Stadt Paris bewegten, die sich in derselben Woche zu den heldenmütigsten Entschlüssen aufschwingt und zu den schmerzlichsten Zugeständnissen herabsteigt.

Wenn das Wahre der Ereignisse, die in das politische und militärische Gebiet gehören, uns anderen Sterblichen nur zu oft entgeht, so sind wir dafür gerade in der Lage, die Eindrücke zu sammeln, welche dieselben auf das Publikum hervorgebracht haben; denn wir haben sie selbst empfunden und hatten, um sie deutlich zu erkennen, nur nötig, unser Herz zu befragen.

So unvollkommen dieses Buch auch sein mag, denn es ist mit sehr hastiger Feder und unter dem Drucke trauriger Gedanken geschrieben, so dürfte es darum doch nicht weniger merkwürdig zu lesen und fruchtbar an heilsamen Lehren sein. Es wird uns selbst neue Einblicke in unseren Charakter eröffnen; denn gerade bei großen Unglücksfällen enthüllen Nationen wie der einzelne Mensch erst vollständig ihr wahres Wesen den Blicken des Beobachters.

Es wird uns unsere Fehler — wir besitzen solche leider! und sie haben sich grausam gestraft — im vollen Lichte zeigen; es wird uns auch über Eigenschaften unterrichten, von denen wir nicht wußten, daß wir sie in so hohem Grade besaßen; es wird uns, indem es uns derartig belehrt, dieses Paris noch mehr lieben lassen, in dem sich unser geliebtes, unglückliches Frankreich konzentriert und zusammenfaßt.

Und nun noch ein Wort von Bedeutung: dieses Buch ist keine Parteischrift. Was auch immer die politischen Meinungen des Verfassers sein mögen, er hat versucht gegen jedermann gerecht zu sein, und an keiner der verbitternden Fragen zu rühren, die augenblicklich die Geister spalten und deren Lösung allein die Zukunft bringen kann.

Francisque Sarcey.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Vor der Belagerung.

1.

Am 19. Juli 1870 wurde Preußen der Krieg erklärt.

Ich entsinne mich, daß ich am 22. oder 23. in guter und zahlreicher Gesellschaft diniert habe und daß man dabei auf den beginnenden Feldzug zu sprechen kam, — es gab damals kaum ein anderes Gesprächsthema — als einer von den Gästen, der uns lange stillschweigend zugehört hatte, während wir unsere Aussichten und Erfolgchancen herzählten, uns unterbrach und in ernstem Tone sagte:

„Meine Herren, ich kenne Deutschland sehr gut; ich habe jahrelang dort gelebt; seine Kräfte und die unsrigen sind mir vollkommen bekannt. Ich will mit Ihnen wetten, daß, bevor zwei Monate vergehen, die preußischen Regimenter vor den Mauern von Paris stehen werden."

Da erhob sich ein Zetergeschrei über den Unglücksprophethen! Man nannte ihn einen schlechten Franzosen, einen Preußen, einen von Bismarck erkauften Spion. Er wurde in schönster Weise heruntergemacht von Spaßvögeln, die ihn auslachten und die in diesem Einwurf nichts sahen als die paradoxe Behauptung eines Boulevardiers, der sich einen Spaß machen will. Es steht fest, daß in diesem Augenblick der Gedanke, Paris könnte jemals belagert werden, dieser bizarre, unmögliche, unglaubliche Gedanke, noch keinem Menschen auf dieser Seite des Rheins gekommen war. So handgreiflich wir auch jeden Tag durch unsere Befestigungen auf den Ernst einer solchen Möglichkeit hingewiesen worden waren, hatten wir doch diese lange Reihe mit frischem Gras bewachsener Böschungen nie als etwas anderes angesehen als Spaziergänge, die dazu da wären, uns

einen Gang um die Stadt angenehm zu machen; und die Bastionen mit ihren unschädlichen Kanonen machten auf uns denselben Eindruck wie jene braven Nationalgardisten, die mit einem ungeladenen Gewehr der Form wegen die Wache beim Generalstabsgebäude am Vendômeplatz bezogen. Und dann Paris! Das war für uns die heilige Stadt, die Kapitole der Civilisation und, wie die Griechen sagten, der Mittelpunkt der Erde; daran zu rühren wäre eine gottlose Freventhat gewesen, deren sich schuldig zu machen keinem Volke je in den Sinn kommen könnte.

Berlin! Ja, das war etwas anderes! Dort nach drei oder vier großen Siegen unter Trommelgerassel mit wehenden Fahnen einzuziehen, fanden wir ganz natürlich. Herr von Girardin hatte soeben in einem Artikel, der wenigstens acht Tage lang den Gesprächsstoff aller Kreise bildete, geschrieben, wir müßten diese Vandalen mit Kolbenstößen nach Berlin zurücktreiben. Wenn er so schrieb, gab er in dem ausdrucksvollen Stil des Journalisten einen Gedanken wieder, der ganz pariserisch war. Ich glaube nicht, daß der Krieg anfangs sehr populär bei uns war. Da man aber wußte, daß er in mehr oder weniger ferner Zeit unvermeidlich sein würde, so fand man sich bald darein.

Dann lieber gleich, hatte man zu einander gesagt. Die Überhastung sogar der Regierung hatte die Gemüter beruhigt. Man sah, unter welch frivolem Vorwand sie die Sache zum Äußersten trieb und ihre Schiffe hinter sich verbrannte, und da hatte man natürlich gedacht, daß sie sich für vollständig gerüstet hielt; man meinte, die Sache würde sich ganz bequem durchführen lassen, und vor Wintersanbruch würden wir in Berlin sein.

Nach Berlin! Nach Berlin!

Das war das Geschrei, mit dem man die Regimenter empfing, die durch Paris marschierten, um sich nach dem Elsaß zu begeben. Und während man sie nach den Bahnhöfen begleitete, sang man die Marseillaise und Mourir pour la patrie[1] und la Victoire en chantant nous ouvre la barrière, und la Casquette au père Bugeaud, und alle bekannten patriotischen Lieder.

War man gegen sich selbst ehrlich? Wünschte man den Krieg so lebhaft, wie es scheinen mochte, wenn man nur das

---

[1] Fürs Vaterland zu sterben. — Der Sieg, singend gewonnen, öffnet uns das Thor. — Das Käppi dem Vater Bugeaud.

Geschrei auf der Straße hörte? Das ist ein Punkt, der noch nicht recht aufgeklärt ist. Ich glaube, daß, nachdem einmal der Würfel gefallen war, sich die Mehrzahl der Bevölkerung, ohne sich darüber recht klar zu werden, jener kriegerischen Stimmung hingab, die in jedem guten Franzosen steckt. Man verschmäht es bei uns nicht, Lorbeeren zu pflücken, und das Beispiel der vorhergehenden Kriege, die sämtlich ziemlich schnell und ziemlich ruhmreich beendigt worden waren, vermehrte noch das Vertrauen, das wir in unsere militärische Überlegenheit setzten. Unsere unbesiegbare Armee! Unsere tapferen Soldaten! Unsere alten, in Afrika erprobten Generale! Weiter hörte man auf dem Boulevard und in den Straßen nichts, und es gab keinen noch so friedlichen Bürger, der nicht kriegerisch angehaucht gewesen wäre. Einige Vorsichtige sahen sich schon nach Fahnen um und bereiteten sich auf die Illumination vor.

In den Theatern war es, als sei ein Losungswort ausgegeben. Kaum war der Vorhang nach der Tagesvorstellung gefallen, so schrien zwanzig, dreißig, hundert Stimmen aus voller Kehle: „Die Marseillaise!“ Die Direktion, die auf diese tägliche Äußerung des Enthusiasmus gefaßt war, hatte alles vorbereitet, um ihn zu befriedigen. Der Vorhang ging in die Höhe, und einer von den Künstlern des Theaters stimmte die patriotische Hymne an. Bei den ersten Takten pflegte jedesmal einer der Zuschauer im Kommandoton zu rufen: „Aufstehen! aufstehen!“ Bei dieser Aufforderung erhob sich das ganze Publikum und wiederholte den Refrain im Chor.

Diese Ceremonie, die sich täglich wiederholte, hatte einen großartigen Charakter, als sie das erste Mal der spontanen Begeisterung der Menge entsprang. Es war in der Großen Oper. Der Zettel meldete keineswegs, daß die Marseillaise an jenem Abend gesungen werden würde. Aber ganz Paris, das ganze Paris der Künstler und der großen Welt, wußte, daß wenn das Publikum dieselbe lebhaft genug verlangen würde, Madame Marie Saß bereit wäre, sie zu singen. Im dritten Akt der „Stummen,“ nachdem das schöne Duett „Das teure Vaterland zu retten“ die Empfänglichkeit unseres Gefühls höher gespannt hatte, hörte man durch das ganze Haus, vom Orchester bis zu den höchsten Regionen, nur den einen Ruf: „Die Marseillaise! die Marseillaise!“ Die heilige Hymne begann. „Aufstehen!“ rief eine klare, durchdringende Stimme, die jedermann als die des Herrn von Girardin erkannte.

Mann für Mann erhob sich das Publikum, als wäre es von einem elektrischen Schlage getroffen worden, und eine unaussprechliche Bewegung durchzitterte das Haus. Manche der Männer weinten, die übrigen waren nahe daran.

In Wahrheit war es keine Meinung, die hier zum Ausdruck kam; bei dieser Menge hatte sich eine solche noch nicht gebildet. Es war vielmehr ein Gefühlsausbruch: ein schwer bestimmbares, ganz dunkles Gefühl, aus kriegerischem Chauvinismus und thörichter Leichtgläubigkeit gemischt. Nur ein kleiner Kreis von Männern hatte kaltes Blut bewahrt; nur sie hatten Berechnungen anstellen können, da sie die Hilfsquellen der beiden Nationen, die Chancen dieses so leichtsinnig erklärten Krieges kannten; nur sie behielten unter dem allgemeinen Enthusiasmus eine sorgenvolle Miene und hegten Befürchtungen, die sie öffentlich auszusprechen, aus Furcht, gesteinigt zu werden, niemals gewagt hätten. Ich habe einige von diesen Männern persönlich gekannt, und vielleicht waren sie zahlreicher, als ich damals vermutete. Aber aus Klugheit sowohl wie aus zwingenden patriotischen Rücksichten schwiegen sie. Jedenfalls kann man behaupten, daß sie in diesem Augenblick unter der Masse der Bevölkerung nur eine unmerkliche Minderheit ausmachten. Das französische Publikum, bei dem der Schall der Trommel so leicht die vernünftigsten Überlegungen aus dem Takt bringt, hatte sich bei weitem mehr der Seite der „Weißblusen“ zugewandt, die die Polizei bezahlte, um mit Geschrei und Gesang auf den Straßen und in den Gemütern die kriegerische Stimmung zu unterhalten.

2.

Die kriegerische Wallung hielt in immer steigendem Maße an vom 19. Juli bis zu den ersten Tagen des August. Sie verquickte sich sogar bald mit einer gewissen nervösen Ungeduld, die durch Zeitungsartikel nur mit großer Mühe gezügelt werden konnte.

Was! sagte man sich, jetzt sind seit der Kriegserklärung schon zwei Wochen verflossen, und wir sind noch nicht einmal in Mainz! Was machen denn unsere alten Generale aus den afrikanischen Kriegen, unsere tapferen Soldaten und unsere unbesiegbare Armee? Hat man sich dazu Karten und Stecknadeln mit Fähnchen gekauft!

Das ist nämlich für die Pariser die gewöhnlichste Art, an den Strapazen des Krieges teilzunehmen. Sie kaufen eine Karte — was hat man in diesen ersten vierzehn Tagen für

Karten verkauft! Karten von Deutschland, wohlgemerkt, denn andere gab es nicht! — und indem sie sich mit langen Stecknadeln bewaffnen, welche die Stellung der kriegführenden Armeen bezeichnen, lassen sie dieselben auf dem Papier umherfliegen. Nichts hält sie in der Durchführung ihrer Pläne auf. Sie setzen über die Flüsse, übersteigen die Berge und bemächtigen sich der festen Plätze mit merkwürdiger Geschwindigkeit. Ein guter Nadelstich, und die Trikolore weht über Trier, über Mainz, über Köln. Sie hätten sie ebensogut auf den Mauern von Berlin aufpflanzen können.

Diese Art des Vorgehens auf der Karte ist so einfach, daß sie den pariser Bürger fast stets über die Schwierigkeit der Märsche im Feldzuge täuscht. Er konnte sich keine Vorstellung von der Zeit machen, die dazu gehörte, 300,000 Mann zu vereinigen und sie auf Deutschland zu werfen. Schon in den ersten Tagen des August wurde er ganz erregt darüber, daß man nicht wenigstens e i n e große Schlacht gewonnen hatte. O, wenn er gewußt hätte, was kommen sollte! Wenn er die schreckliche Unordnung jener schlecht befehligten, schlecht ernährten, ungenügend bewaffneten Truppen gekannt hätte, bei denen Mangel an Disciplin und Nichtachtung des Befehlshabers seit lange wie eine endemische Krankheit gärten.

Nicht daß es der Armee an Berichterstattern gefehlt hätte, die imstande gewesen wären, uns die Wahrheit zu sagen; aber man hielt sie sorgfältig von den Hauptquartieren fern; ja sie selbst wagten nicht ihren Augen zu glauben und mit jenem Vorurteil der Hochachtung zu brechen, das ein Franzose stets vor der Uniform und der Fahne hegt, was diese auch immer thun mögen; ja sogar diejenigen, welche kaltblütig genug waren, um die Dinge objektiv zu beurteilen, hätten Anstand genommen, sie mitzuteilen, denn sie hätten mit den Parisern auch dem Feinde das Geheimnis unserer thatsächlichen Schwäche kundgethan; wir schwammen geradezu in einem Meer von Illusionen, und die Kunde von einem ersten Erfolge in Saarbrücken bestärkte uns nur noch in der guten Meinung, die wir von uns hegten. Man amüsierte sich wohl ein wenig über die Rolle, die eine berühmt gewordene telegraphische Depesche den präsumptiven Thronerben spielen ließ: der Kaiser erzählte seiner Gemahlin, daß der kleine Louis eine zu seinen Füßen niedergefallene Bombe aufgenommen und daß das Regiment vor Rührung darüber geweint habe; der kleine Louis wurde seitdem vom pariser Volk nicht anders genannt als

das enfant de la balle.[1] Das war zu einer Zeit, wo man noch lachte und Wortspiele liebte.

Zwei Tage darauf traf die Nachricht von einem großen Siege ein. Es war an einem Sonnabend, einem schönen Sommertage. Noch niemals hatte ich so etwas gesehen, und zweifellos werde ich es auch nicht wiedersehen. Eine ganze Bevölkerung, die vor Freude toll geworden war und ohne Besinnung hin und her lief, ohne zu wissen wohin. Man drückte sich die Hände, umarmte sich unter Freudenthränen, ohne sich zu kennen. Auf der Place de la Bourse war die Menge unermeßlich, sie schwenkte die Hüte in der Luft und jubelte. Man erkannte in einem offenen Wagen Madame Gueymard und bat sie um die Marseillaise; mit ihrer mächtigen Stimme begann sie dieselbe zu singen, und 50,000 Menschen fielen im Chor in den Refrain ein. Wie durch Zauberei hatten sich alle Häuser mit Fahnen geschmückt; dazu die lärmendste, geräuschvollste Kundgebung einer an Wahnsinn grenzenden Freude.

Eine Stunde darauf begann sich ein Gerücht zu verbreiten, die Nachricht wäre falsch. Dasselbe durchlief die Stadt wie ein Lauffeuer. Man eilte nach dem Ministerium, nach den Zeitungsredaktionen, überall hin, wo man annehmen konnte, richtige Nachrichten zu erhalten. Man mußte sich darein ergeben: dieser vorgebliche Sieg war nur ein Scherz des Herrn von Bismarck, der sich ohne Zweifel das Vergnügen gemacht hatte, die Leichtgläubigkeit der Pariser auf die Probe zu stellen. Aus dem tollsten Freudenjubel verfiel man mit einem Schlage in einen Ausbruch von Raserei, der sich nicht beschreiben läßt. Die Menge hätte die Minister erwürgt, wenn sie ihrer habhaft geworden wäre. Die Enttäuschung war zu arg; es war ein Wutausbruch, der schließlich in Spöttereien überging, wie es in Paris stets geschieht. Am folgenden Tage wollte niemand an diese riesige Ente geglaubt haben! Man fand auf dem Boulevard nur noch Leute, die sich nicht hatten täuschen lassen .... die ganz richtig gesagt hatten .... wo zum Teufel wird unsere Eigenliebe sich nicht noch einzunisten!

Ich habe einen Augenblick bei dieser Episode verweilt; hier hatte der Beobachter zum erstenmal Gelegenheit, diese pariser Bevölkerung recht zu beobachten: wie leicht sie außer sich kommt; wie leichtgläubig, blind, leidenschaftlich sie ist, und

---

[1] Enfant de la balle, Kind mit der Kugel (in dieser Bedeutung richtiger à la balle); enfant de la balle, ein Kind, welches seines Vaters Beruf ergreift oder darin aufgewachsen ist; besonders gern von Komödiantenkindern gebraucht.

wie wenig man auf ihren gesunden Menschenverstand und ihre Vernunft rechnen kann! Sie handelt stets nur nach Laune und treibt beständig wie ein steuerloses Schiff auf einem von entgegengesetzten Winden bewegten Meere, sie fällt aus einem Extrem ins andere, aus der mindest begründeten Zuversicht in die tiefste Entmutigung. Nach jenem kurzen Augenblick, wo Paris von toller Freude förmlich strahlte, verfiel es in die alleräußerste Mutlosigkeit. Ich muß gestehen, daß dieser Zwischenfall, der sonst ohne Folgen blieb, mir, ebensowenig wie anderen kühlen Gemütern, gerade keinen guten Begriff von der Widerstandskraft beibrachte, die eine solche Bevölkerung jemals Unglücksfällen würde entgegensetzen können.

Dabei sah ich keineswegs alle jene voraus, die uns Schlag auf Schlag treffen sollten: Am 4. bei Weißenburg der General Douay besiegt und getötet, und am zweiten Tage danach, am 6., jene ewig beklagenswerte Niederlage Mac Mahons, der bei Wörth, Froschweiler und Reichshofen gänzlich vernichtet wurde. Durch die offene Bresche stürzte sich der Strom der deutschen Armee. Es gab keine Täuschung mehr: das war die Invasion.

An diesem Tage sahen die Pariser zum erstenmal an ihren Augen das Gespenst der Belagerung ihrer Stadt vorüberziehen. Sie wußten fast gar nichts von der Wahrheit, die damals nur in unvollständigen und gefälschten Fetzen zu ihnen drang; sie ahnten in keiner Weise, daß diesen drei- bis viermalhunderttausend Mann, die auf Frankreich losgelassen waren, andere Hunderttausende und diesen bald die ganze männliche Bevölkerung von Alt-Deutschland folgen würde. Dennoch aber hatten sie eine Art flüchtiger Vision von dem, was ihnen bevorstand.

Alsbald waren sie schleunigst auf zwei Maßregeln bedacht: die Befestigungswerke in stand zu setzen und die Deutschen, die in Paris wohnten, schnellstens hinauszujagen. Aber das war nur ein Gedanke. Was die deutsche Bevölkerung betrifft, so bewiesen die Nationalökonomen höchst gelehrt, daß es ein großer Fehler sein würde, sie fortzuschicken, denn wer sollte dann die Straßen kehren? die Stiefeln putzen? die Kleider anfertigen? die Geschäfte der Geldaristokratie ausklügeln? Sie waren gute Leute, diese Biertrinker, sehr betriebsam, sehr nüchtern, die uns bereicherten, indem sie ihre Geschäfte trieben, und es wäre ein schwerer Fehler gegen die von Say aufgestellten Grundsätze, sich ihres Beistandes zu berauben. So folgerte der einflußreiche M. Chevalier, Mitglied des Instituts,

Senator, Apostel des Freihandels und Engel des ewigen Friedens; aber die angeborene Sorglosigkeit der Pariser ging noch weiter als seine Predigten. Wir sind einmal so: wir schreien wie die Besessenen über einen Mißbrauch, unter dem wir leiden, und des Abends gehen wir ganz vergnügt ins Theater. Man hatte die Landsleute Bismarcks sehr bald vergessen. Allerdings währte das nicht lange, und bald sollten sie wieder an die Reihe kommen.

Die Sorge um die Befestigungen hielt kaum länger an. Die Journalisten schrieben zahlreiche Artikel, um darzuthun, daß Paris niemals mit weniger als 1,500,000 Mann — 1,200,000 gering gerechnet — eingeschlossen werden könne, daß ein fester Platz, der sich mit Lebensmitteln versehen und seine Verbindungen offen halten könne, uneinnehmbar sei, man müßte ihn denn mit Sturm erobern. Was den Sturm beträfe, so wären wir auch noch da . . .! Man zählte die Hilfstruppen und jenes tapfere Heer von 400,000 Nationalgardisten auf, das alsbald aus der Erde emportauchen würde, wenn unsere Generale mit dem Fuße auf den Boden stampften. O, sie sollten nur kommen! sie würden schon sehen . . . .

Wir beruhigten uns mit diesen Hirngespinsten, die wir damals, wie alle Welt, für etwas Wirkliches ansahen. Aber unsere Leidenschaft überzeugte uns noch leichter als alle Beweisführungen der Leute vom Handwerk. Wir fragten uns nicht gerade, ob man sich auf diese Befestigungswerke sicher verlassen dürfe, auf die man so stark zu rechnen vorgab. Nein, wir gingen von jener hartnäckigen und wie alle vorgefaßten Meinungen tief wurzelnden Vorstellung aus, es wäre unmöglich, daß der Feind bis Paris vordringen und es beschießen würde. Diese Ungeheuerlichkeit konnte uns nicht in den Sinn kommen. Der heilige Boden des Vaterlandes würde sich ohne Zweifel aufthun und die preußischen Bataillone verschlingen, bevor diese schreckliche Entweihung sich vollziehen könne.

Es giebt Völker, deren schon von Natur zum Traurigen hinneigende Einbildungskraft oft von schwarzen Schatten heimgesucht wird. Der Sinn der Pariser, im Gegenteil, steht stets der Leichtgläubigkeit und den Hoffnungen offen. Niemals sehen sie der Wirklichkeit, die ihnen mißfällt, gerade ins Gesicht, sie gleichen dem Strauß, der den Kopf zwischen zwei Steinen verbirgt, um den Jäger, der auf ihn zielt, nicht zu sehen. Sie vertrösten sich bis zuletzt mit angenehmen Luftschlössern und wenden von einem Unglück, das sie sich nicht mehr verheimlichen können, gern die Augen ab.

Es war, als habe man sich in der ganzen Presse zu Lügen verabredet, die der nationalen Eitelkeit schmeichelten. Man konnte die Fortschritte der Deutschen und ihre wiederholten Erfolge, wo immer sie mit unseren Truppen zusammentrafen, nicht mehr verheimlichen. Aber man half sich mit stets bereit gehaltenen Entschuldigungen, um unsere krankhafte Eigenliebe in unseren Augen zu beschönigen. Unsere Niederlagen waren ruhmreicher als Siege, und man nannte den Tag von Wörth einen sieghaften Unfall. Man pries den Ruhm unserer Rückzüge und den Heldenmut der Soldaten, die sie ausführten.

Eines Tages erschien Edmond About, der naiv erzählte, was er nach dem Tage von Reichshofen gesehen hatte: wie die Truppen Mac Mahons in voller Auflösung begriffen waren, die Zuaven ihre Waffen wegwarfen, sich betranken und plünderten, die Generale den Kopf verloren hatten und ohne Schwertstreich hundert Lieues Terrain dem Feinde überließen, wo fünfhundert entschlossene Männer genügt hätten, einer Armee die Übergänge streitig zu machen. Nach dieser Enthüllung erhob sich gegen den unglücklichen Feuilletonisten ein einziger Schrei des Unwillens. Man nannte ihn einen Preußen. Es gab Wahrheiten, die nicht ausgesprochen werden durften, und dieselben Europa zu enthüllen, war ein Verrat. Übrigens war das auch alles nicht genau; er hatte schlecht gesehen, er übertrieb. Wie konnte man annehmen, daß die Helden von Alma, von Magenta und Solferino schimpflich vor den Panduren geflohen sein sollten.

Panduren! Wir nannten sie Panduren, Hunnen, Vandalen, und wir ergossen über sie alle Schmähungen, die das Wörterbuch und die Geschichte uns lieferten; ach, ehrlich gestanden, wie wenige von uns waren imstande, sich die Fortschritte zu erklären, die dieses kleine, bescheidene Preußen nicht nur im Gebrauch der Waffen gemacht hatte, sondern auch in den Wissenschaften und Künsten, die den Ruhm des Friedens bedingen! Macaulay, der vorsichtige und scharfsinnige Beobachter, hatte schon 1843 erklärt, daß die preußische Monarchie, der jüngste unter den europäischen Großstaaten, den sowohl seine Bevölkerungszahl wie seine Einnahmen auf die fünfte Stelle verwiesen, in Bezug auf den gediegenen Unterricht, den Geschmack an den Künsten und die Fähigkeit für alle Zweige der Wissenschaft nach England die zweite einnähme.

Von uns war nicht einmal die Rede! Ohne Zweifel irrte sich Macaulay; denn als guter Engländer liebte er uns nicht eben sehr, und der Haß leitet irre. Aber wie hätte man uns

in Erstaunen gesetzt, wenn man uns dieses Urteil mitgeteilt hätte, das von einem Kopfe gefällt worden war, der für einen der unparteiischsten und bedeutendsten Europas gilt. Wir, die große Nation, an der dritten Stelle! Wir, die wir die Blicke der ganzen Welt auf uns gerichtet glaubten, weil die ganze kosmopolitische Lebewelt sich in Paris kleiden ließ und unsere Refrains sang! Wir mußten noch viele Unglücksfälle durchmachen, bevor wir so wenig schmeichelhafte Wahrheiten für uns gelten ließen. Ganz abgesehen davon, daß es vielleicht gar nicht so unbestreitbare Wahrheiten sein möchten, wie Macaulay zu glauben schien!

3.

Nachdem der erste Augenblick der Bestürzung vorüber war, schwang sich Paris mit der nur ihm eigenen Schnellkraft seines Optimismus wieder zur Hoffnung auf. Das Ministerium Ollivier wurde an einem Tage beseitigt, und man stellte an die Spitze der Regierung den General Montauban, Grafen von Palikao. Das war ein alter Fuchs, dem es nicht schwer wurde, uns zum Narren zu haben. Ich würde sogar sagen, wenn ich mir erlauben darf, mich dieses Kommiß-Ausdrucks zu bedienen, daß er uns alle hineingelegt hat. Er hatte die schlechte Wirkung, welche die Aufschneidereien und Prahlereien der gefallenen Regierung auf die Bevölkerung ausgeübt hatte, wohl bemerkt und nahm mit unendlicher Geschicklichkeit gerade das Gegenteil dieses Systems an. Er gab über die militärischen Vorgänge überhaupt keine Nachricht mehr. Jeden Tag nach der Sitzung nahm er zwei bis drei von seinen Vertrauten beiseite und flüsterte ihnen rätselhafte Worte ins Ohr: „Wenn Paris wüßte, was ich weiß, so würde es heute abend illuminieren .... Pst!" fügte er hinzu und legte den Finger auf den Mund.

„Pst!" wiederholte Paris denselben Abend ganz leise vom Boulevard Montmartre bis zur Chaussee d'Antin.

Und ließ ein Mitglied der Linken, beunruhigt durch dieses Stillschweigen, sich einfallen, in der Kammer einige bestimmtere Nachrichten zu verlangen, so antwortete der Minister:

„Ich kann nichts sagen, aber alles geht gut ...."

Und wenn man ihn zu sehr drängte:

„Ich habe zu thun ... Ich muß gehen."

Oder auch:

Es ist mir unmöglich, länger und lauter zu sprechen; ich

habe seit zwanzig Jahren eine Kugel in der Brust, und das verbietet mir das lange Reden."

Und man war entzückt über diese Art und Weise, ausweichend zu antworten: — Was für ein Mann! Seit dreißig Jahren hatte er eine Kugel in der Brust!

Die Zeitungen beobachteten nicht das gleiche Schweigen wie Palikao. Jeden Morgen ließ sich auf die Kiosks eine Wolke phantastischer Berichte nieder, die das Vertrauen und die gute Laune der Pariser in Atem hielten. Eines Tages erzählte man, es wären zehn preußische Regimenter, die gegen einen jäh abfallenden Steinbruch gedrängt waren, mit einem Schlage in die Tiefe gestürzt worden, und hierbei 20,000 aufeinander getürmte Menschen umgekommen. — Ein schreckliches Purée! Am folgenden Tage hätten einige französische Soldaten, die so gethan hätten, als wollten sie in aller Unschuld am Rande eines Teiches ihre Wäsche waschen, das Gros der feindlichen Streitkräfte angelockt, und Bazaine diese dann durch eine schnelle Schwenkung umzingelt und vernichtet.

Man berechnete die Zahl der seit Beginn des Krieges gefallenen Preußen: nach Hunderttausenden zählte man ihre Leichname. Niemals hatten die Griechen, diese Gascogner des Altertums, wenn sie die Niederlagen des Xerxes aufzählten, ein so schreckliches Blutbad angerichtet. Paris verschlang diese Geschichten. Einer meiner Freunde, ein sehr geistreicher, aber etwas skeptischer Mensch, hatte das Privileg, ganz unerhörte, unwahrscheinliche zu erfinden, auf die er zu seinem Vergnügen die leichtgläubige Menge anbeißen sah. Er hat ihrer auf eigene Rechnung ein halbes Dutzend in Umlauf gesetzt, und als ich ihn eines Tages fragte, nachdem ich ihn mit der ernsthaftesten Miene von der Welt eine von diesen Windbeuteleien hatte erzählen hören, was er an diesem Gebaren für ein Vergnügen fände, sagte er:

„Ich! gar keins, es geschieht aus Menschenfreundlichkeit. Da werden nun die Leute mit heiteren Gedanken zu Bett gehen; sie werden die angenehmsten Träume von der Welt haben; sie werden bis morgen glücklich sein. Ist das etwa nichts?"

Das Erstaunliche dabei ist, daß ich ihn die Leichtfertigkeit der Pariser zwanzigmal auf die härtesten Proben habe stellen sehen, ohne sie jemals zu ermüden. Ihre Neigung, sich an Neuigkeiten, die ihnen angenehm sind, zu weiden, ist so groß, daß er sie auch dann noch angeführt hätte, wenn er ihnen eine von den Geschichten der Prinzessin Scheherezade aus Tausend und eine Nacht erzählt haben würde. Eines

Abends, als er vielleicht etwas weit gegangen war, wandte sich einer meiner Bekannten vom Boulevard, der ihm zugehört hatte, an mich und sagte in bedauerndem Tone:

„Ich weiß wohl, daß kein wahres Wort an all diesen Geschichten ist; aber das ist gleich, es macht immerhin Vergnügen!“

Es macht immerhin Vergnügen! Ja, darin liegt die Lösung des Rätsels. Der herben Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen, ist peinlich, und sich in tröstlichen Täuschungen zu wiegen, ist so süß! Und dennoch ließen einige ernste Stimmen furchtsam einige Bedenken einfließen. Man hätte sogar, wäre man den der Hoffnung zugänglichsten Gemütern auf den Grund gegangen, ein gewisses Gefühl der Unruhe bei ihnen gefunden, welches sich jeden Tag deutlicher bemerkbar machte.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, Bazaine wäre in Metz eingeschlossen worden und würde dort belagert. Waren alle guten Nachrichten, die wir Schlag auf Schlag von der lothringischen Grenze erhielten, wahr, weshalb blieb er denn beinahe unthätig dort unten, anstatt sich auf Paris zurückzuziehen? Man schickte Mac Mahon, der im Lager von Chalons stand und mit der Bildung einer neuen Armee beschäftigt war, ein Regiment nach dem anderen. Aber diese zusammengewürfelte Armee, bei der die pariser Mobilgarden das Gros bildeten, flößte nur ein mäßiges Vertrauen ein. Wir hatten sie ausziehen sehen, diese Mobilgarden, die das Volk in der Umgangssprache die Moblots genannt hatte, und ihre Haltung war nicht danach angethan, um zu ihrer Disciplin und ihrem Mut Vertrauen zu fassen. In aufgelösten Reihen, singend, viele betrunken, waren sie durch Paris gezogen, einzelne in Fiakern, andere auf dem Veloziped und in anderen Fuhrwerken, deren sie hatten habhaft werden können, wieder andere zu Pferde, der größte Teil zu Fuß, in Haufen, ohne Marschordnung, ohne Rangunterschied. Es war mehr eine Rückkehr von La Courtille[1] als ein Vorbeimarsch von Soldaten gewesen.

Kaum in Chalons eingetroffen, erfüllten die Gerüchte von ihren Ausschweifungen und ihren Thorheiten das ganze Land. Wir erhielten in Paris die bedauernswertesten Nachrichten;

---

[1] La Courtille hieß früher ein Teil der nördlichen Boulevards mit vielen Vergnügungslokalen; descente de la Courtille nannte man die lärmende Rückkehr der ausgelassenen Masken von dort in der Nacht vor Aschermittwoch.

einmal hatten sie im Lager Feuer angelegt; ein andermal hatten sie ihrem General, der ihnen von Ehre und Vaterland sprach, mit aufrührerischen Rufen geantwortet. Diese schon an und für sich tiefbetrübenden Mitteilungen wurden, indem sie von Mund zu Mund gingen, noch durch lächerliche Übertreibungen aufgebauscht; wie sollte man mit solchen Soldaten erprobten und siegreichen Truppen widerstehen?

Stündlich erfuhr man von dem Vordringen dieser Truppen durch die östlichen Provinzen. Die Städte fielen ihnen eine nach der anderen in die Hände, alle öffneten ihre Thore; eine große Stadt zitterte vor vier Ulanen, die sie zur Übergabe aufforderten. Diese vier Ulanen sah man überall zu gleicher Zeit, hurtig und ungreifbar, und bei ihrer Annäherung gab es ein allgemeines „Rette sich, wer kann!" Die festen Plätze Lothringens und des Elsaß hielten sich wacker gegen diese Überschwemmung, die sich um sie ergoß, und deren Wellen an ihre Mauern schlugen, aber der Feind ließ Abteilungen zu ihrer Belagerung zurück, und rückte inzwischen selbst in Eilmärschen immer weiter vor; die Vorhut seiner Heersäulen bedrohte schon die Champagne. Jetzt konnte man sich nicht mehr mit leeren Hoffnungen vertrösten. Innerhalb acht Tagen, sagen wir lieber vierzehn, konnte der Kronprinz mit seiner siegreichen Armee in der Ebene von Gennevilliers erscheinen.

Das war das zweite Mal, daß Paris ernstlich an die Belagerung dachte, da es dieselbe so nahe bevorstehend sah. Doch ließ es sich dadurch noch nicht so in Aufregung versetzen wie die Umstände es forderten. Worauf hoffte es? Was erwartete es? Ich weiß es nicht, und Paris selbst hätte das auch wohl nicht sagen können. Aber es hoffte immer auf ein unvorhergesehenes Ereignis, auf ein Wunder, auf irgend etwas.

4.

Dieses Etwas kam.

Man erfuhr, daß die Armee Mac Mahons, anstatt den Deutschen den Weg zu verlegen oder sich auf die Hauptstadt zurückzuziehen, um unter ihren Mauern eine große Schlacht zu liefern, sich nach dem Norden in Bewegung setzte, um allem Anschein nach Bazaine die Hand zu reichen, den sie zu entsetzen beabsichtigte.

Ich will über diese strategische Bewegung, deren Folgen so verhängnisvoll für uns wurden, nicht urteilen. Ich weiß nicht, ob sie, schneller ausgeführt, hätte gelingen können.

Ich verstehe mich nicht recht auf militärische Operationen und habe hier keinen anderen Zweck, als die Rückwirkung jener großen Ereignisse auf die Pariser Bevölkerung zu schildern.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß sich bei dieser Nachricht jeder Brust ein Seufzer der Erleichterung entrang. Es kann sein, daß die Leute vom Handwerk und die klugen Politiker über diese Entscheidung bestürzt gewesen sind, und man erzählt, Herr Thiers wäre vor dem Grafen Palikao auf die Knie gefallen und habe ihn beschworen, einen Gegenbefehl zu erlassen. Ich rede nur von den Eindrücken, wie sie die Menge äußerte: sie war entzückt. Die Gefahr entfernte sich, um nicht wiederzukehren; so glaubten sie wenigstens. Man zählte mit Befriedigung die Zahl der Regimenter auf, die unter Mac Mahons Führung marschierten. Die Truppen Bazaines durfte man nicht unter 180,000 Mann schätzen, den Kern der französischen Armee! Was konnte man nicht von diesen beiden Generalen erwarten, von denen der eine durch seine Niederlage größer geworden, während der andere ebenso durch seine unbezähmbare Energie wie durch seine militärischen Talente bekannt war und sich überdies in letzter Zeit dadurch noch populärer gemacht hatte, daß er den Kaiser und die Federbüsche seines Generalstabes aus Paris entfernte.

Es war an einem Sonnabend Abend, als sich in Paris die traurige Nachricht von einem großen Unglücksfall verbreitete. Seit zwei Tagen hatte ganz Paris auf den Boulevards und in den Straßen gelegen, und jeder hatte den ihm Begegnenden gefragt: „Nun, was giebt es Neues?“ Die widersprechendsten Gerüchte waren unaufhörlich in dieser unruhigen, überreizten, fieberhaften Menge umgegangen. Man hatte als unzweifelhaft erfahren, daß in der Umgegend von Sedan eine furchtbare Schlacht geschlagen worden war und daß dieselbe mit verschiedenen Schwankungen noch fortdauerte. Aber der schließliche Ausgang? Diesen Ausgang kannte man nicht und erwartete ihn in unbeschreiblicher Aufregung. Die Kiosks waren von ausgestreckten Händen belagert, die einander die Zeitungen entrissen; man stieg auf die Bänke der Boulevards, um sie laut vorzulesen. Aber man stellte nur Vermutungen auf, die sich gegenseitig aufhoben. Nichts Gewisses, nichts Bestimmtes. Diese Menschenmenge, so ganz ohne offizielle Nachrichten, war nervös überreizt; bei den ersten Worten einer Unterhaltung nannte man sich einen Preußen oder einen Schwachkopf, und um ein Nichts war man imstande, Karten auszutauschen. Man sprach kurz, schroff; überall verstörte Gesichter.

Um acht Uhr abends ging ich nach dem Bureau des „Gaulois," um Nachrichten zu erfahren, wenn man zufällig solche erhalten haben sollte. Zu meiner Überraschung fand ich die Thür sorgfältig verschlossen, und nur für die Eingeweihten wurde sie vorsichtig geöffnet. Ich trat ein; auf allen Gesichtern war die Bestürzung zu lesen. Man reichte mir eine Zeitung, die einer unserer Berichterstatter, der soeben aus Brüssel gekommen war, in der Tasche mitgebracht hatte. Dort las ich in Verzweiflung und Bestürzung jene ganze Geschichte der Kapitulation von Sedan, die schon sechsunddreißig Stunden alt war, ohne daß in Paris irgend jemand etwas davon wußte.

„Ist es möglich!" rief ich tieferschüttert.

Leider war kein Zweifel möglich. Der Chefredakteur war selbst mit der Nummer in der Hand zum Polizeipräfekten gegangen, um ihn zu fragen, ob die Darstellung mit der Depesche übereinstimme, welche die Regierung erhalten. Der Polizeipräfekt hatte den Kopf gesenkt. Wir verhandelten die Frage, ob man sofort eine Ausgabe des „Gaulois" veranstalten sollte, die die verhängnisvolle Nachricht verbreitete. Einer von uns bemerkte, daß das sehr unklug sein dürfte, da in dem erbitterten Zustande, in dem sich, wie man sähe, die Gemüter befänden, unsere Bureaus in der ersten Raserei vielleicht verwüstet und verbrannt werden könnten. So stand man denn davon ab.

Aber nichtsdestoweniger drang das Gerücht mit wachsender Schnelligkeit unter die Menge. Kein Mensch kennt die Einzelheiten; aber daß uns etwas Schweres zugestoßen, das schien gewiß, das leuchtete aus aller Augen. In dieser Nacht schlief in Paris kein Mensch. Die Sitzung des gesetzgebenden Körpers war auf Mitternacht angesetzt.

Ach! wenn die Kammer in dieser letzten Stunde ihre Pflicht gethan hätte, wenn sie die Lage fest ins Auge gefaßt, die Geschicke Frankreichs sofort in die Hand genommen und aus ihrer Mitte eine Regierung geschaffen hätte, in der Paris und die Provinz gleichmäßig vertreten waren, wieviel Unglück wäre uns erspart geblieben! Aber so stand es geschrieben, wie die Orientalen sagen. Kein Mensch konnte zu einem Entschluß kommen, und man verschob die zu ergreifenden Maßregeln auf den nächsten Tag.

Der nächste Tag war Sonntag der 14. September. Die Republik war fertig.

Zweites Kapitel.

Einleitung der Belagerung.

1.

Es war ein großes Unglück, aber es war unvermeidlich.

Ohne Zweifel wäre es besser gewesen, eine provisorische Regierung der nationalen Verteidigung zu errichten und nicht bei einer Frage vorzugreifen, zu deren Entscheidung ganz Frankreich berufen gewesen wäre. Man hätte sich viele und sehr ernste Unannehmlichkeiten erspart, von denen wir in den folgenden Kapiteln zu berichten haben werden. Man hätte die Provinz nicht beunruhigt, die bei dem Worte Republik noch immer an weiter nichts denkt als an die Metzeleien von 1793, die fünfundvierzig Centimes des Herrn Garnier Pagès[1] und die Junitage. Man wäre in seinem Eifer, Paris Hilfe zu bringen, nicht erkaltet; man hätte nicht gewissen Städten die Berechtigung gegeben, sich von der großen nationalen Einheit loszulösen und auch ihrerseits nach dem Beispiel von Paris, das die seinige geschaffen hatte, eine lokale Regierung zu proklamieren. Diese Anmaßung der Hauptstadt, ihren Willen den Departements aufzuzwingen, mußte diese in eine schlechte Stimmung versetzen. Es war eine schwierige Aufgabe für sie, ohne Ärger und Eifersucht mit anzusehen, wie die gesamten Abgeordneten von Paris die Macht an sich rissen, während ihre Vertreter systematisch beiseite geschoben wurden.

Aber diejenigen, welche diesen Ereignissen beigewohnt haben, wissen, daß dieselben sich mit einer so furchtbaren Hast überstürzten, daß man zum Überlegen keine Zeit hatte. Die Republik proklamierte sich sozusagen von selbst, und man improvisierte — sagen wir lieber, man flickte — bei der allgemeinen Auflösung aller bestehenden Behörden, die fassungslos aus-

[1] Als Garnier Pagès 1848 Finanzminister der provisorischen Regierung geworden war, beschloß er, um den Staat vor dem Bankerott zu retten, die vier direkten Steuern um 45 Centimes vom Hundert zu vermehren. Dieser Beschluß wurde, als der einzige mögliche, von der Regierung einmütig angenommen. Anfangs stimmte die öffentliche Meinung diesem Beschlusse zu, und die Erhebung der Steuern vollzog sich mit Leichtigkeit. Später aber reizten die Parteien das Volk gegen die „45 Centimes" auf und machten daraus der Regierung ein Verbrechen. (S. H. Martin, Hist. de France; V. 333. 34.)

einanderstoben, eine Regierung zusammen, so gut es eben ging. Die Geschichte dieses Sturzes eines Kaisertums, das einen Monat zuvor von acht Millionen Stimmen bestätigt worden war, werden andere erzählen. Ich selbst bezwecke nur, die Physiognomie von Paris während dieser aufeinanderfolgenden Umwälzungen festzuhalten.

Niemals, und sollte ich tausend Jahre leben, werde ich die Aufregungen dieses außerordentlichen Tages vergessen. Man hatte am Abend vorher das schrecklichste Mißgeschick erfahren, mit dem jemals ein Volk heimgesucht worden ist: man hatte mit Bestimmtheit die greifbare Gewißheit einer unabwendbaren Belagerung vor Augen; man war unter diesem Keulenschlage in den tiefsten Abgrund gestürzt und hatte sich verzweiflungsvoll niedergelegt. Der folgende Tag war ein Sonntag, ein Festtag für die pariser Bevölkerung. Heller Sonnenschein glänzte am Himmel, und man badete gleichsam seine Augen in dem Licht und der Wärme eines jener ersten Herbsttage, die in Frankreich so schön sind. Es schien, als hätten alle düsteren Erscheinungen der Nacht bei der Klarheit dieses prächtigen Morgens sich verflüchtigt. Das gesamte Volk von Paris war zu den Boulevards gewandert, wo die Menge auf beiden Trottoirs sich in langen Windungen fortschob. Auf allen Gesichtern stand die Fröhlichkeit geschrieben; man plauderte, man lachte. Jeden Augenblick zogen Bataillone der Nationalgarde, die einen bewaffnet, die andern ohne Waffen, unter Gesang auf dem Fahrweg vorüber. Sie hielten von Zeit zu Zeit an, um zu rufen: „Es lebe die Republik!“ und ungeheure Beifallsstürme antworteten ihnen: „Es lebe die Republik!“

Bald verbreitete sich das Gerücht, daß sie soeben offiziell im Palais législatif proklamiert worden wäre. Diese ganze Menge — und Gott weiß allein, ob sie nur aus Republikanern bestand — begrüßte sie wie eine alte Freundin, auf deren Rückkehr man schon lange gerechnet hat, und die endlich wiederzusehen man hoch erfreut ist. Es herrschte in den Straßen die friedliche Erregtheit einer Bevölkerung, deren Herz von Freude erfüllt ist. Kein rohes Toben; kein lärmendes Drängen; keine wilden Kundgebungen. Nein, es war eine hochgehende und geistreiche Fröhlichkeit, die von allen Seiten in Händedrücken, in gegenseitigen Beglückwünschungen, in scherzhaften Äußerungen aufblitzte. Man sah nur Arbeiter oder Nationalgardisten auf langen Leitern, die mit Hammerschlägen die N abschlugen, die sich in erhabener Arbeit auf den Schildern der

amtlichen Lieferanten abhoben. Das Volk versammelte sich um den Vollstrecker des Zerstörungswerkes. Es richtete seine Mahnungen an ihn, die er in der Form von Quodlibets zurückgab. Und dann erscholl auf beiden Seiten langanhaltendes Gelächter. Die Cafés waren gefüllt und überfüllt von Gästen, die, während sie Liköre tranken, mit den Augen dieses unerhörte Schauspiel verfolgten und zu dem Schauspiel ihr Teil beitrugen, indem sie sich an der allgemeinen Freude beteiligten.

Und die Preußen? Und die bevorstehende Belagerung? Ach, was! Jetzt handelte es sich wohl um die Preußen und die Belagerung! Man hatte mit den Sorgen Waffenstillstand geschlossen. Im Vorübergehen hörte ich, wie ein Arbeiter zu einem seiner Kameraden sagte:

„Jetzt, wo wir sie haben, werden sie nicht mehr zu kommen wagen!“

Sie, das waren die Preußen, wir haben sie, damit meinten sie die Republik. Man darf nicht lächeln; es war das eine Stunde lang die tolle Idee der ganzen pariser Bevölkerung. Sie ist so sehr gewöhnt, sich mit Phrasen abfinden zu lassen, daß sie allen Ernstes glaubte, bei dem bloßen Wort Republik würden die Preußen bestürzt stehen bleiben. Sie bildete sich ein, das wäre eine von jenen Zauberformeln, die die Geister vertreiben und die Stürme beschwichtigen. Diese Naivetät wird vielen Leuten, die dieses Buch mit kaltem Blute lesen, ohne Zweifel unwahrscheinlich erscheinen. Aber ich berufe mich auf alle Augenzeugen des 4. September. Es waren ihrer zwei Millionen. Ja, wir haben alle gefühlt, wie die Nebel dieses sonderbaren Traumes uns in die Köpfe stiegen. Ja, wir haben uns alle an diesen so berauschenden Ereignissen benebelt, und mit einem Schlage waren gesunder Menschenverstand, Vernunft, klares Unterscheidungsvermögen, Überlegung davongeflogen. — Wenn ich jetzt daran zurückdenke, kann ich nicht recht begreifen, wie das zugegangen ist; aber ich habe an mir selbst die Wirkung erfahren, und ich glaube niemals vollständiger die Freude am Leben genossen zu haben als in diesen wenigen Stunden.

Des Abends ging ich auf Nachrichten aus zu einem von den Leuten, die, da sie an der Bewegung teilgenommen hatten, die amtlichen Ergebnisse kennen mußten. Er kam erst, als wir schon halb mit dem Essen fertig waren, ganz erschöpft von den Aufregungen, die er durchgemacht hatte. Er warf uns wie aufs Geratewohl die Namen der Regierung hin. Denn obgleich er

selbst dazu gehörte, gingen ihm doch alle Vorstellungen bunt durcheinander.

„Und Rochefort?“ fragte man ihn.

„Rochefort!“ sagte er uns, „ja, das ist eine schöne Geschichte! Die Regierung hatte sich schon konstituiert, und nachdem wir alle ernannt waren, hatten wir die Liste geschlossen. Da erschien er mit einer ungeheuren Menschenmenge, die ihn aus seinem Gefängnis befreit hatte, und man schrie: ‚Hoch Rochefort! Hoch Rochefort!‘“

Der General Trochu tritt an den jungen Journalisten heran, begrüßt ihn mit etwas verlegener Miene, und während er ihm bemerklich macht, daß die Regierung vollständig sei, daß man ganz gut auch ohne ihn fertig werden könnte, ladet er ihn doch ein, wenn es sein Wunsch wäre, am Tische Platz zu nehmen.

Der Pamphletschreiber hört ihn mit kalter Miene an und sagt dann in jenem sarkastischen Tone, aus dem wieder ganz der Verfasser der „Laterne“ herausleuchtete:

„Mein Gott, General! zu welchem Amt man mich auch geeignet finden möchte, ich werde dasselbe annehmen, ohne ein Wort zu verlieren. Wenn man mich zum Pförtner des Hotel de Ville machen will, so werde ich beim Öffnen der Thür denselben Patriotismus entfalten, wie Sie und Ihre Kollegen bei der Leitung der Republik.“

„Hoch Rochefort!“ brüllte die Menge.

Man mußte schon gute Miene zum bösen Spiel machen, und war dabei keineswegs im Unklaren über die Wirkung, welche der Name Rochefort auf die Provinz hervorbringen mußte, da er alles Mißtrauen und allen Haß auf sich vereinigte, die von Belleville[1] ausgingen. Aber man hatte sich aller Ängstlichkeiten und Besorgnisse entschlagen. Morgen erst die ernsten Geschäfte.

2.

Dieses Morgen kam, und Paris erfuhr nun genauer die Zusammensetzung jener Regierung, die eine zusammengebrochene Macht aufgerafft und sich die verzweifelte Aufgabe gestellt hatte, soviel Unglück gut zu machen und Frankreich zu retten. Wir wollen hier noch einmal die Bürger nennen, aus denen sie zu-

[1] Belleville, im Osten von Paris, ist eins der volkreichsten, besonders von den arbeitenden Klassen bewohnten Stadtviertel, Hauptsitz der ultrarevolutionären Bevölkerung, ebenso Ménilmontant und Montmartre.

sammengesetzt war. Es waren die Herren Emmanuel Arago, Crémieux, Jules Favre, Jules Ferry, Gambetta, Garnier-Pagès, Glais-Bizoin, Pelletan, Picard, Rochefort, Jules Simon. Man hatte den Vorsitz einstimmig dem General Trochu zuerkannt, den der Kaiser kurze Zeit zuvor unter dem energischen Druck der öffentlichen Meinung zum Gouverneur von Paris ernannt hatte.

Die Ministerien waren folgendermaßen verteilt worden: Gambetta hatte das Innere übernommen; Jules Favre die auswärtigen Angelegenheiten, Crémieux die Justiz, Ernst Picard die Finanzen, Jules Simon den öffentlichen Unterricht, das Kriegsministerium hatte man dem General Le Flô übergeben, die Marine dem Admiral Fourrichon, die öffentlichen Arbeiten einem Industriellen, Herrn Dorian, der damals in weiteren Kreisen wenig bekannt war, aber bald durch seine intelligente Thätigkeit einen bedeutenden Einfluß erlangen sollte, und endlich den Ackerbau und den Handel Herrn Magnin.

Unter all diesen Namen gab es kaum zwei oder drei, die der pariser Bürgerschaft Vertrauen einflößten. Man ehrte Jules Favre wegen seines unantastbaren Rufes vollkommener Ehrlichkeit, seiner allbekannten Uneigennützigkeit und Bürgertugend und seiner wunderbaren Rednergabe; aber man hielt ihn nicht für fähig, eine so schwierige Lage zu beherrschen, wie sie das Unglück von Sedan uns hinterlassen hatte. Man ahnte ja nicht, welchen Dienst er uns damit leisten sollte, daß er den Bericht seiner Unterredung mit Herrn von Bismarck schrieb. Man hatte Zutrauen zu Gambetta, obgleich er noch keine wirklichen Proben seiner Befähigung geliefert hatte. Er war dem Publikum kaum weiter bekannt als durch ein halbes Dutzend glänzender Reden. Aber man wußte, daß er jung, thätig, sehr kühn und umsichtig zu gleicher Zeit war; er vereinigte die ganze Glut des Südfranzosen mit der Verschlagenheit des Italieners; er hatte, während er sich die Zuneigung der Bürgerklasse zu erwerben wußte, zugleich auch eine große Gewalt über die eifersüchtigen und unruhigen Bevölkerungen von Belleville, Ménilmontant und Montmartre bewahrt. Kurz, er war populär, und dieses eine Wort erklärt in Frankreich alles, wo anerkanntermaßen nichts Eindruck macht als der Erfolg.

Ebenso war man für den General Trochu eingenommen; nicht daß man von seinen militärischen Talenten viel wußte, aber er hatte den Mut gehabt, während des Kaiserreichs ein Buch zu schreiben, in dem er auf die Fehler unserer mili-

tärischen Organisation hinwies, und die Ursachen unseres späteren Unglücks im voraus bezeichnet zu haben schien. Der Feldzug von 1870 hatte diesem Werke durch Thatsachen ein peinliches Interesse verliehen und dadurch seinem Verfasser eine ungeheure Volkstümlichkeit verschafft. Jedenfalls hatte dazu, es zu schreiben und es zu veröffentlichen, ein beträchtlicher Teil jenes Mutes gehört, der in Frankreich der seltenste von allen ist: des Bürgermutes. Der General Trochu hatte, indem er auf diese Weise den Befehlshabern der Armee und dem Kaiser offen seine Meinung sagte, sein Avancement in Frage gestellt und sich beschieden, es niemals zu etwas zu bringen. Durch einen unerwarteten Umschwung der Verhältnisse fügte es sich, daß dieses Buch, das auf seiner ganzen Carrière lasten und ihn in den niederen Graden festhalten mußte, ihn zur höchsten Macht brachte und ihm die Geschicke Frankreichs in die Hand gab.

Die Pariser hatten hinsichtlich seiner nur ein Bedenken gehabt. Der General Trochu hatte sich von Anfang an durch Proklamationen und Rundschreiben bekannt gemacht. Er schrieb zu gut. Auch plauderte er viel. Man stellte sich ihn immer vor, wie er an seinen Kamin gelehnt dastand und mit einem unglaublichen Wortreichtum seine Pläne und Luftschlösser den Zuhörern entwickelte, die fortwährend um ihn wechselten. Das ganz neue Beispiel der eiteln und emphatischen Beredsamkeit Oliviers und der kläglichen Ereignisse, die sie im Gefolge gehabt, hatte unsere Mitbürger eben erst darüber belehrt, was auf Phrasenmacher zu geben sei. Ein schreckliches Wort war von einem sehr talentvollen Journalisten, Herrn Jules Richard, über Trochu gebraucht worden; der Verfasser des Tagescouriers vom Figaro hatte ihn „einen militärischen Ollivier" genannt. Aber das Bedürfnis nach einem Manne, auf den man seine Hoffnung setzen durfte, war so drängend, daß man alles, was Befürchtungen erregen konnte, aus den Augen ließ und sich fast ohne Vorbehalt diesem neuen Erlöser hingab, den man sich erwählt hatte.

Jene Herren befanden sich einer wahrhaft kläglichen Lage gegenüber. Die pariser Bevölkerung hatte vollkommen die Preußen vergessen, aber daß die Preußen darum uns nicht vergaßen, das stand fest. Ohne Zweifel mußten sie sich eine kurze Erholung gönnen, um sich nach einer so gewaltigen Anstrengung etwas auszuruhen, ihre durch den Sieg decimierten Cadres wieder herzustellen, ihre Bewegungen nochmals zu prüfen, um in großen Massen den Weg zurücklegen zu können, der zwischen der französischen Grenze und der Hauptstadt liegt.

Aber daran zu denken, sie unterwegs aufzuhalten, wäre eine Thorheit gewesen, die keinem vernünftigen Menschen in den Sinn kam. Es gab keine Armee mehr, um ihrem Vordringen Widerstand zu leisten. Auf alle Fälle Frieden zu schließen, war eine weitere Unmöglichkeit. Wir hatten keine geordnete Regierung mehr, die Herr von Bismarck anerkennen wollte und die sich im Namen von ganz Frankreich vorstellen konnte. Es darf auch nicht verschwiegen werden, daß das Publikum in diesem Augenblick von jedem Gedanken an Frieden weit entfernt war. Nicht genug, daß es sich von dem Namen „Republik“ wie von einem unverletzbaren Schilde gedeckt glaubte, atmete es nur Wut und Rache. Niemals hatte die nationale Eitelkeit eine so schmerzliche Erniedrigung erfahren. Vergebens gingen wir die ganze Geschichte durch, wir fanden nirgends einen Schimpf, der mit der Kapitulation von Sedan zu vergleichen gewesen wäre, und alle beseelte der glühende Wunsch nach einer glänzenden Genugthuung. Wir wollten sie haben, wir mußten sie haben: „Laßt sie kommen!“ rief man, „laßt sie kommen! Sie werden sehen, was ein Volk leisten kann, das entschlossen ist, in Freiheit zu leben oder zu sterben.“ Man erinnerte bei jeder Gelegenheit an das Beispiel Spaniens, ohne daran zu denken, daß die Situationen ebenso verschieden waren, wie etwa die Berge der Sierra Morena von den weiten Ebenen der Champagne und der Beauce es nur sein können. Die Erbittertsten scheuten sich nicht zu schreien, wir wären viel näher an Berlin wie sie an Paris. Wir wären durch die Generale des Hofes zu Grunde gerichtet, durch eine ebenso erbärmliche wie verschwenderische Intendantur, durch einen widersinnigen Militarismus; — aber jetzt wäre es die Nation selbst, die sich in Waffen erheben und ihre Angelegenheiten selbst leiten würde. Wir werden ein neues 92 und jenen unsterblichen Aufschwung wieder haben, dem sich in dieser schrecklichen Not stets unsere Blicke zuwenden.

Jules Favre war nur das Echo des Volksbewußtseins, als er jene berühmte Phrase schrieb, die ganz Frankreich aus der Seele gesprochen war: „Weder einen Zoll von unserem Gebiet, noch einen Stein von unseren Festungen!“ Man darf nicht glauben, daß die besonnenen Leute nicht vom ersten Tage an die Schwierigkeit dieser Antithese und den häßlichen, unheildrohenden Duft bemerkt hätten, der dieser Redeblume entströmte. Von vornherein in einer so feierlichen Sprache zu erklären, daß man einem siegreichen Feinde nichts bewilligen würde, das hieß sich die Hände binden und sich verurteilen,

wenn die unerbittliche Not uns von Unglück zu Unglück triebe, sein Wort zurückzunehmen, oder auf die Gefahr einer neuen Revolution im Angesichte des Feindes hin auf die Gewalt Verzicht zu leisten. Mochte man auch den Entschluß kundgeben, auf dem man bestand, nichts vom französischen Gebiet abzutreten, es mochte das noch hingehen, und solche Herausforderung ließ sich verstehen. Aber weshalb hinzufügen: „noch einen Stein von unseren Festungen?" Die Phrase wiegte sich auf diese Weise in einem eleganteren Gleichgewicht. Aber wie nichtig war doch diese Erklärung! Steinhaufen berühren die Ehre einer Nation ganz und gar nicht, und man kann die zerstörten Festungen weiterhin wieder aufbauen. Es besteht selbst unter den Militärs die ziemlich verbreitete Ansicht, man müsse die festen Plätze schleifen, weil durch sie die Interessen einer Civilbevölkerung unabwendbar mit den traurigen Notwendigkeiten des Krieges verschmolzen würden, und anstatt ihrer große verschanzte Lager errichten, die ihre Stelle vertreten und die Drohungen eines Bombardements verlachen würden. Aber diese so verständigen Bemerkungen, deren Richtigkeit eine nahe Zukunft erweisen sollte, waren nur für eine kleine Zahl von politischen Männern, sie waren nicht für die große Menge berechnet. Mit Begeisterung nahm die Bourgeoisie die heilige Phrase auf: „Weder einen Zoll von unserem Gebiet noch einen Stein von unseren Festungen!" und wiederholte sie mit der überzeugtesten Miene. Und die wilden Demokraten vervollständigten sie mit den bezeichnenden Worten: „Noch einen Thaler aus unserem Schatz." Denn es gab eine Partei, die entweder in gutem Glauben oder grundsätzlich auf nichts hören wollte. Eine Zeitung berichtete folgende Unterhaltung, die, wie sie angab, zwischen einem Kaufmann der Rue du Sentier und einem tollen Belleviller stattgefunden hatte:

„Nun," sagte der Kaufmann, der seinen Mann aushorchen wollte, „man hat Frieden geschlossen, die Preußen ziehen sich zurück."

„Und man hat ihnen nichts bewilligt, hoffe ich?" erwiderte der Belleviller argwöhnisch.

„Weder einen Zoll von unserem Gebiet noch einen Stein von unseren Festungen."

„Noch einen Thaler aus unserem Schatz?"

„Noch einen Thaler aus unserem Schatz," bestätigte der Kaufmann, um seine Prüfung vollständig durchzuführen.

„Und welche Genugthuung hat man von ihnen gefordert?"

3.

Zwei Fragen traten der neuen Regierung als dringend und besonders drohend entgegen, die der Befestigung und die der Verproviantierung. Was hatte die gefallene Regierung in dieser Beziehung bis jetzt gethan, und was hinterließ sie zu thun?

Herrn Clément Duvernois, dem bisherigen Handelsminister, war die Aufgabe zugefallen, Paris zu verproviantieren. Herr Clément Duvernois, der der liberalen Partei sehr verdächtig war, besaß wenigstens das ziemlich seltene Verdienst, intelligent, thätig, besonders unternehmend zu sein; wenig von Skrupeln angefochten, erfreute er sich zugleich eines hohen Grades von Kühnheit und Entschlossenheit. Er hatte von Anfang an entschlossen mit dem gewöhnlichen Gange des Verwaltungs-Schlendrians gebrochen und im Fluge eine gewaltige Menge von Kontrakten mit allen großen Industriellen abgeschlossen, die sich anboten.

Man erinnert sich jenes patriotischen Ministers des Convents, der, als er zur Armee gesandt wurde, um die Maßnahmen der Generale zu beschleunigen, von deren Obliegenheiten er nichts verstand, stets wiederholte: „Man muß in großen Massen marschieren, operieren wir mit großen Massen," und der nichtsdestoweniger schließlich durch Anwendung dieses Systems den Sieg errang. So machte es im Grunde genommen auch Clément Duvernois. Er hatte über die Fragen, die eiligst zu lösen er durch die Nötigung der Umstände berufen worden war, keine besonderen Studien angestellt. Aber auch er operierte mit großen Massen. Er kaufte und kaufte noch fortwährend in großen Mengen.

Man raunte sich ins Ohr, wie erstaunt einer der größten Industriellen Frankreichs gewesen war, der wegen einer Beschaffung von Steinkohle mit dem Handelsminister in Verbindung trat.

„Steinkohlen," hatte der ungestüme Clément Duvernois gesagt, „ja, ohne Zweifel, wir brauchen Steinkohlen, viel Steinkohlen. Die Steinkohle ist das Brot der Industrie."

„Und welche Sorte wünschen Sie zu haben?"

„Welche Sorte?"

„Ja, es giebt drei Sorten."

Und der Minenbesitzer hatte ihre entsprechenden Eigenschaften aufgezählt.

„Sehr wohl! Dann von jeder ein Drittel," hatte der Minister gesagt.

„Und wieviel brauchen Sie?"

Der Minister bezeichnete eine Zahl; der Industrielle lächelte:

„Das wäre der Verbrauch eines Tages für Paris."

„O! wirklich!" sagte der Minister. . . . „Nun! dann soviel als wir unterbringen können."

„Soviel als wir unterbringen können," das war seine Devise, und es zeigte sich, daß es für den Augenblick die richtige war. Selbstverständlich kann ich nicht die genauen Zahlen der angehäuften Vorräte angeben, und ich weiß nicht, ob überhaupt jemand, selbst in den Bureaux des Ministeriums, sie vollkommen zuverlässig zur Verfügung haben würde. Die Geschichte allein wird später in dieser Beziehung wie in vielen anderen genaue Auskunft geben können. Ich bin nur ein pariser Bürger, der sich begnügt zu berichten, was man damals sagte und was für einen Eindruck diese Gerüchte auf die Volksstimmung hervorbrachten.

Ich gebe nach einer Zeitung vom 4. Oktober die folgende halbamtliche, wenn nicht amtliche Notiz, die in jenem Augenblick die Runde durch die Presse machte:

„Folgendes ist der Betrag der ungeheuern Vorräte, welche die Stadt Paris zur Zeit besitzt. Wir haben in den verschiedenen Parks der Hauptstadt, wie im Bois de Boulogne, dem Luxembourg und einigen anderen ungefähr 220,000 Schafe, 40,000 Rinder und 12,000 Schweine.

Da nun der tägliche Bedarf von Paris auf ungefähr 1000 Schafe und 700 Rinder geschätzt wird, so folgt daraus, daß wir genügende Hilfsquellen haben, um den kommenden Ereignissen ruhig entgegensehen zu können.

Was das Mehl anbelangt, so besitzt Paris davon einen Vorrat von 300,000 Centnern, ungerechnet die Quantitäten, die schon bei den Bäckern lagern und die auf 200,000 Centner geschätzt werden können.

Dreißig- bis vierzigtausend Centner gesalzenes oder konserviertes Fleisch und einen beträchtlichen Vorrat an gesalzenem Fisch. Endlich besitzt Paris noch einen ungeheuern Vorrat an Salz, hunderttausend Centner Reis, zehntausend Centner Kaffee, ohne die Mengen von verschiedenen Produkten zu rechnen, die sich in den Handelslagern der Hauptstadt befinden.

Die pariser Bevölkerung ist also vollständig verproviantiert und kann die Preußen vollkommen beruhigt erwarten."

Jene ungeheuren Parks voll Vieh mitten in Paris waren augenblicklich die besuchtesten Merkwürdigkeiten. Außer dem Bois de Boulogne und den öffentlichen Gärten hatte man im Innern der Befestigungen ungeheure Strecken wüsten Landes zu ihrer Aufnahme bestimmt und sie dort eingehegt, so gut es sich thun ließ. Junge Leute vom Lande, die als Mobilgarden dienten, waren zu ihrer Wartung kommandiert. Es war ein Jammer, diese armen Tiere zu sehen, die Sehnsucht nach ihren Ställen zu haben schienen und mit erhobenem, vorgestrecktem Kopf schnaubend ein langes, trauriges Gebrüll ausstießen. Sie trotteten auf einem durchsumpften Boden einher und sahen schläfrig die Besucher an, die sich durch den Kot dieser Lagerstätten heranwagten. Es befanden sich Milchkühe darunter, und unsere Mobilen, galant geworden, boten den Damen die noch schäumende und rauchende Milch an, die sie selbst gemolken hatten, und die Damen hoben zwanglos die Röcke auf, schritten lachend durch alle Hindernisse und zeigten, indem sie unmittelbar aus dem Holzgefäß tranken, ihre niedlichen weißen Zähne. Einige alte Stiere betrachteten aus der Ferne diese Scene mit verwunderten Blicken.

Die Schafe drängten sich in Haufen fröstelnd und trübsinnig gegen einander, die Mehrzahl litt an der Klauenseuche: „Seht,“ sagten die Spaßmacher, „jetzt weiß man, was es ist, wenn man im Café ‚Nasse Füße‘ speist.“ Man kann sich denken, wieviel Wagen Heu nötig waren, um diese Massen zu ernähren. Ein anderes Unglück bestand darin, daß das schlecht zu Rate gehaltene Futter alsbald unter die Füße gezogen und von dem Vieh beschmutzt wurde, das es dann nicht mehr wollte. Die Hälfte wurde verdorben und ging verloren. Als später der Frost eintrat, mußte man ihnen Baracken bauen, die eigentlich keinen Zweck hatten, denn jeder Tag der Belagerung verminderte ihre Zahl bis zu dem Augenblick, wo diese improvisierten Ställe den letzten Ochsen seinem letzten Tage entgegengehen sahen.

Die neue Regierung setzte mit fieberhafter Thätigkeit die von ihren Vorgängern begonnene Verproviantierung fort. Die Privatindustrie unterstützte sie dabei nach Kräften. Obgleich man noch nicht fest an die Belagerung und noch weniger an eine Einschließung glaubte, so fanden sich trotzdem doch zahlreiche Spekulanten, die in großer Eile und mit direkten Eisenbahnzügen ungeheure Mengen von Lebensmitteln aller Art kommen ließen. Die Bahnhöfe wurden mit Eßwaren vollgepfropft, die sich nur langsam in die Vorratshäuser entleerten.

die man in Paris hierfür improvisierte. Die Hallen sahen die Mehlsäcke, die Tonnen mit Rauchfleisch, die Käselaibe, die Konservenbüchsen und die zahlreichen Berge von trockenem Gemüse zu riesigen Haufen sich auftürmen. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, das einen Gargantua[1] mit Entzücken erfüllt hätte, solch unendliche Flut von Viktualien durch monumentale Thore in die weiten Gewölbe jener Reservoirs verschwinden zu sehen, die unerschöpflich schienen.

Alles, was von leeren öffentlichen Gebäuden in Paris vorhanden war, wurde zu diesem Zweck in Anspruch genommen. Es ist überflüssig, sie aufzuzählen. Ich werde als Beispiel nur die Neue Oper anführen und zeigen, wie man den Raum benutzte, den sie umschloß. Alle Welt weiß, daß das große Gebäude der Neuen Oper vollständig fertig und ihr Äußeres so gut wie vollendet war, als die Septemberrevolution ausbrach. Charles Garnier, der Architekt, war schon beschäftigt, die Bretterhülle zu entfernen, die einen Teil seines Meisterwerkes noch verdeckte. In Erwartung des großen Tages der definitiven Eröffnung schwelgte er schon vorher in dem Vergnügen dieser ersten Inauguration. Er ließ sich ganz und gar nicht träumen, daß dieses zu Ehren der Musik und des Tanzes errichtete Gebäude zunächst einer Menge von Zwecken dienen würde, die zu den schönen Künsten nicht die geringste Beziehung hatten.

Man fürchtete, daß wenn die Preußen unsere Wasserleitungen abschnitten, Paris eines Tages Wassermangel leiden würde. Da erinnerte sich Garnier, daß die Oper auf einem Wasserbassin erbaut war, das von den Höhen des Montmartre gespeist wurde. Er durchbohrte die Betonschicht, auf der die Fundamente des Gebäudes ruhten, ließ einen Strom hervorbrechen und füllte die mächtigen Tiefen der unteren Räume des Gebäudes mit Wasser.

Darüber schichtete er Kugeln von jeder Form, und in dem Maße, wie er von unten herauf zum Tageslicht emporstieg, füllte er jene ungeheuren Vorratsräume, die bestimmt waren, Dekorationen aufzunehmen und Kulissen von zehn Meter Höhe aufzustellen, mit Korn, Mehl, Kartoffeln, Wein. Das Erdgeschoß wurde von einer Lotterieausstellung zu zehn Millionen Losen, von Lagerstätten für Mobilgarden und von Baracken

[1] Der Riese Gargantua, Hauptheld des berühmten Rabelaisschen Romans Gargantua und Pantagruel, in dem ganz besonders kolossale Tafelgenüsse gefeiert werden.

aller Art in Anspruch genommen. Darüber, in allen Stockwerken, häufte er Tausende und Abertausende von teils zur Ernährung, teils zur Bekleidung der Armee bestimmten Gegenständen auf, einer Militärbäckerei nicht zu gedenken, was die Berichterstatter der Zeitungen zu einem Scherz veranlaßte, den man wie gewöhnlich Herrn Auber zuschrieb:

Dans le palais du son on fait de la farine.[1]

Was soll ich weiter anführen? In den weiten Räumen dieses aus Marmor und Gold errichteten Palastes richtete er Küchen und Wohnungen für die Offiziere ein; ein Lazaret für die Verwundeten, und auf dem Dache einen Apparat zu elektrischem Licht und ein ganzes System von Signalen, die mit denen der Türme von Saint-Sulpice korrespondierten. Von unten nach oben atmete die Neue Oper den Krieg, und ihre Geschichte war die aller unserer öffentlichen Gebäude zu dieser Zeit.

4.

Paris zu verproviantieren hätte zu nichts gedient, wenn man es nicht befestigt hätte. Auch über diesen Punkt, — ich mache diese Bemerkung, die sich auf das ganze Buch bezieht, zum letztenmal — werde ich nicht ganz streng der Wahrheit gemäß berichten, denn diese zu erfahren war mir wie jedem anderen unmöglich, sondern nur die im Publikum verbeiteten Gerüchte und die Schlüsse wiedergeben, die wir damals daraus zogen.

Wir befanden uns alle in großer Unwissenheit darüber, was die Befestigungen von Paris wert waren. Wir wußten wohl, daß sie bestanden, denn wenn man am Sonntag Paris verließ und der Eisenbahnzug über den Ringgraben kam, ermangelte man niemals zu sagen: „Ah! jetzt sind wir bei den Festungswerken!“ Aber wir hatten sie niemals als etwas anderes angesehen als ein kostbares Spielzeug, eine riesige Kinderklapper, und es würde uns sozusagen kaum überrascht haben, wenn man uns gesagt hätte, sie wären aus Nürnberg verschrieben worden mit Bleisoldaten dazu, die man darin in Reihen aufstellen könnte.

Jetzt mußte man sie wohl ernst nehmen, und heute giebt es keinen Pariser, der nicht genau wüßte, was eine „Bastion“ ist, und der nicht von „Courtine“ und „Lunette“ wie ein alter Festungssoldat spräche. Wenn ein Ingenieur eine Stadt befestigen will, fängt er damit an, daß er sie je nach der Größe

[1] son = Ton und Kleie. — Im Ton- (Kleien-) Palaste macht man Mehl.

des Platzes mit einem Polygon von einer bestimmten Anzahl Seiten umgiebt, und vor jedem Winkel errichtet er ein Werk von lanzenförmiger Form, das die eigentliche Bastion bildet. Die Spitze dieser Lanzen heißt Saillant. Den Seiten des Polygons, welche die verschiedenen Bastionen miteinander verbinden, hat man den Namen Courtinen gegeben. Da der Saillant stets den schwachen Punkt einer Bastion bildet, so schützt man ihn gewöhnlich durch vorgeschobene Werke, welche die Namen Halbmonde, Cremaillen, Kronen 2c. führen.

Diese vorgeschobenen Werke sind nun in Paris die detachierten Forts, die seine Umwallung decken und die, während sie es verteidigen, sich gleichzeitig untereinander schützen. Die fortlaufende Umwallung von Paris mit ihren 94 Bastionen bildet einen fast regelmäßigen Kreis im Umfange von 36 Kilometern. Eine Linie, die man von Mittelpunkt zu Mittelpunkt der sechzehn detachierten Forts ziehen würde, die die Umwallung schützen, würde nicht weniger als 105 bis 106 Kilometer betragen. Diese Ziffern hatten ohne Zweifel etwas sehr Beruhigendes. Aber in welchem Verteidigungszustande befanden sich diese Befestigungen?

Über diesen Punkt besaßen wir Bürger nur sehr ungenaue Angaben. Nach dem Urteil der Leute vom Handwerk waren jedoch, niedrig gerechnet, mindestens sechs Monate Arbeit nötig, um dieses System vollständig zu machen und ihm seine vollkommene Widerstandsfähigkeit zu geben. Man erzählte, daß, als der General Totleben, der berühmte Verteidiger von Sebastopol, unter Führung eines unserer Genieoffiziere die Runde um unsere Befestigungen gemacht, er sich zuletzt zu seinem Führer umgewendet und denselben gefragt habe:

„Ist das alles?"

„Ja, General."

„Nun, — in achtundvierzig Stunden, nachdem Sie die erste preußische Pickelhaube gesehen haben, werden Sie Paris übergeben. Es ist schon so gut wie eingenommen."

Herr Thiers sagte offen zu seinen Freunden:

„Wenn Paris sich nur acht Tage hält, das ist alles, was man in seinem jetzigen Zustande von ihm verlangen kann; aber diese Frist wird genügen."

Einer meiner intimen Freunde, der Gelegenheit hatte, in jenen Tagen mit Trochu zu reden, befragte ihn über die Chancen des Erfolges, die die Situation böte.

Der General faßte ihn kräftig beim Arm und sagte mit zitternder Stimme:

„Herr, die Preußen werden nach Paris hereinkommen, wann und wo sie wollen. Nehmen Sie das als sicher an, und es giebt keinen einzigen einigermaßen unterrichteten Offizier, der das nicht wüßte.“

„Zum Henker! General, und worauf hoffen Sie denn?“

„Nun! darauf, uns vorher töten zu lassen.“

Darauf warf sich Herr Trochu in die Brust und fügte mit der für seine Person und sein Talent charakteristischen salbungsvollen Färbung hinzu:

„Es wird Humus für die künftigen Generationen sein.“

Diese wenig ermutigenden Äußerungen wurden im Publikum weiter verbreitet. Man kann sagen, daß alles, was von Generalen und Offizieren in Paris vorhanden war, sie durch Andeutungen bekräftigte, auf die wir unwissenden Leute nichts zu erwidern hatten. Es schien, als träfen sie ihre Vorsichtsmaßregeln und rechtfertigten sich im voraus wegen einer Kapitulation, die sie nach den Regeln der Kunst für unvermeidlich ansahen. Hier finden wir eine Bemerkung, die die Geschichtsschreiber häufig zu machen Gelegenheit haben: in verzweifelten Fällen sind es die einfachen Leute, die Unwissenden, die Menge, die tapfer aushalten und darauf losgehen; die Leute vom Handwerk dagegen, welche besser die Schwierigkeiten erkennen, sind die, welche am schnellsten den Mut verlieren. — Wo die La Hire zaudern, da stürzen sich die Jeanne d'Arc ins Handgemenge.

Die Befestigungen, die schon seit dreißig Jahren bestanden, konnten nicht Kanonen mit großer Tragweite haben und mit den Kriegsmaschinen ausgestattet sein, über die man heutzutage verfügt. Es waren also einige Punkte vernachlässigt worden, die damals, obgleich sie nicht zum Angriff dienen konnten, doch gegenwärtig von außerordentlichem Nutzen gewesen wären. So war es mit den Höhen von Châtillon, die, im Süden von Paris gelegen, die Forts von Vanves, Issy und Montrouge beherrschen und sie mit ihren Geschossen decken können. Im Nordwesten war die Seine, die auf einem großen Umwege wieder auf ihre alte Richtung zurückkommt, und die man zweimal überschreiten muß, zu jener Zeit den Genieoffizieren als eine genügende Deckung erschienen, und sie hatten zwischen dem Mont Valérien und Saint-Ouen eine ungeheure Lücke ohne jede Verteidigung gelassen; es war dies die Halbinsel von Gennevilliers.

Der Ex-Gouverneur von Paris, der General Palikao, hatte von Anfang an daran gedacht, diese schwachen Stellen zu ver-

stärken, und ebenso die Wälle und Forts in besseren Verteidigungszustand zu setzen, wo es weder Kanonen, noch Pulver, noch Kugeln, noch Artilleristen gab. Aber er hatte lässig gearbeitet, wie ein Mann, der nicht an die unmittelbare Nähe der Gefahr glaubte, oder der die pariser Bevölkerung nicht beunruhigen wollte.

Zum Bau eines Forts auf den Höhen von Châtillon verlangte er die Ingenieure achtzehn Monate. Man hatte nicht soviele Stunden Zeit, und diese kurze Frist schien man sich nicht einmal zunutze machen zu wollen. Einige Arbeiter bummelten verstreut um unbenutzte Schiebkarren, Schaufeln und Hacken herum. Die Pariser, deren gewöhnlicher Spaziergang die Wälle und die Umgebung der Forts geworden waren, wunderten sich über diese Lässigkeit und konnten sie nicht begreifen.

Die Verkündigung der Republik, die die Arbeiten hätte beschleunigen sollen, brachte dieselben vollständig zum Stillstand. Ich habe schon gezeigt, daß das ein Augenblick kurzer Narrheit war. Wie es scheint, war es acht Tage lang unmöglich, von den Arbeitern irgend etwas zu erlangen, das nach Arbeit aussah. Sie feierten die Rückkehr der großen Verbannten auf ihre Art und bildeten sich ein, der Name Republik würde, was ihre Verteidigung anbelangt, mehr thun, als aufgeworfene Erde und Kanonen, die ihre offenen Schlünde aus den Schießscharten streckten. Der Kopf war ihnen vollständig verdreht.

Auf diese Weise ging traurig viel Zeit verloren.

Drittes Kapitel.

Die Preußen kommen.

1.

Was thaten die Preußen?

Die Geschichte wird das Geheimnis ihrer langen Unthätigkeit aufklären, deren wirkliche Ursachen wir heute zu erkennen nicht in der Lage sind. Soviel steht fest, daß alle Welt erwartete, sie fünf oder sechs Tage nach den Ereignissen bei Sedan auf Paris losstürmen und in seine Thore eindringen zu sehen, während am 19. ihre Pickelhauben in der Umgegend von St. Denis erst aufzutauchen begannen.

Man verfolgte ihre Etappen an jenen Bekanntmachungen, die Schlag auf Schlag und Tag für Tag in den öffentlichen

Blättern eingerückt wurden: die Züge gehen nur noch bis Bar-le-Duc, und den folgenden Tag bis Vitry, und zwei Tage darauf bis Châlons, dann bis Epernay. Wir konnten auf diese Weise bemessen, um wieviel Lieues Frankreich abnahm, und das rollende Material der Eisenbahnen, das sich von Stadt zu Stadt immer näher an Paris heranzog, gab uns Nachricht über das dem Feinde überlassene Gebiet; und der Gürtel, den die Preußen um uns bildeten, verengte sich unaufhörlich bis zu der Stunde, wo Asnières und Vincennes Kopfstationen wurden. Am nächsten Tage wurden alle Waggons, alle Maschinen, alles, was zum Betriebe der Eisenbahnen dient, in Paris untergebracht, und die Thore, durch welche die Züge die große Stadt zu verlassen pflegten, wurden vermauert und geschlossen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diejenigen, welche die Belagerung der Nachwelt erzählen, stets hervorheben werden, daß in dieser Zwischenzeit die Pariser fest und unerschütterlich entschlossen waren, zu siegen oder zu sterben; sie werden mit dem Heldenmut dieser großen Hauptstadt prahlen, die ohne zu erbleichen mit ihren üppigen und weichlichen Gewohnheiten brach und den Entschluß faßte, sich lieber unter ihren Trümmern begraben zu lassen, als sich feigherzig zu ergeben. In Wirklichkeit waren die Gefühle, die in dieser Zeit des Abwartens die Pariser Bevölkerung bewegten, sehr gemischter Art, sodaß die Zergliederung derselben für den Beobachter stets eine delikate Aufgabe bleiben wird.

Im tiefsten Herzensgrunde bestand bei allen — so ungereimt, unsinnig, lächerlich es auch scheinen mochte, — bei allen bestand eine Art geheimer Hoffnung, daß die Dinge sich ordnen und daß die Preußen unterwegs Halt machen würden. Worauf gründete man diese sonderbaren Illusionen? Auf alles und nichts. Wilhelm hatte erklärt, er führe nur mit dem Kaiser Napoleon Krieg. Nun denn, sagte man, jetzt ist der Kaiser gefallen, weshalb sollte der König von Preußen den Krieg gegen eine Nation fortsetzen, die ihm nichts gethan hat? Er wird vor der französischen Republik Angst haben, fügte man hinzu, und vor Verbreitung der demokratischen Ideen in seiner Armee. In der That richteten alle Pariser Demokraten lange Aufrufe an die feindlichen Soldaten, die sie „unsere Brüder aus Deutschland" nannten, und klebten sie an alle Mauern von Paris, ohne Zweifel, damit sie von den Offizieren des Herrn von Bismarck bequemer gelesen werden konnten. Man rechnete auch auf die Intervention Europas: Rußland wird Preußen nicht gestatten, Eroberungen weiter

fortzusetzen, die für die Sicherheit Europas beunruhigend werden könnten. England muß einsehen, daß, wenn Frankreich besiegt und zerstückelt ist, Wilhelm die Hand auf Holland legen und die Herrschaft auf dem Meere beanspruchen wird. Täglich lasen wir Notizen in den Zeitungen, in denen man uns mit den schönsten Hoffnungen einer bevorstehenden Intervention schmeichelte. Dagegen führte man nicht die Artikel an, in denen die Times kaltblütig die Gründe auseinandersetzte, die Europa veranlassen mußten, von einer solchen abzustehen, und ihm eine Gleichgiltigkeit anriet, zu der es nur allzusehr geneigt war.

Aber was mehr als alles andere diese unsinnige Verblendung des Pariser Publikums nährte, das war die unheilbare Eitelkeit, die den Grundzug unseres Volkscharakters bildet. Die Einnahme von Paris erschien uns als eine so ungeheuerliche Entweihung, als ein so furchtbarer Frevel gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze, daß wir uns gar keine Vorstellung davon machen konnten, wie dieses Verbrechen wirklich begangen werden könnte: nein, das war nicht möglich. Eher würde die Erde sich öffnen und die Frevler verschlingen, die es wagen sollten, an die heilige Lade die Hand zu legen. Ich bin überzeugt, daß diese unzerstörbare Hoffnung bei dem größten Teile von uns bis zum letzten Tage vorgehalten hat, daß sie sich allen unseren Erregungen beigemischt hat, und daß, wenn dies überhaupt geschah, sie erst durch den ersten Kanonenschuß vom Mont Valérien darin irre gemacht werden konnte.

Ein jeder Mensch besteht aus Widersprüchen; der Franzose ist darin mehr Mensch wie alle übrigen. Inmitten dieser Illusionen machte sich eine ganz entgegengesetzte Empfindung bei der ganzen Bürgerschaft Luft: nämlich, daß man in Paris bleiben und aus besten Kräften dem Sturm, den man voraussah, standhalten müsse. Bei allen großen Gelegenheiten giebt es eine geheiligte Phrase, die das allgemeine Gefühl ausdrückt und die gleichsam als Losungswort dient. „Man muß dabei sein!“ war das Modewort.

Die Regierung der Verteidigung hatte alle überflüssigen Mäuler aufgefordert, Paris zu verlassen. Viele Personen der wohlhabenden Klasse hatten, um dieser Vorschrift nachzukommen und auch aus Vorsicht, ihre Frauen und Kinder fortgeschafft, einige nach den Seebädern, andere nach den Badeorten, und wieder andere nach der Touraine und in das südliche Frankreich, und alle waren, nachdem sie diese Familienpflicht erfüllt

zurückgekommen. Die Auswanderung nach den Küsten der Normandie war beträchtlich gewesen, und es war ein merkwürdiges Schauspiel, die Bahnhöfe dieser berühmten Küstenorte mit Männern angefüllt zu sehen, die sämtlich allein nach Paris zurückkehrten, ohne daß irgend eine geschäftliche Notwendigkeit sie dorthin gerufen hätte; aber sie hatten sich gesagt: „Man muß dabei sein.“ Sie bildeten erregte Gruppen, und alle, Großkaufleute, Advokaten, Sachwalter, Beamte, Künstler, redeten einander an, ohne sich zu kennen, und gerieten miteinander ins Gespräch.

„Nun, Sie gehen auch nach Paris zurück?“

„Gewiß; es geschieht nicht wegen des Schadens, den ich den Preußen anthun werde, ich verstehe kein Gewehr zu halten. Aber man muß dabei sein.“

Man muß da sein, das war der allgemeine Refrain, und man wurde nicht müde in Spöttereien über die Männer, die vor Angst oder aus persönlichen Gründen sich ohne Aussicht auf Wiederkehr aus Paris fortmachten. Man hatte sie die francs-traqueurs oder francs-fileurs[1] der Seine genannt. Man erzählte, daß ein bekannter Journalist, der eben sein Gepäck aufgab, einem Freunde die Hand gedrückt habe, der ihm zum Bahnhofe geleitet hatte:

„Nur Mut, Freund,“ hatte er mit thränenden Augen zu ihm gesagt, „den braucht man, um Paris in einem solchen Moment zu verlassen!“

Man wiederholte lachend den Ausspruch jenes Künstlers, zu dem seine Freunde vorwurfsvoll sagten:

„Was, du reist ab?“

„Es geht über meine Kräfte,“ hatte er ihnen geantwortet, „ich will nicht in einer Stadt bleiben, die sich nicht verteidigen wird.“

Herr Emile de Girardin hielt sich für verpflichtet, dem Publikum auseinanderzusetzen, daß er mit seinen 55 Jahren und seinen schlechten Augen, in die Mauern von Paris eingeschlossen, der Sache der Verteidigung nur mittelmäßige Dienste leisten und daß er in der Provinz von größerem Nutzen sein würde. Er hatte recht, aber niemand wollte ihm glauben, und die Spöttereien hörten nicht auf.

Es zeigte sich in jener schweren Zeit ein allgemeiner Opfermut, der Paris zur größten Ehre gereicht. Diese so frivole, eitle, und wie ich soeben gezeigt habe, so zu Illusionen

[1] traqueur, Hasenfuß; fileur, Schüler, der die Schule schwänzt.

geneigte Bevölkerung faßte ganz einfach, aber auch mit größter Entschiedenheit den Entschluß, bis zum Ende Widerstand zu leisten, was es sie auch kosten möge. Niemand hatte in jenen Tagen eine Einschließung vermutet. Die ganze Bevölkerung machte sich auf einen energischen Angriff gefaßt, etwa auf das, was die Pariser in ihrem bilderreichen Jargon einen Hundestreich (un coup de chien) nennen. Sie dachten, die Preußen würden gleich nach ihrer Ankunft ein Bombardement beginnen und mit Aufopferung von 50,000 Mann zwischen zwei Forts durchbrechen. Die Aussicht war für Leute, von denen dreiviertel niemals ein Gewehr abgeschossen hatten, weder beruhigend noch angenehm, und dennoch war keiner zurückgewichen; sie hatten sich alle gesagt:

„Man muß dabei sein."

Die heldenmütige Verteidignng von Straßburg hatte jede Erwartung übertroffen. Täglich sah man auf den Boulevards Compagnien der Nationalgarde vorüberziehen, die grüne Blätter und Blumen auf ihren Gewehren trugen und sich nach dem Place de la Concorde begaben, um vor der Statue von Straßburg das Gewehr zu präsentieren und ihre Blumensträuße auf dem Sockel niederzulegen. Man hielt eine patriotische Rede; man sang die Marseillaise; man ermahnte einander, das Beispiel jener braven Leute nachzuahmen, die dort unten im Kartätschenhagel hartnäckig die Ehre des Vaterlandes verteidigten. Es lag wohl eine gewisse erkünstelte Schaustellung in diesen Veranstaltungen, die sich zu häufig wiederholten, um für spontan gelten zu können; aber äußere Kundgebungen haben den Vorteil, tiefer auf die Gemüter einzuwirken und sie kräftiger fortzureißen, als es geschehen wäre, wenn sie den nur zeitweise wiederkehrenden Einwirkungen einer vereinzelten Begeisterung überlassen geblieben wären. Haben die Menschen lange miteinander geschrien: siegen oder sterben! haben sie diese Ausrufe durch öffentliche Maßnahmen unterstützt, so kommt ein Tag, wo sie nicht mehr rückwärts blicken können: ihre Schiffe sind verbrannt.

Auch die Klubs (es bestanden ihrer viele und von allen Arten in Paris) wirkten in diesem Sinne. Niemand hätte dort das Wort Frieden auch nur auszusprechen gewagt. Man wäre beschimpft, ausgepfiffen, angespieen worden. Die Redner bildeten im allgemeinen nicht die Blüte der Höflichkeit und Eleganz, sie schlugen wie die Rasenden mit der Faust auf den Tisch, rollten die Augen und ließen es an Schmähungen gegen den König von Preußen nicht fehlen, da den „Papa Wilhelm"

zu kritisieren an jenen Orten zum guten Ton gehörte, und ebenso seinen Vertrauten Herrn von Bismarck. Man stellte den einen von Champagner und den anderen von Blut und Stolz berauscht da. Man lachte viel über „unsern Fritz" und nahm sich vor, ihm zu zeigen, was ein freies Volk zu bedeuten habe:

„Wir werden sie nach Berlin heimgeleiten!" brüllte der Redner.

„Ja, ja!" schrie die ganze Versammlung.

Derart wurde auf diesem Herde die Glut der patriotischen Begeisterung unterhalten. Die Politiker, die von ihrem Kabinet aus die Dinge kühl beurteilen, würden es lieber gesehen haben, die Regierung — welche es auch sein möchte — wäre direkt zu den Preußen gegangen und hätte zu ihnen gesagt: „Was verlangt ihr? Legt uns nur solche Bedingungen auf, wie sie Frankreich selbst nach so viel Niederlagen annehmen darf, und wir schließen Frieden." Aber sie wagten nur furchtsam und mit Umschweifen diese Ratschläge zu geben, und selbst die, welche sie als richtig erkannten, hätten Angst gehabt, dies merken zu lassen. Und so gab es denn in der ganzen Bevölkerung nur den einen Schrei, bei den einen aus vollem Herzen, bei den anderen ein wenig wider Willen:

„Man muß auf dem Posten sein!"

2.

Um eine Stadt zu verteidigen, genügt nicht der Patriotismus allein, selbst wenn man hinter Mauern steht. Man braucht dazu Soldaten. Solche hatte man nicht. Mac Mahon war vernichtet, Bazaine eingeschlossen, was blieb in Paris? Das waren die 325,000 Mann, welche die sämtlichen in Frankreich verfügbaren Truppen ausmachten, jene berühmten 325,000 „Ja" des Plebiscits,[1] die Herrn von Bismarck unsere unheilbare Schwäche verraten hatten. Zur Stunde, wo ich dies schreibe, sind sie alle in Deutschland, die Unglücklichen! Auch die Armee von Metz ist zur Übergabe gezwungen worden, und, um eine jener grausamen, cynischen Bemerkungen anzuführen, wie sie in der Natur des Pariser Esprits liegen: Bazaine hatte endlich seine Vereinigung mit Mac Mahon zustande gebracht.

Wo sollte man Soldaten finden? Glücklicherweise hatte soeben Vinoy in einem geschickten Rückzuge, der selbst von den

[1] Anm. d. Übers. In seinem Bericht an den Kaiser vom 6. Juli hatte der Kriegsminister Leboeuf erklärt, 350,000 Mann würden in acht Tagen kriegsbereit sein, außerdem 100,000 Mobilgarden.

Preußen bewundert wurde, ein ganzes Armeecorps, das mit ihm dem Mißgeschick von Sedan entgangen war, nach Paris gebracht. Aber man durfte von diesen Truppen keine großen Erfolge erwarten. Abgesehen davon, daß es keine alten Soldaten waren, durchaus nicht die Elite unserer Armee, wie die, welche Bazaine unter sich hatte, kamen sie auch entmutigt durch das große Unglück zurück, dem sie von ferne beigewohnt hatten. Sie nahmen in ihrer unklaren Phantasie einen sehr lebhaften Eindruck davon mit hinweg. Ihre schlechte Kleidung, das schlechte Schuhwerk, das Bild der mit der Niederlage verbundenen Unordnung, das ihre ganze Erscheinung bot, wäre noch nicht so schlimm gewesen; aber ihr moralischer Halt hatte vor allen Dingen gelitten. Sie hatten kein Vertrauen mehr, weder zu ihren Führern noch zu ihren Waffen.

„Es lohnt nicht einmal der Versuch," sagten sie, „jene Leute sind stärker wie wir."

Von allen Seiten langten Flüchtlinge von Sedan in Paris an, solche, die durch Belgien gekommen waren, andere, die sich der Kapitulation entzogen hatten, andere wieder, die, wie nicht verschwiegen werden darf, sich vorsichtigerweise von der Schlacht ferngehalten und, sobald die Niederlage bekannt geworden war, die Beine in die Hand genommen hatten. Alle brachten sie einen großen Widerwillen gegen diesen Krieg nach Paris mit und trugen dazu bei, Entmutigung und Furcht zu verbreiten. Man kann sich denken, daß die Hasenfüße, die am wenigsten am Kampfe teilgenommen hatten, bei dieser Verbreitung der Demoralisation die Lautesten waren. Man hat oft bemerkt, daß der Franzose vom Erfolg gehoben sein will, und daß sein Mut mehr im Ansturm als im Widerstand zur Geltung kommt. Widerwärtigkeiten beugen ihn, und der Rückzug richtet ihn zu Grunde. Man bedenke, daß diese Soldaten Schlag auf Schlag mit unerhörter Schnelligkeit die furchtbarsten Niederlagen erlitten hatten, von denen jemals die Geschichte berichtet hat; daß sie hundert Lieues mit den Preußen an ihren Fersen zurückgelegt hatten, und nun vergegenwärtige man sich, wie groß ihr Eifer sein konnte, zu neuen Kämpfen zu eilen. Man hatte ihnen während des ganzen Feldzuges die Worte der Times wiederholt:

„Ihr seid von Eseln geführte Löwen."

Ach, auch die Löwen hatten ihre Mähnen verloren. Es war, wenigstens augenblicklich, ein kräftiges Aufraffen von ihnen nicht zu erhoffen.

Man hatte sich beeilt, die Seeleute aus unseren Häfen nach Paris zu beordern. Es waren ihrer nicht so viele, wie man gehofft hatte. Viele befanden sich auf jener prunkend unnützen Flotte, die in der Ostsee gekreuzt hatte; fünf- oder sechstausend hatten sich mit unvergleichlichem Heldenmut bei Sedan in Stücke hauen lassen. Die übrigen langten an. Es waren ausgezeichnete Soldaten, die in Paris wenig Lärm gemacht und viel geleistet haben. Man verteilte sie in den Forts, wo sie ihre Geschütze wiederfanden, die man nach dem Beispiel des berühmten Totleben von den Schiffen genommen hatte, um die Citadellen damit zu bewaffnen. Sie wurden für uns kein Gegenstand der Neugierde oder der Schau; ihre Befehlshaber, welche die ansteckende Berührung mit der Disciplinlosigkeit und der Entmutigung für sie fürchteten, hielten sie kurz, und nur in langen Zwischenräumen erhielten sie die Erlaubnis, „an Land" zu gehen. Kaum daß wir hier und da Gelegenheit hatten, sie zu sehen, wie sie mit ihrem Wachstuchhut, ihrem großen zurückgeschlagenen Kragen, ihrer blauen Bluse, ihrem broncefarbenem Gesicht und ihrer martialischen und zugleich gutmütigen Miene durch unsere Straßen zogen.

Da die reguläre Armee zertrümmert war, mußte man sich schon zur Mobilgarde verstehen, zu jener Mobilgarde, die der Marschall Niel hatte organisieren wollen, und über die der Marschall Leboeuf, sein Nachfolger, sich so nett in der Kammer lustig gemacht hatte. Es war einige Wochen vor dem Kriege; man verhandelte über sein Budget, und der Referent bot ihm einige hunderttausend Francs zur Bestreitung der Kosten für die Ausstattung der Mobilgarde an.

„Das ist sehr wenig," bemerkte ein Mitglied der Linken.

„Es ist noch zu viel," erwiderte munter der Marschall des Hofes. „Ich will sogar eingestehen, daß ich auch zufrieden gewesen wäre, wenn Sie mir gar nichts gegeben hätten."

Und die Vertrauten des Hofes lachten über diesen humoristischen Einfall, den das amtliche Blatt mit *sehr gut! sehr gut!* herausstrich.

Und doch war es diese so verachtete Mobilgarde, die uns aus der Not helfen sollte. Schon lange bestand unsere Armee, ohne daß man es gewahr wurde, zum großen Teil nur noch aus „Gekauften" und „nochmals Eingetretenen," von denen die ersteren fast immer schlechte Soldaten abgeben, während die anderen zu widerhaarigen Prätorianern werden. Das war nicht mehr die Nation. Die Errichtung der Mobilgarde dagegen schöpfte aus den lebendigen Kräften des Vaterlandes: sie nahm

den an Beschwerden gewöhnten Landmann, der gehorsam ist und eine anspruchslose Tapferkeit besitzt; den Handwerker, einen guten Gesellen, mit gelenkem Körperbau und Schnellkraft des Geistes, voller Lebendigkeit und Frohsinn, den Mann der Handstreiche; und daneben die Söhne jenes Bürgertums, das vierzig Jahre lang das Unrecht begangen hatte, sich vom Waffendienst fernzuhalten, gebildete, intelligente Menschen, von jenem Mut beseelt, den Leuten von guter Geburt die Überlegenheit der Bildung stets verleiht. Es waren dies die eigentlichen Bestandteile der Armeen von früher, jener Armeen, die 1792 Europa zurückgeschlagen und es zu unserem Unglück von 1800 bis 1814 erobert und unter die Füße getreten hatten.

Aber diese ganze Einrichtung bestand eigentlich nur auf dem Papier. Der Versuch, den man in Paris damit gemacht hatte, war weder sehr glücklich noch sehr ermutigend ausgefallen. Die Pariser Mobilgarde hatte uns durch ihre Disciplinlosigkeit erschreckt, von der man uns die seltsamsten Dinge erzählte. Es lag das zum Teil an der vorigen Regierung, die, da sie dieselbe niemals zu benutzen dachte, ihr zu Offizieren reiche und aus vornehmen Familien stammende junge Leute gegeben hatte, die aber in den meisten militärischen Dingen vollständig unwissend waren und sich deshalb bei ihren Leuten keine Autorität verschaffen konnten. Man erzählte sich von ihrem Marsch nach dem Lager von Chalons die unglaublichsten Dinge. Die Soldaten schrien auf offener Straße hinter den Generalen her, plünderten die Hotels und Wirtshäuser aus, weigerten sich die Posten zu beziehen und verübten tausend Possen, die von der bösen Welt noch übertrieben wurden.

Der Marschall Mac Mahon hatte sich ihrer dadurch entledigt, daß er sie nach Paris verlegte; man hatte sie in Saint Maur ein Lager beziehen lassen, aber augenscheinlich betrugen sie sich dort wenig besser. Sie pflegten, wenn das, was man erzählt, wahr ist, abends in großer Zahl ihre Posten zu verlassen und fielen in ganzen Rotten in die große Stadt ein. Am Morgen fehlten beim Appell sechzig vom Hundert. Ohne Zweifel wurde bei diesen Gerüchten, die die öffentliche Meinung zu ernst nahm, stark übertrieben. Soviel steht aber fest, daß diese Pariser Volksmassen, die man aufs Geratewohl in neugebildete Cadres gesteckt hatte, schlecht befehligt waren, des militärischen Geistes entbehrten, daß eine beklagenswerte Disciplinlosigkeit unter ihnen herrschte, und daß sie dem Oberbefehlshaber, der sie mit Proklamationen überschüttete, viel Verlegenheiten bereiteten; schließlich schickte er sie

in die Forts — auf einen Ehrenposten, wie er ihnen sagte, um ihnen die Pille zu verzuckern. Anfänglich behielten sie auch dort ihre ausschweifenden Gewohnheiten bei. So erzählte man, um nur ein Beispiel anzuführen, sie hätten in einem dieser Forts, wo es nur einen Brunnen gab, der gutes Trinkwasser lieferte, gerade diesen gewählt, um in ihn das zu entleeren, was Molières „Arzt wider Willen“ das Überflüssige des Getränks nennt. Das sind Schuljungenstreiche: aber in einem Lager vor den Augen des Feindes! Allmählich jedoch bekehrten sie sich zur Ordnung und lernten ihr Handwerk, besonders nachdem man ihnen, infolge einer Bestimmung, die sich auf alle Mobilgarden erstreckte, gestattet hatte, sich ihre Offiziere selbst zu wählen. Aber augenblicklich waren es doch Soldaten, auf die man nur halb zählen konnte: sehr tapfer, ohne Zweifel, und bei einem Ausfall zu einem kräftigen Ruck fähig, aber wenig zuverlässig und einer besseren Ausbildung bedürftig.

Mehr Vertrauen flößte die Mobilgarde der Provinz ein; nicht etwa, daß diese jungen Leute im Militärwesen besser Bescheid gewußt hätten; sehr wenige verstanden ein Gewehr zu halten. Aber man las es auf ihrem ehrlichen, kräftigen und ruhigen Gesicht, daß es alle solide Bursche waren, aus denen man alles würde machen können, was man wollte, wenn man sie zu leiten wußte. Der General Trochu ist von Geburt Bretone. Er hatte also sofort die Mobilgarde der Bretagne kommen lassen, die sich auf seinen Ruf wie ein Mann erhoben hatte. Die armen Burschen! Ich sehe sie noch vor mir mit ihren langen Haaren, ihren großen runden Hüten und ihrem erstaunten Gesicht, wie sie des Abends bei strömendem Regen auf dem Bahnhof in Paris ausstiegen. Sie bildeten eine der Merkwürdigkeiten von Paris, das in jenen unruhigen Tagen deren so viele vorüberziehen sah. Der größte Teil sprach nicht französisch; es war unmöglich, sich mit ihnen zu verständigen.

Sie gingen mit ihren Quartierbillets in der Hand, ruhigen Schrittes, verdutzt und ernsthaft, durch die unbekannten Straßen dahin und schienen sich gar nicht um die Regenfluten zu kümmern, die der Himmel über ihnen ausschüttete. Auf die Bretonen folgte die Jugend aus dem Barry, der Franche-Comté, der Champagne und Burgund und noch viele andere, die ich vergessen habe.

Da konnte man sehen, aus welcher wunderbaren Vielfältigkeit von Rassen diese französische Einheit sich zusammensetzt,

die ein unverschämter Fremdling zu zerstören begehrte. Jeder dieser jungen Leute, die in Trupps aus ihren Departements gekommen, zeigte in Gesicht und Erscheinung das Gepräge der charakteristischen Züge der Provinz, der er angehörte. Ich quartierte bei mir Bretonen ein; sie hatten sämtlich ein nachdenkliches, gesammeltes und in ihrem ganzen Wesen energisches Aussehen. Man las auf ihrem groben Gesicht sowohl die Kraft, die sie aus einem granitnen Boden geschöpft, wie die Gewohnheit des Grübelns, die der stetige Anblick des unendlichen Meeres verleiht. Ganz anders war der Burgunder. Mit ihrer lebhaften Farbe, ihrer heiteren, einnehmenden Miene, klangvoller Stimme, mit ihrem stolzen Gange und dem lebhaftem Gebärdenspiel sind es üppige Schlingel, die Wein in den Adern haben. Und welche Einbildungskraft! Welch ein Feuer patriotischen Opfermuts! Ich kannte einige; es war ein Vergnügen, sie anzuhören: die mußten mit allem zum Frühstück fertig werden und die Preußen in einem Bissen verschlingen.

Ich traf in jener Zeit das Bataillon von Semur, mit dessen einem Kapitän ich befreundet war. Was gab es da für bilderreiche, phantastische Berichte! Man hatte sie anfangs zu Hause gelassen, um sie fern von den deutschen Armeen einzuexerzieren. Aber davon wollten sie nichts hören! Sie wollten ebensogut wie die anderen nach Paris, um sich zu schlagen. Sie senden einen von ihren Leuten an das Ministerium ab, und dieser bringt ihnen eine Marschordre zurück. Jetzt sind sie toll vor Freude. Sie schnallen ihre Tornister, und nun vorwärts! Unter Gesang kommen sie nach Dijon auf den Bahnhof:

„Schnell, einen Zug!“

„Aber es giebt keinen Zug mehr,“ antwortet der Bahnhofsvorsteher, „der letzte ist soeben abgegangen, und die Preußen haben vielleicht schon die Linie abgeschnitten.“

„Einen Zug, oder du wirst erschossen!“

Man lacht! Das sind die derben burgundischen Scherze. Man muß sich schon dazu bequemen, diesen losgelassenen Teufeln den Willen zu thun. Man stellt einen Zug zusammen.

„Aber ich habe keinen Zugführer.“

„Nun, dann steig' selbst auf die Lokomotive, aber etwas schnell, oder du wirst erschossen.“

Der Bahnhofsvorsteher macht gute Miene zum bösen Spiel, und auf dem ganzen Wege schießen unsere Burgunder, trunken

vor Vergnügen, durch die Fenster auf die weidenden Kühe, auf die Schafherden, die auf den Wiesen grasen; sie singen, sie schreien, sie schütteln sich förmlich. Es ist der Wein der Heimat, der in ihren Adern kocht und in lustigen Streichen überschäumt.

Vierzehn Tage darauf waren diese burgundischen Schlingel das Tagesgespräch der Armee. Sie hatten sich mit derselben köstlichen, kräftigen Munterkeit geschlagen.

Man schätzt die Zahl der Mobilgarden, die auf diese Weise in den der Einschließung vorhergehenden Tagen aus der Provinz herbeigerufen wurden, auf sechzig- bis siebzigtausend. Sie bildeten die Hoffnung auf eine Armee; sie waren keine Armee, und die preußischen Zeitungen sagten spöttisch: Nicht die Moblots (sic) werden die Sieger von Wörth und Sedan aufhalten! — Sie haben seitdem wohl ihre Ansicht ändern müssen.

Dahinter kam die Nationalgarde. Die Nationalgarde war keine organisierte Truppe. Die gefallene Regierung hatte ihr stets mißtraut. Sie dachte an jene berühmt gebliebene Erklärung: „Die Nationalgarde stellt die Nation in Waffen gegenüber der herrschenden Gewalt dar.“ Nicht allein, daß sie dieselbe in einer gewissen Anzahl von Stadtvierteln unterdrückt hatte, sie hatte auch in den übrigen gesichtet und nur diejenigen Leute darin gelassen, auf die sie glaubte zählen zu können. Dabei benahm sie diesen noch die Lust durch einen Dienst, der nur Parade war. Es meldeten sich zu Offizieren nur solche ehrgeizigen Leute, die nach der Auszeichnung des roten Bandes (Orden der Ehrenlegion) strebten, oder noch einfacher, die zu den offiziellen Festlichkeiten geladen werden wollten. Man wetteiferte unter den Bürgern, sich den Verpflichtungen der Nationalgarde zu entziehen, und ich weiß recht wohl, daß ich, als die Revolution vom 4. September ausbrach, was mich betrifft, noch nichts davon kannte als das Hôtel des haricots,[1] wo ich regelmäßig drei oder vier Tage im Jahre zubrachte.

Als der Feind heranrückte, war keine Zeit mehr zum Scherzen und Lachen. Jedermann fühlte, daß man zur Nationalgarde gehören mußte. Es gab schon vollständig formierte Bataillone; im allgemeinen bestanden dieselben aus wohlgenährten Bürgern, Kaufleuten, Ärzten, Advokaten, Beamten

---

[1] Anm. d. Übers. haricots, eigentlich Bohne. l'hôtel des haricots (korrump. aus Darricau, Kommandant der Nationalgarde während der Hundert-Tage), das Arrestlokal der Pariser Nationalgarde.

und zählten 800 bis 1000 Mann. Sie rekrutierten sich aus all denen, die im Viertel eine gleichartige Vermögensstellung einnahmen, und unterschieden sich durch den Namen der „alten Bataillone," den sie während der ganzen Zeit der Krise behielten. Im allgemeinen blieben sie bei der Zahl von 1200 Mann stehen.

„Neue Bataillone" bildeten sich in den Vierteln, wo die Nationalgarde nicht bestand, in Belleville, Ménilmontant, überall wo das Kaisertum, nach der Bemerkung des „Charivari," die Excesse einer zügellosen „nationalesquen" Garde fürchtete. Man mußte auch in den reicheren Vierteln welche schaffen, wo die alten für die von allen Seiten zuströmenden Meldungen nicht genügten. Diese neuen Bataillone stiegen schnell bis zur Zahl von 2000 Mann. Sollte man glauben, daß die Frage erwogen wurde, wie die Nationalgarde gekleidet werden sollte? Die alten Bataillone trugen fast alle Waffenrock und Tschako, eine sehr teure, sehr unbequeme und durchaus lächerliche Tracht. Die Regierung wollte dieselbe durch eine Verfügung für jedermann vorschreiben. Man empörte sich dagegen, und das gesunde Urteil der Menge wußte diese Bestimmung nach Verdienst zu würdigen, sodaß dieselbe ein toter Buchstabe blieb. Der Verwaltung zum Trotz wurden einmütig die Hose mit roten Streifen, die Matrosenbluse mit schwarzem Gürtel und das Käppi angenommen, und selbst die alten Bataillone zögerten nicht, sich der neuen Tracht anzuschließen, die lange Zeit hindurch die Tracht der Pariser sein sollte. Man ging bald nur noch in der Bluse aus, und selbst wenn man den bürgerlichen Anzug anlegte, behielt man das Käppi bei, das zur Kopfbedeckung der Belagerung wurde. Das war der erste ernstliche Stoß, der das Angstrohr getroffen hat, das uns als Hut dient und das den Europäer in den Ländern des Orients auszeichnet.

Jetzt handelte es sich darum, diese Mengen zu bewaffnen. Es fehlte an Gewehren. Kaum hatte man genug für die Mobilgarden; man verschmähte kein Mittel; man durchsuchte alle Zeughäuser; man erklärte den Handel mit Waffen und Schießpulver für unbedingt frei; man forderte die Privatindustrie auf, Waffen anzufertigen und kommen zu lassen. Als wir am Morgen unsere Zeitung in die Hand nahmen, lasen wir mit höchstem Erstaunen Berichte folgender Art: „Man hat in einem staatlichen Magazin 50,000 Gewehre aufgefunden, von deren Vorhandensein man nichts wußte." Am folgenden Tage war von 10,000 Dreyse-Gewehren die Rede,

die man auf einem Bahnhof entdeckt hatte: und wir flüsterten uns ins Ohr, daß sie heimlich im voraus von Herrn von Bismarck dorthin geschickt worden wären, um die 50,000 Deutschen zu bewaffnen, die sich in Paris versteckt hielten und im gegebenen Augenblick über uns herfallen würden. „Aber," fügte der Berichterstatter hinzu, „diese schändlichen Berechnungen werden vereitelt, und man wird die 50,000 Gewehre des Herrn von Bismarck unserer braven Nationalgarde geben." Die Projektenmacher blieben nicht müßig, wie man sich denken kann; jeden Morgen wachte ein Bürger mit einem Mittel auf, 600,000 Mann zu bewaffnen. Irgend ein Industrieller hatte alle Feuersteingewehre des ersten Kaisertums aufgekauft, um sie nach dem Kongo zu senden; er bot sie (gegen Baarzahlung) dem Staate an, um daraus Flingots zu machen. Das Flingot war das Perkussionsgewehr, aus dem man die Magazingewehre gemacht hatte. Daneben und darüber glänzten das Remingtongewehr und der Karabiner gleichen Namens, und das Chassepotgewehr, das leichteste, geistreichste, kokatteste, furchtbarste aller bekannten Gewehre. Man konnte zu jener Zeit in keinen Salon eintreten, ohne mitten in eine Unterhaltung über die gegenseitigen Vorzüge der verschiedenen Gewehre zu geraten; dann holte man das Gewehr des Hauses herbei, und der Hausherr erklärte zuvorkommend seinen Mechanismus. Bei den Waffenhändlern war das Gedränge gewaltig. Remingtons oder Chassepots! Die Käufer gingen nicht davon ab; die Waffenhändler ermangelten nicht, welche zu versprechen; sie würden sie in nächster Zeit bekommen; sie erwarteten Sendungen aus Havre. In der That lieferten sie auch welche in ziemlich geringer Anzahl und zu übertriebenen Preisen. Ein Chassepot, das dem Staat auf 70 Francs zu stehen kommt, wurde nicht unter 150 bis 200 Francs verkauft. Die Revolver waren in acht Tagen von 30 Francs auf 90 gestiegen. Es gab kein Muttersöhnchen in Paris, das nicht seinen Revolver in der Tasche haben wollte.

„Wenigstens werde ich das Vergnügen haben, einen zu töten!" sagte man sich.

Einen, damit meinte man einen Preußen; man glaubte damals, daß sie alsbald und mit Sturm eindringen würden. Es zeigte sich, daß weiter niemand mit diesen Revolvern getötet wurde als Nationalgardisten. Man ließ vor den versammelten Freunden ihren Mechanismus spielen. Das geschah, um das Sinnreiche des Systems zu zeigen. Eine Kugel ging los, ohne „Vorgesehen!" zu sagen, und lieferte den Zeitungen des

nächsten Tages ein hübsches Entrefilet über die Gefährlichkeit der Feuerwaffen.

Einige bevorzugte Compagnien, aber sehr wenige, erhielten Chassepots; die alten Bataillone wurden meistens mit Magazingewehren ausgestattet, vorzügliche Waffen mit sehr schneller Schußfähigkeit und großer Tragweite, die aber erst später nach ihrem wahren Werte geschätzt wurden. Bei den neuen Bataillonen erhielten viele nur das alte Perkussionsgewehr, und die anderen trugen, wie der vierte Soldat in Marlboroughs Leichenzuge, gar nichts.

Alle diese Leute hatten vom Waffendienst keine Ahnung. Man machte sich tapfer an die Arbeit. Nach einigen Tagen war die „Instruktion für die Nationalgarde" in 80,000 Exemplaren verkauft. Man exerzierte morgens und abends; unsere Boulevards und Plätze wurden beständig entweder von Mobilgarden oder von Compagnien der Nationalgarde in Beschlag genommen, die mit unermüdlichem Eifer manövrierten. Die Fortschritte waren reißend, aber die Zeit, die man zur Verfügung hatte, war zu kurz. Es fehlten die Instruktions-Offiziere, und das Publikum fühlte wohl, und die Befehlshaber fühlten es noch viel schmerzlicher, daß die Preußen vor den Mauern von Paris stehen würden, bevor aus dieser Menge eine Armee geworden war.

3.

Wie ich schon erwähnt habe, flößten die Befestigungen nicht viel mehr Vertrauen ein wie die Mobilen und die Nationalgarde. Sie bildeten, um das Wort des Herrn Thiers zu gebrauchen, nur eine moralische Kraft. War das der Grund, daß man nur lässig daran arbeitete? Geschah es deshalb, weil es, wie ein Gerücht sagte, über den Tagelohn zu Streitigkeiten zwischen den Arbeitern und der Regierung gekommen war, die mit einer unter diesen furchtbaren Umständen etwas naiven Gewissenhaftigkeit kleine Ersparnisse machen wollte? Geschah es, weil das Volk von Paris, das durch die ersten Tage der Republik mit dem Nichtsthun vertraut geworden war, den Sinn für die Arbeit noch nicht wieder gewonnen hatte?

Die Wahrheit lag dem Anschein nach in der Mitte. Jedenfalls steht fest, daß die Arbeit kaum Fortschritte machte. Die Menge der Pariser begab sich jeden Tag nach den Thoren, und besonders nach den am meisten gefährdeten Punkten, dem Viadukt von Auteuil und den Redouten von

Châtillon, und erging sich in Klagen über die geringe Zahl der Arbeiter.

„Weshalb verwandte man uns nicht?“ riefen die Nationalgardisten.

Mit der Zerstörung der Dörfer um Paris ging es auch nicht sehr schnell vorwärts. Es war allerdings auch keine Kleinigkeit, so viele Häuser zu demolieren, so viele in sechzig Jahren beispielloser Blüte aufgehäufte Reichtümer zu vernichten. Welch ein Bild boten alle diese Ruinen dem Auge dar! Rings um Paris bestand ein Gürtel von Dörfern, welche, die reichsten der Erde, gut gebaut und freundlich, und von einer wohlhabenden Bevölkerung dicht bewohnt waren! Sie mußten niedergerissen werden, um reinen Tisch zu machen und den Kanonen der Wälle freies Feld zu schaffen. Überall gähnten von der Hacke eingeschlagene Gebäude grauenhaft gen Himmel. Hunderte von Karren schafften von diesen Orten der Zerstörung Balken, Steine und Mobilien fort. Man ging nur durch Trümmer, wo, mit der Schar der Zerstörer gemischt, die Dorfbewohner und die Kinder umherwimmelten, welche letztere mit der Sorglosigkeit ihres Alters auf den Ruinen ihre Spiele trieben.

Ach! es sind dort schmerzliche Opfer gebracht worden! Ich spreche nicht von denen, die ein jeder für seine eigene Rechnung hat bringen müssen, sondern von denen, die uns alle trafen, alle Bewohner von Paris, jenes armen, von unseren eigenen Händen so grausam verstümmelten Paris. Nein, wir wußten es selbst nicht, wir ahnten nicht, wir konnten nicht ahnen, wie innig wir es liebten. Es hielt unser Herz mit allen möglichen unsichtbaren Banden gefesselt, die uns bis dahin unbekannt geblieben.

Wer hätte mir gesagt, daß unter so vielen Unglücksfällen einer der empfindlichsten Schläge, die mich treffen sollte, die Zerstörung des Boulogner Wäldchens sein würde, jenes Wäldchens, in das ich, ein Mann der Arbeit, nicht viermal im Jahre kam, dieses Wäldchens, von dem ich meinte, es wäre mir gleichgiltig wie alle Güter, die man nicht genießt! Aber nein! es verursachte mir lebhaften Kummer, als ich erfuhr, daß die vielen mit großen Kosten herbeigeschafften Bäume, diese improvisierten Wiesengründe, diese von Menschenhand ausgegrabenen Seen, alle diese Reize und Zierlichkeiten einer künstlich geschaffenen Natur durch Hacke und Feuer zerstört werden sollten. Ich hätte darüber weinen mögen.

Ich entsinne mich einer sehr hübschen Karikatur von Gavarni:

Ein Arbeiter, der vor Verzweiflung die Hände ringt, richtet schmerz- und vorwurfsvolle Blicke zum Himmel empor, und sein Gefährte, der bei ihm steht, fragt ihn:

„Sag', Trautapé, was hast du verloren! Hast du deine Tante Bachu verloren! Nein? Hast du deinen Onkel Benjamin verloren? Aber was hast du denn verloren?"

Und die Unterschrift des Karikaturzeichners fügt hinzu:

„Trautapé hat den großen Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protektor des Rheinbundes &c. &c. verloren."

Ich kam mir mit meinem Kummer um das zerstörte Bois de Boulogne ein wenig so vor, wie der um Napoleon trauernde Trautapé. Ich ging, um es mir anzusehen, noch am Abend jenes Tages hinaus, an dem das Spazierengehen darin dem Publikum endgiltig untersagt werden sollte. Es war ein prächtiger Nachmittag. Hast du, lieber Leser, wohl den wunderbaren Einfluß des Wetters auf das Gemüt der Pariser bemerkt? Wenn heller Sonnenschein über der Stadt leuchtet und sie vergoldet, so scheint es, als könne uns gar nichts Trauriges widerfahren. Unsere Herzen sind festlich gestimmt wie ein blauer Himmel. Ein Regentag verdüstert unsere Seele und läßt uns das Traurige unserer Lage noch schrecklicher erscheinen.

Der beste Teil des Gehölzes stand noch, und schon fingen die Blätter an, jene rötliche Färbung anzunehmen, die in ihrer Gesamtheit so schön und so melancholisch wirkt. Die Alleen, diese Alleen, die wir so voll von Equipagen, so belebt und lachend gesehen hatten, waren vollständig verödet und traurig, und wir hörten unsere Schritte in der Stille und Einsamkeit.

In Zwischenräumen lagen Gruppen niedergehauener Bäume, die das Bild der Zerstörung und des Unterganges mit den Vorstellungen eleganter Civilisation mischten, welche der Anblick dieser reizenden Örtlichkeit überall hervorrief. Die Stämme waren untereinander durch unsichtbare eiserne Drähte verbunden, die ein unentwirrbares Netz bildeten, in welchem die Füße sich leicht verfingen und strauchelten.

Wir kamen an die Seen; keine umkreisenden Wagen, keine Schwäne mehr, auch keine Reiherenten, die auf dem Wasser dahinzogen. Sie waren am Tage vorher durch Flintenschüsse von den Moblots getötet worden, ebenso wie die im Gehölz gehegten Rehe und Hirschkühe. Wir fanden hier und da einige weiße Federn, die auf das Gras gefallen war. Ach! das war

alles, was von dem Leben übrig geblieben war, das diese Seen erfüllte, die jetzt zu traurigen Wasserlachen geworden waren.

Je mehr wir uns der Gegend der Wälle näherten, stießen wir auf Holzfäller und mit Hacken versehene Soldaten und hörten die dumpfen Schläge der Äxte gegen die Stämme, die sich neigten und mit dem eigentümlichen Geräusch splitternden Holzes hinstürzten. Die aufgescheuchten Vögel flogen schreiend davon. Unsere Unterhaltung war bis dahin lustig und scherzhaft gewesen. Sie wurde aber immer einsilbiger und hörte endlich ganz auf. Wir hatten alle, als wir dieses Wäldchen sterben sahen, das man so richtig „das Wäldchen," das Wäldchen par excellence nannte, eine Art dunklen Vorgefühls von dem Verschwinden der großen Stadt. Es war nur ein Augenblick, aber er genügte, um uns die ganze Innigkeit unserer Liebe für dieses Paris zu zeigen, das man zwar mit allen Flüchen der Bibel belegen, aber zu lieben sich doch nicht enthalten konnte.

Mit welcher Macht habe ich diese Gefühle bei der Pariser Bevölkerung an jenem Tage zum Ausbruch kommen sehen, als das Gerücht sich verbreitete, man habe alle Gehölze in der Umgebung von Paris den Flammen übergeben. Wir stiegen alle auf den Montmartre, um von der Höhe dieses Beobachtungspostens in größerem Umkreis die Gegend zu überblicken. Man bemerkte in der Ferne große Schwaden schwarzen Rauches, die auf dem Erdboden hinzukriechen schienen, und aus denen in Zwischenräumen eine feurige Lohe hervorbrach. Man nannte einander die Namen der derart brennenden Orte. Dies Opfer war übrigens unnütz. Das in vollem Saft stehende Holz wollte nicht brennen, und einige geschwärzte Stämme nur gaben nachher Zeugnis von unserem heroischen Entschluß. Es konnte für uns keinen größeren Kummer geben, als die reizenden Landschaften der Pariser Bannmeile durch Feuer und Flammen entweiht zu sehen. Sie sind ja so schön, diese Umgebungen der großen Stadt. Wenn es auch auf der Welt prächtigere Aussichtspunkte giebt, die lebhafter auf die Einbildungskraft wirken, so giebt es doch keine, die mehr das Gemüt erfreuen, die zierlicher, belebter, koketter wären, die mehr die Vorstellung einer liebenswürdigen und geistreichen Civilisation erwecken, die glänzendere Reize zeigen und mehr zur Heiterkeit stimmen. O unsere hübschen Wäldchen von Meudon, von Ville-d'Avray! O unser fröhliches Bougival mit seiner Schar von Bootführern! O Montmorency, rot

von Kirschen; Montreuil mit deinem Pfirsichduft, und ihr, Rosen von Fontenay, was ist während dieser Belagerung aus euch geworden! Was haben diese Barbaren aus euch gemacht!

4.

Sie kamen, voller Hochmut, ohne sich zu beeilen. Sie ließen (die Bemerkung ist von Herrn von Bismarck, der an diesen frechen Spöttereien sein Vergnügen findet) die Pariser in ihrem Saft schmoren. Am 9. September erfuhr man, daß sie auf der einen Seite bei Laon, auf der anderen bei Montmirail standen; am 20. waren Crespy und Compiègne im Norden, Coulommiers im Osten bedroht, und schon hatten sie zwischen Coulommiers und Compiègne Château-Thierry berührt. Am 11. (ach, es war unser letzter Sonntag!) telegraphierte Meaux, man sähe die Lanzen der Ulanen auf dem Gipfel der Anhöhe von Jouarre aufblitzen. Es war vergeblich, daß vor diesem Heuschreckenschwarm das Geniecorps die Brücken auf unseren Flüssen, die Viadukte unserer Eisenbahnen in die Luft sprengte, Wilhelm schrieb ruhig an Augusta: „Die Franzosen haben sehr unrecht, so viel Trümmer auf unsere Wege zu streuen, unser Marsch wird dadurch um keine Stunde aufgehalten.“ Wahrscheinlich sagte er nicht die ganze Wahrheit, aber er log auch nicht gerade. .... Am 15. erschienen die blauen Husaren vor Corbeil, das soeben erst von zwei von unseren Dragonerregimentern geräumt worden war. Am Abend zeigte sich Kavallerie im Walde von Sénart, vor Juvisy; man bemerkte sie sogar schon unter den Kanonen von Charenton und Vincennes, wie sie den Windungen der Seine und Marne folgte. Am 16. wurde zwischen Athis und Ablon die Bahn nach Orléans abgeschnitten; am 17. wurde der letzte von Paris abgelassene Zug unmittelbar vor Choisy angegriffen. Versailles zitterte. Mit großer Mühe gelang es einer des Abends vom General Ducrot zum Rekognoszieren abgeschickten Kavallerieabteilung durch Meudon bis an seine Thore zu gelangen, die aber nicht geöffnet wurden. Alle Straßen, alle Felder bedeckten sich mit Feinden, die in Eile vom Flusse her gegen Meudon und Versailles heraufzogen.

Am 19. ... verweilen wir einen Augenblick bei diesem verhängnisvollen Datum, das den ersten Tag der regelmäßigen Belagerung bezeichnete.

Welche Physiognomie hatte Paris während jener vier bis fünf Tage der Bestürzung und Verwirrung gezeigt? Ohne

Zweifel eine sehr heftig bewegte und lärmende. Dennoch glaube ich, daß wenn ein Fremder, der von unseren Schicksalen nichts gewußt hätte und plötzlich einem Ballon auf einem der Boulevards entstiegen wäre, anfangs nicht gleich bemerkt haben würde, daß er in einer in so naher Zeit von den äußersten Drangsalen bedrohten Stadt gelandet sei. Die Stadt hatte vollständig den Anschein geräuschvoller Fröhlichkeit bewahrt; die Läden funkelten des Abends im Lichterglanz, und die Cafés waren von Besuchern überfüllt. Die Bevölkerung spazierte sorglos in den Straßen umher, und nichts in den Toiletten noch auf den Gesichtern deutete auf trübe Betrachtungen. Nur die Pariser selbst bemerkten an tausend Einzelheiten die große Veränderung, die in unseren Gewohnheiten eingetreten war. Die stets so lebhafte und geräuschvolle Kundschaft jener Cafés bestand fast nur noch aus Offizieren der Mobilgarde, zu denen die Mädchen vom Boulevard sich gesellten, um mit ihrer lauten Stimme mit ihnen zu plaudern und zu lachen. Es war ein fortwährender Austausch von munteren Scherzreden, ein Händedrücken, Schreien, Lachen, ein fortwährendes Arm in Arm-Kommen und -Gehen: ein cynisches Schauspiel, das schließlich Beschwerden einiger Bürger hervorrief, die daran Anstoß nahmen, und das der Polizeipräfekt durch eine Verfügung zu unterdrücken für angebracht fand.

Die Theater hatte er schon geschlossen. Man sah nicht mehr an den Fronten unserer Schauspielhäuser jene Lichterreihen, die ihren Anblick so freundlich machten. Mehrere hatten nicht erst die Verfügung der Polizei abgewartet; die Theater waren in der That zuerst von der Krise getroffen worden. Am 5. September hatten die Direktoren der Komischen Oper (einer subventionierten und bei den Parisern sehr beliebten Bühne!) sich genötigt gesehen, ihr Personal zusammenzuberufen und ihnen einzugestehen, daß am vorigen Abend, wo „Zampa" auf dem Zettel stand, die Tageseinnahme nicht mehr als zehn Francs betragen habe, und daß, drei Tage vorher, dieselbe nicht einmal auf acht Francs gekommen sei. Sie hatten sich mit ihren Künstlern und ihren Angestellten auseinandergesetzt, und alle Direktoren schickten sich an, es ihnen nachzumachen, als der Polizeipräfekt sie aus der Verlegenheit riß, indem er als Zeichen öffentlicher Trauer die Schließung aller Theater verfügte. Der ganze Teil der Bevölkerung, welcher für gewöhnlich ins Theater geht, sah sich somit auf die Straße geworfen, und da man in Paris spät zu Bett zu gehen gewöhnt

ist, so waren jene Leute dadurch nur noch aufgeregter und fieberhafter geworden.

Am Tage herrschte ein unglaubliches Gewimmel von Uniformen in allen sich kreuzenden Straßen: Franctireurs in Kostümen der Komischen Oper, Kürassiere, Artilleristen, Lanciers, dann die Linie, dann die Nationalgarde, dann die Moblots. Unter die Equipagen, die unaufhörlich über den Macadam dahineilten, mischten sich schwere mit Schutt beladene Lastwagen, ärmliche Karren, auf welche unordentlich durcheinander ein ärmlicher Hausrat gestapelt war, und darüber auf einigen Matratzen hockten Frau und Kinder und schauten verdutzt in das Getriebe; hier wieder eine Hammelherde, von ihrem mit dem traditionellen Mantel bedeckten Hirten geleitet, und weiterhin Ochsen, die ungeheuere Heuwagen zogen.

Alle kleinen Wirtschaften aus der Umgegend zogen auf diese Weise mit den Trümmern ihrer Habe in Paris ein. Arme Leute! Wieviel Thränen mögen sie vergossen haben, ehe sie ihre geliebte Wohnung verließen! Wo sollten sie ihr Haupt hinlegen? Es war oft kläglich, die elenden Möbel zu sehen, mit denen sie ankamen, lahme Stühle, schadhafte Töpfe, Küchengeräte, die ein Pariser Dienstbote nicht von der Straße aufgehoben hätte: das war ihr ganzes Besitztum. Andere, reichere, waren nicht weniger beklagenswert. Einige darunter starben vor Kummer; unter anderen ein munterer Vaudevilleschreiber, Alexandre Flan, den wir alle wegen seines an witzigen Einfällen und Bonmots reichen Geistes lieb hatten. Den besten Teil seines Lebens hatte er mit dem Zusammenbringen einer Sammlung von Theaterstücken verbracht, die schließlich beinahe vollständig geworden war. Er hatte sich in Neuilly ein hübsches Haus gekauft und durch anhaltende Arbeit endlich das hoc erat in votis seines Meisters Horaz zur Wahrheit gemacht. Eines Tages kam man und sagte zu ihm: „Sie werden bald von hier wegziehen müssen; die Preußen kommen, und wenn die Genietruppen nicht ihr Haus demolieren, so werden es die Preußen ausplündern.“

„Hier fortgehen!“ antwortete er, „nein, das ist nicht möglich. Ich werde warten, sie werden nicht kommen.“

Und während er unruhig, unsicher in seinem kleinen Garten umherging, dessen Bäume er alle selbst gepfropft hatte, und seine Blicke über alle diese Bände schweifen ließ, die er mit so vieler Mühe gesammelt und mit so großer Sorgfalt geordnet hatte, da hörte er an seine Thür klopfen. Es sind Soldaten vom Geniecorps.

„Vorwärts! jetzt ist's zu Ende! Sie müssen ausziehen, und noch heute abend."

„Heute abend! Aber es würden kaum acht Tage genügen, um mit meiner Bibliothek umzuziehen."

„Um so schlimmer für Ihre Bibliothek. Morgen wird das Haus rasiert."

Der unglückliche Mensch sagte kein Wort. Er warf einige Wäsche und ein paar Kleidungsstücke in seinen Koffer und ging fort, ohne recht zu wissen wohin. Im ersten Hotel, das er unterwegs antraf, verlangte er ein Zimmer, legte sich stillschweigend nieder, und als man am nächsten Tage bei ihm eintrat, fand man ihn tot in seinem Bette. Alle Bande, die ihn an das Leben fesselten, waren mit einem einzigen Schlage zerrissen, er hatte sich in den ewigen Schlaf geflüchtet.

Seine Geschichte ist die Geschichte vieler anderer, von denen man nichts erfahren hat. Wieviel Bauern, wieviel reiche Grundbesitzer gab es, die sich bis zum letzten Augenblick nicht überzeugen ließen, daß sie ihre Ernten, ihre Vorräte und ihre Mobilien dadurch retten mußten, daß sie dieselben nach Paris schafften.

„Aber die Preußen kommen," sagte man ihnen, „alle diese Reichtümer werden verbrannt werden, so befiehlt es die Regierung, damit sie nicht dem Feinde in die Hände fallen."

Man konnte sich nicht zu dem grausamen Opfer entschließen. Sie blieben stumpfsinnig, vernagelt, konnten zu keinem Entschluß gelangen, und als der verhängnisvolle Augenblick kam, flüchteten sie nackt und vor Wut weinend davon. Die Eigentümer der Villen um Paris zeigten sich im allgemeinen umsichtiger, selbst zu umsichtig, kann man sagen. Sie richteten fast sämtlich ihre Häuser auf eine gute Aufnahme ihrer Gäste ein, damit diese sich nicht veranlaßt sehen sollten, irgendwelchen Schaden zu thun. Den einen Keller mit den feinen Weinen vermauerten sie, füllten aber den anderen mit Fässern und vollen Flaschen. Sie ließen alle Schlüssel in den mit Wäsche vollgepfropften Schränken. Einige trieben die Aufmerksamkeit so weit, daß sie scheinbar nachlässigerweise auf dem Büffett Töpfe mit ihren besten Konfitüren und einige Flaschen von ihrem Hausliqueur stehen ließen. Man nahm an, diese zarten Aufmerksamkeiten würden unsere wilden Sieger rühren. Ich glaube nicht, daß sie auf dieselben die volle Wirkung ausgeübt haben, die diese klugen Bürger sich davon versprachen. Freilich haben die Preußen die Konfitüren aufgegessen, aber wahrscheinlich haben sie nachher auch vorsichtig

den Schenktisch eingepackt und ihn den Weg nach Deutschland nehmen lassen.

Wieviel Unheil werden wir festzustellen haben, wenn endlich der eiserne Gürtel gesprengt sein wird, der uns einschnürt! Wieviel verlorene Milliarden! Wieviel entgangene Freuden!

Viertes Kapitel.

Châtillon-Ferrières-Villejuif.

1.

Am Morgen des 19. konnten alle Pariser, als sie ihre Zeitung auseinanderfalteten, einen Artikel darin lesen, der ungefähr folgendermaßen lautete: „Die letzten Eisenbahnlinien, die Paris mit Frankreich und Europa verbinden, sind gestern abend abgeschnitten worden. Paris ist sich selbst überlassen. Es kann nur noch auf seine eigenen Hilfsquellen und seinen eigenen Mut rechnen. Europa, das von dieser Stadt so viele Anregungen empfangen und doch niemals ihren Ruhm ohne heimlichen Neid angesehen hat, läßt dieselbe im Stich. Aber Paris, davon sind wir überzeugt, wird beweisen, daß es niemals aufgehört hat, das kräftigste Bollwerk der französischen Unabhängigkeit zu sein."

Alle öffentlichen Blätter führten mehr oder weniger brillante Variationen über das gemeinsame Thema aus: Paris wird sich halten, Paris muß sich halten. Aber je näher der feierliche Augenblick heranrückte, desto mehr schien bei der Regierung der nationalen Verteidigung so außerordentlichen Gefahren gegenüber und angesichts des vorauszusehenden traurigen Ausgangs die Entschlossenheit nachzulassen und zu verschwinden. Diese Herren hatten eine Verfügung erlassen, durch die sie die Pariser Wähler zur Wahl eines Munizipalrates und die Franzosen zur Ernennung einer Konstituierenden Versammlung zusammenberiefen, welche die Meinung der Majorität zum Ausdruck bringen und über die künftigen Geschicke Frankreichs entscheiden sollte. Am Tage nach dem 4. September hätte dieser Entschluß, dem Lande eine wirklich nationale Vertretung zu geben, sicher keinen Widerspruch hervorgerufen; aber nachdem man zwölf Tage damit gewartet hatte, verriet derselbe eine gewisse Ermüdung und das Verlangen, sich eine Bürde zu erleichtern, die man sich unklugerweise aufgeladen hatte; einen heimlichen Wunsch, Frieden zu

schließen und die zu schwer lastende Verantwortung anderen Schultern aufzubürden. Es ging in diesem Augenblick allgemein das Gerücht, die Regierung „habe die Sache satt;“ sie wolle, da sie zur patriotischen Begeisterung der Provinz nur ein mäßiges Vertrauen habe, dieselbe nur zusammenberufen, um ihr Gelegenheit zu geben, ihren Widerwillen an dem Kriege überhaupt darzuthun; und dieses Gerede der Menge schien durch die neue, noch unsichere, aber bald als richtig sich erweisende Nachricht von einem Schritte Bestätigung zu finden, den unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten persönlich bei Herrn von Bismarck und dem König Wilhelm gethan hatte.

Die Klubs sprühten Feuer und Flamme. Was wollte Herr Jules Favre im feindlichen Lager? Hatte er seine stolze Erklärung vergessen: „Weder einen Zoll von unserem Gebiet, noch einen Stein von unseren Festungen?“ Und mit zum Himmel emporgehobenen Armen oder geballter Faust fügten die Aufwiegler unter heftigen Verwünschungen hinzu: „Noch einen Thaler aus unserem Schatz.“ Das waren die ersten Kundgebungen jener radikalen Partei, die wir im Laufe dieser Erzählung oft genug noch antreffen werden. Sie verwarf in diesem Augenblick aus demselben Grunde die Berufung einer Nationalversammlung und der Munizipalräte, aus dem sie selbst in Paris die Einrichtung der Commune forderte. Sie wollte nämlich selbst die Macht in die Hand bekommen, und die Fortsetzung des Krieges bot ihren Plänen eine kräftige Stütze. Die Männer, welche an der Spitze dieser Partei standen, waren größtenteils ehrliche Leute; fest überzeugt, daß sie allein das Vaterland retten konnten, Fanatiker von 93, die vor keinem Mittel zurückgeschreckt wären, ihren Ideen zum Siege zu verhelfen, wenn sie selbst gesiegt hätten. Sie hatten zu lange gegen die Regierung vom 4. September nur einen heimlichen Krieg geführt, jetzt brachen sie endgiltig mit ihr durch einen Artikel, den ihr Führer, Herr Delescluze, im „Reveil“ veröffentlichte und der die hochmütige Mahnung enthielt, den Willen des Volkes gutzuheißen. Herr Delescluze, ein Mann von energischem, aber nicht weitblickendem Geist, scharfer Logiker, gewandter und schneidiger Schriftsteller, besaß einen ungeheueren Einfluß auf seine ganze Partei und wurde von allen anderen wegen der etwas schroffen Unabhängigkeit seines Charakters, der Unbescholtenheit seines Lebenswandels, und der langjährigen Opfer, die er seiner Sache gebracht hatte, geachtet Er stellte in gebieterischem Tone seine Bedingungen:

Morgen also, sagte er, ohne weiteren Aufschub, radikale, energische Maßregeln, unter anderen:

1. die Wahlen zu den Munizipalräten der Departements und zur Konstituierenden Versammlung werden bis zum Friedensschluß verschoben;
2. die Wahlen zur Commune von Paris werden für den allernächsten Tag angesetzt;
3. Aufhebung der Polizeipräfektur;
4. Aufhebung der von Bonaparte ernannten städtischen Behörde;
5. Absetzung sämtlicher Beamten des Kaisertums;
6. öffentliche Erklärung, daß man niemals mit dem König von Preußen verhandeln wolle, so lange seine Armeen auf unserem Gebiet stehen;
7. Sequestration des Vermögens aller Minister, Gesandten, Senatoren, Deputierten, Präfekten, Generäle, Mitglieder der gemischten Kommissionen;
8. Neubesetzung der Posten des Gouverneurs der Bank und des Crédit foncier.

Und der Journalist fügte hinzu:

Mit weniger wird sich das Volk nicht begnügen.

Offenbar hatte Herr Delescluze, wenn er vom Volke sprach, nur sich und seine Freunde im Auge, denn deutlicher konnte man den fünfunddreißig Millionen Franzosen, die nicht im Umkreise der Befestigungen wohnten, gar nicht sagen: „Ihr seid nicht das Volk, ich traue eurem Patriotismus nicht, und ich denke mit euch alles zu machen, was mir gut scheinen wird, ohne euch zu fragen.“

Diese über alles Maß hinausgehenden Ansprüche wurden von den Klubs, Herrn Delescluze selbst, und von seinen Akolyten in den Klubs verfochten. Er ist ein großer alter Mann mit weißen Haaren, feinen Zügen und asketischem Wesen, dessen Stimme in einem Tone der Überzeugung erzittert, der häufiger gemacht erscheint, als aufrichtig. Diejenigen, welche ihm nachtrotteten oder vielmehr nachbeteten, waren Lermina, Marmorel und viele andere, von denen die Bürgerschaft kaum die Namen kannte, die aber das Vorrecht hatten, sie zu erschrecken und nachdenklich zu stimmen. Ihr Plan war, eine große Kundgebung zu veranstalten, die der Jahrestag des 21. November rechtfertigte. Man sollte sich auf der Place de la Concorde versammeln, gegenüber der Statue

von Straßburg, und von dort — bewaffnet oder unbewaffnet, das ist ziemlich gleichgiltig, hatte Herr Delescluze mit seiner sanften und feurigen Stimme gesagt — sich nach dem Hotel de Ville (Rathaus) begeben, um zu erklären, daß man entschlossen sei, sich bis zum Tode zu verteidigen.

Diese Umtriebe versetzten Paris in um so größere Unruhe, als seine Standhaftigkeit am Tage vorher eine harte Probe zu bestehen gehabt hatte und sehr erschüttert war. Es ist wahrscheinlich, daß die Geschichte, die die Ereignisse nur im Großen und sozusagen in Bausch und Bogen sieht, später den Heldenmut der Pariser feiern und den zukünftigen Geschlechtern erzählen wird, daß dieser Heldenmut sich niemals verleugnete. Was uns betrifft, die wir Augenzeuge gewesen sind und vor allem die Wahrheit lieben, so werden wir wohl notgedrungen die Ohnmachtsanwandlungen der öffentlichen Stimmung erwähnen und bekennen müssen, daß ein bedeutendes Ereignis mit einem Schlage das Vertrauen der Pariser Bevölkerung herabgestimmt und sie dem Frieden oder wenigstens einem Waffenstillstande geneigt gemacht hatte.

2.

Die Preußen mußten bei ihrem Marsche auf Paris, um sich Versailles' zu bemächtigen, die Stadt im Süden umgehen und zuerst durch Créteil marschieren, dann an den Höhen von Châtillon und Clamart entlang ziehen. Man braucht nur die erste beste Karte anzusehen, um über ihre Bewegung klar zu werden. Im Publikum hieß es, es wäre zuerst Trochu's unerschütterlicher Entschluß gewesen, sie gewähren zu lassen. Da er sich nicht in der Lage fühlte, ihnen mit den ungeübten Truppen, über die er verfügte, irgendwo einen ernsten Widerstand entgegenzusetzen, hätte er nur die eine Hoffnung gehegt, sich, sozusagen, unter diese steinerne Schildkrötenschale zu verkriechen und sie in Stellungen zu erwarten, die er allmählich uneinnehmbar machen wollte. Ich weiß nicht, ob er wirklich so dachte; ich kann nicht oft genug wiederholen, daß ich mir nicht anmaße, hier die Belagerung von Paris zu beschreiben, sondern nur die Eindrücke schildere, die wir alle unter jenen großen Ereignissen nur zu lebhaft empfunden haben. Herr Trochu hat sich vielleicht durch das Drängen des Herrn Ducrot bestimmen lassen. Herr Ducrot war ein General, der, bei Sedan gefangen genommen, das Glück gehabt hatte, entfliehen zu können, und nachdem er tausend Gefahren überstanden, von Etappe zu Etappe sich durchgeschlagen, aus einer Ver-

kleidung in die andere geschlüpft, endlich nach Paris gekommen war und seinen Degen der provisorischen Regierung der Verteidigung zur Verfügung gestellt hatte.

Wenn ich sehr kompetenten Militärs glauben soll, so scheint sein Plan ungemein kühn und sinnreich gewesen zu sein. Es handelte sich darum, bei Châtillon die Verbindungslinie der Preußen zu durchschneiden, die Hälfte ihrer Truppen auf die Richtung von Versailles zurückzuwerfen und zu vernichten, während die andere auf die Eisenbahn von Orléans zurückgedrängt werden sollte. Es liegt nicht in meiner Absicht, diese Schlacht zu beschreiben; soviel steht aber fest, daß der rechte Flügel unserer Armee zurückwich; er bestand aus Zuaven, aus teils wenig an das Feuer gewöhnten jungen Rekruten und aus schlechten Soldaten, die sich schon bei Sedan nicht gut geschlagen hatten. Man hatte ihnen nicht mitgeteilt, daß die Geschosse der Preußen, statt ihnen gerade entgegenzukommen, hinter ihnen niederfallen würden, ohne daß sie würden sehen können, von wo man sie beschösse. Es drehte sich ihnen alles im Kopfe herum. Kaum hatten sie vier oder fünf Geschosse in ihrer Mitte platzen sehen, ohne großen Schaden anzurichten, als sie sich für verloren hielten und mit dem furchtbaren Geschrei: „Rette sich, wer kann!“ auseinanderliefen. Auf diese Weise entblößten sie eine ganze Seite der Stellung; die Preußen benutzten den Fehler und rückten in geschlossenen Kolonnen vor. Das Centrum und der linke Flügel hielten stand; aber die Anführer sahen sehr bald ein, daß wenn man nicht zurückginge, man umgangen, eingeschlossen und abgeschnitten werden würde. Man zog sich also zurück, und zwar in ziemlich guter Ordnung, indem man den Feinden die Höhen von Châtillon und einige Kanonen überließ, die nicht zu retten waren.

Bei Lichte besehen handelte es sich hier etwa um keinen großen Unglücksfall, sondern um eine ziemlich unbedeutende Schlappe, bei der, wie man zum Lobe der Soldaten sagen kann, der größere Teil der Truppen sich gut geschlagen hatte; denn man hatte die Höhen von Châtillon zweimal wiedergenommen und die Feinde ihren ersten Erfolg teuer bezahlen lassen. Aber nur wer Paris damals gesehen hat, kann sich von seinem Unwillen, seinem Schrecken und seiner Gemütsverwirrung eine Vorstellung machen.

Gegen Mittag verbreitete sich auf dem Boulevard eine Nachricht, die sich wie ein Lauffeuer fortpflanzte: „Wir sind verloren! Die Preußen haben gesiegt, sie werden in Paris einziehen!“ Ich befand mich in Gesellschaft eines Freundes

der Zutritt zu den Ministerien hatte. Wir eilten nach dem Ministerium des Innern, um genaue Nachrichten zu erhalten. Wir fanden Gambetta, als er eben in großer Aufregung fortgehen wollte, um Befehle zu erteilen.

„Was geht vor?“ riefen wir ihm zu.

„Was vorgeht? — Das geht vor, daß die Sch..... augenblicklich vielleicht bei der Porte Maillot stehen!“ — Damit stürzte er sich in den Wagen.

Bei der Porta Maillot! Das war die Übertreibung des Südländers. Wir gingen nach dem Marsfelde. Dort herrschte ein schreckliches, herzzerreißendes Durcheinander von Pferden ohne Reiter, Lafetten ohne Kanonen, Soldaten ohne Tornister und Waffen, Offizieren, die ihre Compagnien suchten. Die Soldaten setzten uns durch ihre stumpfe, vollständig blödsinnige Miene in Erstaunen. Sie sahen aus, als ob sie vor den Kopf geschlagen wären. Wir wollten einige ausfragen, doch war es nicht möglich, ein Wort aus ihnen herauszubekommen. Sie blieben stumm wie Leute, die der Blitz getroffen hat. Wir stiegen nach dem Trocadero hinauf; dort hatte eine ungeheure Menschenmenge, mit Fernröhren bewaffnet, Aufstellung genommen; aber es war nichts zu sehen, und so ließen wir uns denn nach der Porte de Montrouge fahren.

Ich befand mich in Gesellschaft eines meiner Mitarbeiter, der als Berichterstatter den furchtbaren Niederlagen von Sedan beigewohnt hatte; deshalb berührte ihn denn das Schauspiel, das wir unter Augen hatten, nur mäßig. Er hatte ganz andere gesehen! Was mich aber betrifft, so werde ich niemals die schmerzliche Erregung vergessen, die mir wie ein spitzer Pfeil das Herz durchdrang. Das war die Auflösung, die scheußliche Auflösung. Soldaten aller Waffengattungen erschienen, ungeordnet, einzeln oder in Pelotons, die einen ohne Tornister, die anderen noch mit Waffen, aber in ihrer ganzen Erscheinung das Schandmal des Flüchtlings tragend. Munitionskarren, Lazaretwagen, Pferde ohne Führer stürmen dahin und bahnen sich ihren Weg durch ein unsägliches Durcheinander. Zu jeder Seite der Straße, auf den Trottoirs eine ungeheure Menschenmenge, dazwischen Frauen und Kinder, die ängstlich die Begegnenden ausfragte oder die betrunkenen Leute mit plumpen Späßen überhäufte; denn es fanden sich Elende in Uniform, die sich betrunken hatten und taumelten. Geschrei, Gesang, Verwünschungen, Gelächter, Weinen, dabei das Stöhnen der Verwundeten, die Flüche der Karrenführer und dazu jenes unbestimmbare Gemurmel der Menge, jenes

ferne Brausen gleich dem des Oceans bei stürmischem Wetter. In Verzweiflung kehrten wir heim. Während dieser Zeit befanden sich die Boulevards in einer Erregung, die an Wahnsinn grenzte. Man erzählte dort ganz laut, zwanzigtausend von unseren Soldaten wären bei Clamart von 100,000 Preußen vollständig zermalmt worden; die ganze Armee hätte ihre Waffen fortgeworfen und erklärt, daß sie sich nicht mehr schlagen würde, daß allsogleich die siegreichen Feinde, die unseren Flüchtlingen auf den Fersen säßen, stürmend eindringen würden.

Alle diese Gerüchte waren übertrieben; aber die Wahrheit, die bald zutage kam, war nichtsdestoweniger im höchsten Grade beunruhigend. Wütende Nationalgardisten faßten die aus dem Glied gelaufenen Soldaten beim Kragen, schimpften sie Feiglinge und brachten sie mit Kolbenstößen nach der Wache oder nach dem Vendômeplatz.[1] Die erbitterte Menge spie den erbärmlichen Trunkenbolden, die ihre Uniform und den französischen Namen entehrten, ins Gesicht. Man erfuhr, daß die Mobilgarde im Gegensatz zu den sogenannten alten Truppen standgehalten und sich gut geschlagen hatte. Man rief: „Hoch die Mobilgarde! Nieder mit den Zuaven! Nieder mit der Linie!" Man verlangte, daß die Flüchtlinge standrechtlich erschossen werden sollten; einige meinten, man müsse ihnen ohne jede Förmlichkeit eine Kugel durch den Schädel jagen.

Des Abends war der Verkehr auf den Boulevards unmöglich geworden. Eine ungeheure Menschenmenge füllte die Trottoirs und den Fahrdamm; eine ungeduldige, aufgeregte Menge, die sich die Zeitungen aus den Händen riß, die doch noch keine sicheren Nachrichten geben konnten. Man zog sich in die gasstrahlenden Cafés zurück, wo die Offiziere der Mobilgarde sich ein Rendezvous gegeben zu haben schienen, so zahlreich waren die Uniformen dort. Viele Frauen hatten nach ihrer Gewohnheit neben ihnen Platz genommen, und in einem Kontrast, der einen der charakteristischen Züge der Physiognomie von Paris bildet, plauderten alle diese Leute lebhaft miteinander, schwadronierten, amüsierten sich und lachten. Das Schauspiel dieser Lustigkeit reizt Nationalgardisten, die vorübergehen; sie rufen das Publikum zum Zeugen auf; man stürzt sich auf die Cafés, die in aller Eile ihre Tische hineinzutragen anfangen. Es ist ein Ausbruch gesunden Sinnes und richtigen

[1] Auf dem Vendôme = Platze befand sich das Quartier des Generalstabs der Nationalgarde.

Taktes, aus dem aber eine unaussprechliche Unordnung entsteht. Um halb elf sind an diesem Tage sämtliche Vergnügungslokale geschlossen, und am folgenden Tage wird durch eine Verfügung des Polizeipräfekten dieser frühe Schluß allgemein angeordnet.

Die Aufregung legte sich jedoch nicht gleich: müßige Leute, die überall umherstreifen, bilden sich ein, in den obersten Stockwerken eines Hauses auf dem Boulevard Montmartre Lichter zu bemerken, die erscheinen und verschwinden. Das können nur Signale sein, die man dem Feinde giebt. Tobend und gereizt versammelt sich die Menge und droht das verdächtige Haus zu plündern. Da legt sich noch zur rechten Zeit die Nationalgarde ins Mittel, durchsucht dasselbe von oben bis unten, entdeckt nichts darin und zerstreut die Menge, die langsam auseinandergeht.

Man schlief diese Nacht schlecht in der Hauptstadt. Es war keiner unter uns, der wirklich die Augen geschlossen hätte. Man lauschte nach dem Generalmarsch der Trommeln: so sehr war man überzeugt, daß die Preußen ihren Vorteil wahrnehmen und gegen zwei Uhr morgens angreifen würden. Auch jetzt glauben noch manche, daß die Preußen, wenn sie wirklich die Kühnheit besessen und den Schlag gewagt hätten, mit Aufopferung von dreißigtausend Mann unsere Befestigungen hätten durchbrechen können, so entsetzlich war die Demoralisation. Andere dachten im Gegenteil, wenn sie gekommen wären, so würden sie am Widerstand unserer Forts gescheitert sein, die, wenn sie auch noch nicht so vollständig bewaffnet waren wie später, für jede ihrer Kanonen vierhundert Schüsse in Bereitschaft hatten. Es ist nicht meine Aufgabe, mich diesen beiden entgegenstehenden Meinungen gegenüber auszusprechen; ich habe nur den Wunsch, genau unsere Empfindungen an diesem und den folgenden Tagen zu schildern.

Der folgende Tag brachte uns zwei amtliche Bekanntmachungen: einen militärischen Bericht über die Schlacht vom vorigen Tage, einen sehr matten Bericht, in dem die folgende Phrase auffiel, die in Paris zum „geflügelten Worte“ wurde: „Einige von unseren Soldaten haben sich mit bedauernswerter Überstürzung zurückgezogen.“ Diese Bezeichnung ging in die Pariser Umgangssprache über, die einen Scherz daraus machte. Man sagte lachend von einem Nationalgardisten, der nicht gerade den Eindruck eines Eisenfressers machte: „Er wäre der Mann danach, sich mit bedauernswerter Überstürzung zurückzuziehen,“ und andere derartige Äußerungen. Das zweite Schriftstück

war eine sehr feste und bestimmte Proklamation Gambettas, der ein Kriegsgericht zur Aburteilung und Bestrafung derjenigen Soldaten einsetzte, die zu Verrätern an ihrer Pflicht und ihrer Ehre geworden waren.

Diese Mitteilungen brachten die verwirrten Gemüter wieder ein wenig zur Besinnung. Aber der Glaube an den Erfolg war im Publikum zu arg erschüttert worden, und der Ausgang des Gefechts von Châtillon hatte denen nur zu sehr recht gegeben, die weiteren Widerstand für aussichtslos hielten. Ein großer Teil der Bevölkerung machte sich daher mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, Frieden zu schließen. Die radikale Partei fühlte das wohl; ebensowenig war ihr unbekannt, daß die Regierung einer Verständigung zuneigte und auf die von Jules Favre eingeleiteten Verhandlungen Hoffnungen setzte; deshalb rührte sie sich mit fieberhaftem Eifer, nahm alle Zeitungen in Anspruch, reizte die Klubs auf und bereitete sich auf einen Straßenkampf vor, sodaß das Bürgertum verzagten Sinnes sich zwischen den Preußen, die ihm den Fuß auf den Nacken setzten, und denjenigen sah, die es die Roten nannte, und die es sich nur mit Dolchen bewaffnet und im Vollgenuß der Hoffnung auf allgemeine Plünderung vorstellte. Ich weiß nicht, welches von diesen beiden Übeln ihm die meiste Furcht einflößte: es haßte die Fremden, aber größere Angst hatte es vor den Bellevillern.

Ach, wenn Herr von Bismarck genau gewußt hätte, was in Paris vorging, dann hätte er Herrn Jules Favre in einer Weise geantwortet, die einige Hoffnung auf den Frieden gelassen hätte, und es wäre ein wütender, verzweifelter Bürgerkrieg ausgebrochen. Wer weiß? Vielleicht hätte die besiegte Partei den Preußen die Thore geöffnet und sich ihnen mit der Bitte in die Arme geworfen, die Ordnung in der Stadt wieder herzustellen. Unser guter Stern wollte es, daß der erste Minister des Königs Wilhelm, berauscht von so vielen Siegen und erregt von seinem letzten Erfolge unter den Mauern von Paris, Herrn Jules Favre eine scharf abweisende Antwort gab und dadurch, daß er uns unannehmbare Bedingungen stellte, alle uneinigen Gemüter zu einem gemeinsamen Ausbruch der Empörung und der Wut vereinigte.

3.

Es wird für alle Zeiten Herrn Jules Favre zur Ehre angerechnet werden müssen, in diesem Augenblick unser Dichten und Trachten zu einer gemeinsamen Regung des Patriotismus

verschmolzen, aller Augen Thränen entlockt zu haben, edle Thränen, Thränen des Schmerzes und der Rache. Hätte er uns das Ergebnis seiner Verhandlung in Ferrières im Stil des Diplomaten mitgeteilt, so hätte er uns vielleicht gleichgiltig und kalt gelassen. Aber Herr Jules Favre ist Mensch und Bürger. Er ließ sein Herz in dieses Manifest ausströmen, das stets eines der beredtesten Blätter sein und bleiben wird, die von staatsmännischen Rednern jemals geschrieben worden sind.

Er war zu Bismarck gekommen, um ihm zu sagen: „Dieser der Laune eines einzelnen entsprungene Krieg hat heute, wo Frankreich wieder Herr seiner Geschicke geworden ist, keinen Grund mehr; Frankreich will den Frieden, aber einen ehrenvollen Frieden, der kein kurzer und bedrohlicher Waffenstillstand sein darf.“

Und Herr von Bismarck hatte geantwortet, er hätte die Überzeugung, daß ein solcher Friede möglich wäre, er würde ihn sofort unterzeichnen. Aber mit wem? Die Regierung, die Paris sich gegeben hat, ist mehr als fragwürdig, und wenn die Stadt in einigen Tagen nicht genommen ist, wird sie von dem Pöbel auf den Kopf gestellt werden.

Gegen das Wort Pöbel hatte Herr Jules Favre sich mit Entrüstung gewendet. Niemals war ein unglücklicherer Ausdruck aus dem Munde eines Diplomaten gekommen. Wie eine Ohrfeige war er der Pariser Bevölkerung auf die Wange gefallen. Es gab ein allgemeines Wutgeschrei. Noch jetzt, nachdem so lange Zeit vergangen ist, kocht bei der Erinnerung an diese Beleidigung das Blut in den Adern. Man brauchte nur mit einem gewissen Tonfall zu sagen: „der Pöbel des Herrn von Bismarck,“ und man würde sehen, wie die Augen im Zorn aufflammen würden.

Die Sache selbst war ebenso schmerzlich, als ihre Form anstößig war. Herr von Bismarck forderte gebieterisch Lothringen und Elsaß, und als Herr Jules Favre dagegen bemerkte, daß die Bevölkerung dieser beiden Provinzen ohne Zweifel ihre Zustimmung verweigern würde, antwortete der preußische Macchiavell: „Ich weiß sehr wohl, daß sie nichts von uns wissen wollen; sie werden uns schwere Arbeit aufladen. Aber wir können nicht anders, als sie nehmen. Ich bin überzeugt, daß wir in naher Zeit einen neuen Krieg mit euch haben werden. Und den wollen wir unter den günstigsten Aussichten für uns führen.“

Es war unmöglich, schroffer und hochmütiger zu sein. Herr Jules Favre brachte nun die Berufung einer Nationalversammlung aufs Tapet. „Aber um dieses Vorhaben auszuführen," unterbrach ihn der Graf, „müßte man einen Waffenstillstand schließen, und einen solchen will ich um keinen Preis."

Die Unterredung zwischen den beiden Unterhändlern wurde trotzdem fortgesetzt; Herr von Bismarck schien sich überzeugen zu lassen und lud unseren Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf den folgenden Tag ein. Hier jedoch lasse ich Herrn Jules Favre das Wort. Man muß diesen Bericht lesen, so schmerzlich, so ehrlich und reich an patriotischen Regungen, so unmittelbar aus dem Herzen des Verfassers hervorgegangen, um zu begreifen, wie er über ein ganzes Volk sich verbreiten und dasselbe einzig für seinen Ruhm begeistern konnte.

„Ich habe nur noch ein Wort zu sagen; denn während ich diesen schmerzlichen Bericht niederschreibe, wird mein Herz von allen Aufregungen erschüttert, die es an jenen drei Tagen tödlich gemartert haben, und ich muß mich beeilen, zu Ende zu kommen. Um 11 Uhr war ich in Schloß Ferrières. Der Graf verließ den König um 11³/₄ Uhr, und ich erfuhr von ihm die Bedingungen, die er für den Waffenstillstand stellte; sie waren in einem in deutscher Sprache abgefaßten Schriftstück niedergelegt, das er mir wörtlich übertragen hat.

Er verlangte als Pfand die Besetzung von Straßburg, von Toul und Pfalzburg; und da ich auf seine Frage am vorigen Tage gesagt hatte, die Nationalversammlung müßte in Paris zusammentreten, wollte er für diesen Fall ein Fort haben, das die Stadt beherrscht .... das auf dem Mont=Valérien z. B. ....

Ich habe ihn unterbrochen, um ihm zu sagen: Es wäre einfacher, Paris von uns zu verlangen. ‚Wie wollen Sie es für möglich halten, daß eine französische gesetzgebende Versammlung im Bereich Ihrer Kanonen berät? Ich hatte die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich unsere Unterredung der Regierung getreu mitteilen würde; ich weiß wirklich nicht, ob ich es wagen werde, ihr zu sagen, daß Sie mir einen solchen Vorschlag gemacht haben.‘

‚Suchen wir eine andere Kombination,‘ antwortete er mir. Ich sprach nun von einem Zusammentritt der Versammlung in Tours, ohne daß in Bezug auf Paris ein Pfand beansprucht würde.

Er schlug mir vor, daß er mit dem König darüber sprechen wolle, und fügte hinzu, indem er wieder auf die Besetzung

von Straßburg zurückkam: ‚Die Stadt wird in unsere Hände fallen, das ist nur noch eine Zeitfrage für die Ingenieure. Ich verlange deshalb auch von Ihnen, daß die Garnison sich kriegsgefangen giebt.‘

Bei diesen Worten geriet ich vor Schmerz außer mir, erhob mich und rief: ‚Sie vergessen, daß Sie zu einem Franzosen sprechen, Herr Graf; eine heldenmütige Garnison zu opfern, die uns und der ganzen Welt Bewunderung abnötigt, das wäre eine Feigheit, — und ich verspreche Ihnen nicht, zu erwähnen, daß Sie mir eine solche Bedingung gestellt haben.‘

Der Graf antwortete mir, er habe nicht die Absicht, mich zu verletzen, er richte sich nach den Gesetzen des Krieges; übrigens könne, wenn der König seine Zustimmung gäbe, dieser Artikel geändert werden.

Nach einer Viertelstunde kehrte er zurück. Der König nahm die Kombination mit Tours an, bestand aber darauf, daß die Garnison von Straßburg kriegsgefangen sein sollte.

Ich war mit meiner Kraft zu Ende und fürchtete einen Augenblick, ohnmächtig zu werden. Ich wandte mich um, um die Thränen, die mich ersticken wollten, zu bemeistern, und indem ich mich wegen dieser unfreiwilligen Schwäche entschuldigte, nahm ich mit folgenden einfachen Worten Abschied:

Ich war in einer Täuschung befangen, Herr Graf, als ich mich zu der Unterredung herbegab; es thut mir nicht leid, ich habe genug gelitten, um vor mir selbst entschuldigt zu sein; übrigens habe ich nur meinem Pflichtgefühl nachgegeben. Ich werde meiner Regierung alles berichten, was Sie mir gesagt haben, und sollte dieselbe es angemessen finden, mich wieder zu Ihnen zurückzuschicken, so werde ich die Ehre haben, wiederzukommen, so schwer mir dieser Schritt auch werden mag. Ich bin Ihnen dankbar für das Wohlwollen, das Sie mir bewiesen haben, aber ich fürchte, es wird nichts weiter übrig bleiben, als die Ereignisse ihren Lauf nehmen zu lassen. Die Bevölkerung von Paris ist mutig und zu den äußersten Opfern entschlossen; ihr Heroismus kann den Gang der Dinge ändern. Wenn Sie die Ehre haben sollten, sie zu besiegen, unterwerfen werden Sie sie nicht. Die ganze Nation ist von denselben Gefühlen beseelt. Solange wir in ihr den Stoff zum Widerstande finden, werden wir Sie bekämpfen. Das bedeutet einen unabsehbaren Kampf zwischen zwei Völkern, die sich die Hand reichen sollten. Ich hatte eine andere Lösung gehofft. Ich scheide tief unglücklich, aber dennoch nicht ohne Hoffnung.“

Ich glaube, daß niemals, so lange die Welt steht, ein diplomatisches Schriftstück auf ein Volk eine solche Wirkung hervorgebracht hat. Ganz Paris erbebte unter einem Schauer des Unwillens, einem Ausbruch der Wut und des Zorns, einer unglaublichen Erregung des Grimms über diese hochmütige und absurde Insolenz. Wie auf ein Zauberwort verband sich die ganze Bevölkerung zu dem gemeinsamen Entschluß, auszuhalten bis in den Tod. Einer der angesehensten Redner des Klubs der Folies-Bergère erklärte unter dem Beifall der Versammlung, es gäbe fortan keine Parteien mehr, es bliebe kein anderer Weg, als sich hinter die Regierung zu scharen und gemeinsam gegen den Feind zu marschieren. Was die angekündigte Kundgebung betrifft, die zum Jahrestage der Republik (21. September) auf dem Konkordienplatze stattfinden sollte, und von deren Ausgang man eine Revolution befürchtete, so verlief dieselbe so friedlich wie irgend möglich. Unter den Rednern befand sich nur einer, ein Herr Vermorel, der mit einer indirekten Anspielung die provisorische Regierung und Herrn Jules Favre angriff. Er erregte einstimmiges Murren.

„Jetzt ist nicht der Augenblick, uns zu entzweien!“ rief man ihm aus der Menge entgegen.

„Verständen Sie es vielleicht besser zu machen?“ fügte man von allen Seiten hinzu.

Herr von Vermorel vermochte nur mit großer Mühe seine Rede zu beenden, und die Menge verlief sich geräuschlos, sodaß die Agitatoren bald sahen, daß keine Hoffnung vorhanden war, dieselbe zu sammeln und auf das Hôtel de Ville zu hetzen. Alle Welt war darüber einig, daß Herr von Bismarck uns den Dienst erwiesen hatte, alle Spaltungen auszugleichen und in unseren Seelen eine gemeinsame Liebe zu entzünden: die Liebe zu dem durch jene Vandalensöhne so schwer beleidigten Vaterlande.

Ein kleiner Erfolg (der erste, den wir in diesem Kriege errungen hatten) trug vollends dazu bei, unseren Mut und unsere Hoffnung zu beleben. Man hatte auf der Seite von Villejuif eine starke Kanonade gehört, und nun verbreitete sich plötzlich in Paris das Gerücht von einem großen Siege. Man sprach von nicht weniger als 20,000 oder 25,000 gefangenen Preußen, die Toten und Verwundeten nicht gerechnet, die gar nicht zu zählen waren. Die Freude war sehr groß, aber man hatte zu harte Lehren bekommen; man überließ sich ihr nur mit halbem Herzen. Es war nicht jener

Ausbruch von Begeisterung, dessen Zeugen und dessen Opfer wir zu Anfang des Feldzuges gewesen waren; man fürchtete dieses Mal, wenn man sich überschwenglichen Freudenbezeugungen hingab, wieder zum Narren gemacht zu werden. Und dennoch — so groß ist die Unbeständigkeit des französischen Nationalcharakters — verstanden wir unser Ungestüm nicht zu beherrschen. Wir hatten bei Châtillon alles zu verlieren gemeint, und hatten uns getäuscht. Wir glaubten nach Villejuif alles wieder geordnet, und die Sache war in Wirklichkeit nicht von großer Bedeutung.

Des Morgens sang man in den Straßen den damals bei unseren Soldaten so beliebten Refrain:

„Wirst, Bismarck, du's so weiter treiben,
Wird dir von allen deinen Preußen
Kaum noch einer übrig bleiben,
Wirst, Bismarck, du's so weiter treiben,
Wird von allen deinen Preußen
Auch nicht einer übrig bleiben."

Des Abends mußte man mildere Saiten aufziehen. Nachdem die Sache klar gestellt worden, blieb von diesem großen Siege nur ein unbedeutender Vorteil übrig, der für den Ausgang der Belagerung nichts Entscheidendes bot. Die Stellungen von Villejuif waren nach jenem glänzenden Gefecht von der Division Maud'huy besetzt worden, die sich dort behauptet hatte. Aber auch dieses Resultat, so unbedeutend es uns nach den gehegten Hoffnungen auch erscheinen durfte, verfehlte nicht, uns zu heben und unsere Gedanken heiterer zu stimmen.

Die Regierung erließ eine Verfügung, der zufolge die munizipalen Wahlen von Paris, die anfänglich auf den 28. September festgesetzt waren, nicht stattfinden sollten, ebensowenig wie die Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung, die für den 2. October anberaumt waren, und diese Frage, welche die Gemüter so sehr erregt hatte, schien somit für immer entschieden.

Sie war nur vertagt.

Fünftes Kapitel.

Die ersten Tage der Belagerung. — Moralische Physiognomie von Paris.

1.

Paris war ein Feldlager. Es gab niemand, jung oder alt, der sich nicht hätte in die Nationalgarde aufnehmen lassen. Niemals habe ich bessere Gelegenheit gehabt, den Charakter des Pariser Bürgertums kennen und würdigen zu lernen als damals, wo ich diese Institution funktionieren sah. Dabei zeigte sich ungehindert jener Hang zu frondierender Unabhängigkeit, der an Disciplinlosigkeit grenzt, sowie jenes Ehrenhafte der Gesinnung, das der Größe verwandt ist, und jene mutvolle, schalkhafte Treuherzigkeit, der nur ein Schritt zum Heldenmut fehlt, jene seltene Mischung von mittelmäßigen Eigenschaften und gemäßigten Fehlern, die zusammen den Bürgersmann ausmachen. Was dabei obenauf schwamm, war die gute Laune, die gesunde und kräftige Fröhlichkeit, jene Fröhlichkeit, die wir von den Galliern, unseren Ahnherren, geerbt haben, und die das unvertilgbare Kennzeichen unserer Rasse bildet.

Man war für das Exerzieren ganz Feuer und Flamme. Es gab keine Polizei mehr in Paris, denn an Stelle der Stadtsergeanten, die von der Bevölkerung zu sehr gehaßt wurden, als daß sie hätten im Amte bleiben können, hatte man Wächter, die gardes de Paris, gesetzt, Leute mit glattrasiertem Kinn, mit sanftmütigem Gesicht, ohne Waffen, die, wenn sie so zu dreien den ganzen Tag spazieren gingen, eher wie anständige Bummler aussahen, die eben aus der Provinz angekommen waren, als wie Schutzleute. So wurde denn die Nationalgarde mit dem Sicherheitsdienst betraut. Sie bezog in allen Straßen Wachen, aus welchen allnächtlich Patrouillen ausrückten, um die Stadt zu durchziehen. Ich weiß nicht, ob man ihr das Verdienst dafür zuschreiben muß, aber jedenfalls steht fest, daß niemals weniger Diebstähle und Morde zur Anzeige kamen, als während jener Zeit der Belagerung. Man darf allerdings nicht vergessen, daß vor der Einschließung Trochu eine ganze Menge heimatlosen Gesindels hatte aufheben und hinauswerfen lassen, und daß viele andere ihr Leben dadurch fristeten, daß sie in der Bannmeile von Paris,

die damals allen Raubzügen offen stand, marodierend umherstreiften.

Die große, die eigentliche Thätigkeit der Nationalgarde bestand in der Bewachung des ungeheueren Umkreises der Wälle. Diese Bewachung wurde bald thatsächlich zu einer Sinekure, als es feststand, daß die Preußen keinen Versuch machen würden, die Stadt mit Sturm zu nehmen, und ihre Belagerung auf die Einschließung beschränken wollten. Aber in jenen ersten Tagen war alle Welt davon überzeugt, daß sie mit einem plötzlichen Überfall einrücken würden, und daß man eines schönen Abends bei der Runde mit Flintenkugeln und Geschossen in Menge überschüttet werden würde. Aber deshalb zog man doch nicht weniger vergnügt auf die Streifzüge aus: das Wetter war noch schön und mild geblieben, und meistens wurden sie von heiterem Himmel und Sonnenschein begünstigt. Wieviel hübsche Erinnerungen werden sie uns allen hinterlassen, und wieviel Vergnügen wird es uns machen, dieselben später am Kamin unseren Enkeln zu erzählen.

Man findet sich jeden Morgen am gewöhnlichen Sammelplatz der Compagnie ein. Die Eifrigen und die Neulinge erscheinen Punkt sieben Uhr mit militärischer Pünktlichkeit, denn die wahren Soldaten kennen keine andere. Zwischen halb acht und acht Uhr sieht man die Bequemen aus allen benachbarten Straßen auftauchen. Sie haben sämtlich eine schöne warme Suppe oder einen heißen Kaffee im Leibe, das von dem beratenden hygienischen Komitee gegen die schädlichen Morgennebel empfohlene Präservativ. Um acht Uhr ist alles versammelt. Jetzt heißt es, sich ordnen. Die Offiziere laufen und schreien. Man stellt sich so gut es gehen will in zwei Gliedern auf; jeder zieht den Bauch ein und weitet die Brust aus. Man wird numeriert. Dabei wurde auch den blödesten Augen klar, worin lange Zeit der Fehler der Nationalgarde bestanden hat. Neben einem Greise mit weißem Bart ein fast bartloser junger Mann; weiterhin ein guter dicker Papa, dessen umfangreicher Wanst sich auf zwei kleinen Beinchen wiegte; ehrliche Gesichter friedfertiger Bürger zwischen dem martialischen Antlitz ehemaliger Soldaten; viele Brillen, die von ärgerlicher Kurzsichtigkeit zeugen; rote Nasen, welche die Willfährigkeit der Weinhändler verraten; es war das seltsamste Durcheinander verschiedenartiger Physiognomien, das man sich denken konnte.

Anscheinend wäre es leicht gewesen, in dieses Chaos ein wenig Ordnung zu bringen. Die Regierung hatte ein Gesetz

in Händen, das ihr gestattete, alle jungen Leute (verheiratete und unverheiratete) von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren zum aktiven Dienst einzuberufen. Sie hätte, freiwillig oder durch Zwang, aus der Nationalgarde kräftigere Elemente aussondern und daraus den Kern einer wirklichen Armee bilden können. Sie that nichts derart, und die Maßregeln, die sie später traf und die wir an passender Stelle anführen werden, waren auch noch nicht so radikal und einfach, wie die Umstände es erfordert hätten. Für den Augenblick überließ sie diese Masse ihrem guten Willen und ihrer Disciplinlosigkeit. Niemals hat in Frankreich die Nationalgarde durch ihren Ordnungssinn und ihren Gehorsam geglänzt. Die unsrige war furchtbar oppositionell. Wir kritisierten die Befehle, wir schmollten mit unseren Vorgesetzten, nachdem wir sie selbst gewählt hatten, und wenn einer ihrer Aufträge uns unnötig erschien oder uns unbequem war, so nahmen wir keinen Anstand, alles zum Teufel zu wünschen.

„Schlechte Soldaten!" wie Couderc so ergötzlich in der „Großherzogin"[1] sagte.

Mehrere Bataillone gaben sogar zu ernsteren Bedenken Anlaß. Außerdem daß gewisse unordentliche Gewohnheiten sich bei ihnen eingeschlichen hatten, nahmen sie der bestehenden Regierung gegenüber eine Freiheit der Rede an, die Besorgnisse für die Zukunft erregen konnte. Man hatte gesehen, wie verschiedene Compagnien sich an einem General und Sektionskommandanten vergriffen, der nach einer kurzen Anrede anstatt des Rufes: „Es lebe die Republik!" den umfassenderen „Es lebe Frankreich!" gebraucht hatte. Die Regierung drückte über diese Ausschreitungen die Augen zu und wies, um den Folgen vorzubeugen, dem General ein anderes Kommando an; aber solche Streiche gaben dem Beobachter keineswegs eine hohe Meinung von unserer Disciplin.

Um elf Uhr langt man auf der Bastion an. Das ist die Frühstückszeit. Die einen fördern aus den Tiefen eines unerschöpflichen Ranzens die von der Haushälterin eingepackten Eßwaaren hervor; andere stürzen sich auf die Kantine; andere wieder verteilen sich in die nahegelegenen Wirtshäuser. Das war die Zeit, wo es sehr schwierig gewesen wäre, einem Nationalgardisten begreiflich zu machen, daß ein Tag auf Wache nicht einen Spaziergang vor der Barriere bedeute, um sich an dem „kleinen Blauen" zu erlaben. Eine Flasche folgte der anderen,

[1] „Großherzogin von Gerolstein," Operette von Offenbach.

die Runden nahmen kein Ende, und nicht immer schützten die Tressen den, der sie trug, vor den traurigen Folgen dieser Einkehr bei den Weinhändlern.

Es hätte nur ein Mittel gegeben, die Leute vor diesen Zufällen zu bewahren, wenn man sie nämlich, selbst durch Zwang zu einer anstrengenden Arbeit angehalten hätte. Die Gelegenheit fehlte nicht: Erdwälle anlegen, Kasematten bauen, Schutzwehren errichten, Karren fahren, alles mußte geschehen. Aber nein. Man ging von einem Ende des Tages zum anderen längs der Zelte spazieren, in die man sich des Abends zurückziehen sollte. Einige spielten Pfropfen,[1] andere Whist oder Piquet. Viele schlenderten gruppenweise umher, oder lasen die Zeitung oder schliefen auch in der Sonne.

Keine andere Obliegenheit als die Wache! Am Tage, bei der prächtigen Herbstsonne, waren die beiden Stunden Schildwachtstehen wahrhaft köstlich. Später kamen Zeiten, wo der Regen niedergoß und der wässerige Schnee sich einstellte, die weniger angenehm waren. Da zitterte man unter der weiten Soldatenkapotte bis ins Mark. Aber damals war das ein Vergnügen.

Ich sehe mich noch auf dem Wallgange hinter der Brustwehr, wo man mich als Schildwache aufgestellt hatte. Von der Höhe dieser Art Sternwarte schweift der Blick über eine herrliche Landschaft, und hinter jenem leuchtenden Dunstmeer, das an den äußersten Grenzen des Horizonts in verschwimmender Ferne schimmert, sucht man in Gedanken das dunkle Gewimmel der feindlichen Helme. Man wird in seinen Träumereien auch nicht durch einen Schatten von Furcht gestört. Die Gefahr besteht noch nicht. Dieses Bild des Soldatenlebens, ohne die Schrecken, die es gewöhnlich begleiten, die Neuheit der Lage, die bestrickende Schönheit der Landschaft, oder die schwermütigen Gedanken, die unabweislich bei jedem einsamen Spaziergang sich einfinden, die Empfindung des Behagens, die ein leichter, frischer Wind an einem klaren Septembertage hervorruft, der unbestimmte Blick, den man, beide Hände auf den Lauf des Gewehres gestützt, über den Horizont schweifen läßt; das Werda! der Schildwachen, das einen von Zeit zu Zeit an die Wirklichkeit mahnt, der es, ich weiß nicht welche Reminiscenz aus einem Drama à la Pixérécourt beimischt, das

[1] Ein beliebtes Spiel, bei welchem Geldstücke auf einen Kork gelegt werden, von dem sie vermöge eines Stöckchens nach bestimmten Regeln herabgeworfen werden müssen.

alles regt auf und entzückt; und während ich mich diesen so neuartigen Eindrücken überließ, weiß ich nicht, wie es geschah, daß mir plötzlich eine der letzten Offenbachschen Possen einfiel. Ein König trat auf, den seine Unterthanen nach einer Revolution vor die Thür gesetzt hatten:

„Sie nahmen Gut und Krone mir,
Brillanten, Thron, et caetera;
Doch, machten sie's auch schlimmer schier,
Mir ist's genug, daß ich das sah."

Ja, wir haben eine sonderbare Befriedigung darin empfunden, das gesehen zu haben. Die Seele des Menschen ist einmal so beschaffen! Man empfindet eine Art geheimnisvollen Vergnügens, Zeuge so wunderbarer Ereignisse zu sein, daß kein Jahrhundert ihresgleichen gesehen hat, und sagen zu können, daß man an seinem bescheidenen Teile dabei mitgewirkt hat! Man macht Geschichte, und bedeutende Geschichte, und das ist kein gewöhnlicher Genuß.

Die Nachtwache war schlimmer. Man muß allerdings sagen, daß unsere Vorgesetzten in übertriebenem und etwas stürmischem Eifer die Zahl der Posten stärker vermehrten, als Grund dazu vorhanden war. Sie stellten alle fünfzehn Schritt einen auf, und die Wachtpostenkette war überall doppelt, zuweilen dreifach. Dadurch fühlte jede Schildwache eine verringerte Verantwortlichkeit und versah ihren Dienst mit größerer Lässigkeit. Später war man darin etwas maßvoller, sonst wäre wohl bald die ganze Nationalgarde auf den Hund gekommen. Wieviel Schnupfen, wieviel Lungenkatarrhe, wieviel Rheumatismus haben wir uns in diesen Nächten auf den Wällen geholt!

Man schlief noch unter den Zelten, die Kasematten waren noch nicht fertig. Das Zelt ist malerisch, aber für gute Bürger hat es den Übelstand, daß es wenig behaglich und sehr kühl ist. Und dann, soll man es gestehen? Wir verstanden nichts von allen Einzelheiten dieses Feldgeräts. Vergebens bezeichnete man jedem Nationalgardisten die Stelle, die er unter diesem Schutzdach einnehmen sollte; wir wußten nicht, uns einzurichten, und es gab endlose Streitigkeiten, die nichtsdestoweniger auch ihre komische Seite hatten.

Es fanden sich unter jedem Zelt stets zwei bis drei Nationalgardisten, die sich am ersten besten Platz niedergelegt hatten, und die, mit dem Kopf auf irgend einem Tornister, so gut es sich thun ließ, auf dem Stroh des Nachbars schliefen. Die Unglücklichen, die von der Wache kamen, traten durchfroren

ein; auf Zehenspitzen schlüpften sie unter das Zelt und suchten nun mit vorgestreckten Händen die Decke und das Tornister, die sie zur Bezeichnung ihres Platzes zurückgelassen hatten. Sie fanden sie sämtlich mit schnarchenden Köpfen besetzt.

„Aber, meine Herren!“ rief der erste, „das ist absurd. Man hat mir meine Sachen fortgenommen. Wer ist nicht auf seinem Platz?“

„Es ist nicht zu glauben!“ sagte ein anderer.

„Es ist gemein!“ fing ein dritter an.

Alle Schläfer klammerten sich schweigend an ihre Tornister; einige trieben sogar die Dreistigkeit so weit, stärker zu schnarchen. Das Schnarchen gilt für das Zeichen eines reinen Gewissens. Allmählich wurde man zornig, und es kam zu derben Worten:

„Wenn Sie das für komisch halten! Ich bin durchgefroren! ... He! Herr ... Sie liegen auf meinem Platz .. Ich sage, daß Sie auf meinem Platz liegen ... zum Henker auch! Geben Sie mir meinen Platz wieder, oder ich bringe Sie fort!“

„Das möcht' ich doch sehen!“

„Das sollen Sie gleich sehen!“

„Fassen Sie mich nicht an!“

Die Schlacht im Dunkeln soll eben losgehen, als ein verträglicher Nachbar sich ins Mittel legt:

„Nehmen Sie den Namensaufruf vor.“

„Sie sind auch ein komischer Kauz! Daß ich die Namen vorlesen soll, wenn es so finster ist wie in einem Backofen! Sie sind einfältig, mein Lieber!“

„O! so sagen Sie doch . .“

Bei dem Lärm sind alle, selbst die anscheinend im tiefsten Schlafe Liegenden, aufgewacht:

„Aber, zum Henker, seien Sie doch still, wo man schon das Vergnügen hat, auf Stroh zu schlafen!“

„Sie sind noch sehr gut dran, daß Sie welches haben; meins hat man mir sämtlich gestohlen!“

„Ich war es nicht!“

„Davon weiß ich nichts!“

„Was! Sie wissen nichts davon? Wo ich es Ihnen sage!“

„Lassen Sie mich doch zufrieden! Sie sind lächerlich mit Ihren Empfindlichkeiten!“

„Oh, wissen Sie, wenn Sie mit hinauskommen wollen, ich bin Ihr Mann, verstehen Sie mich?“

„Glauben Sie, daß ich Angst vor Ihnen habe?“

„Und ich vor Ihnen?“

Beim Ausbruch dieses Streites sieht der Mann, der sein Lager sucht, einen schwachen Hoffnungsstrahl schimmern und ruft in zuvorkommendem Tone:

„Recht so, meine Herren, sprechen Sie sich draußen aus."

Dieser Vorschlag läßt die beiden Gegner kalt, sie fahren vielmehr fort, sich wie die Helden Homers von weitem, und ohne zum Handgemenge zu kommen, Beleidigungen entgegenzuschleudern. Sie werfen sich gegenseitig vor, zuviel getrunken zu haben, und alles spricht dafür, daß beide recht haben.

Und unterdessen setzt der andere arme Teufel, tastend, strauchelnd, schimpfend, seinen Weg fort und stößt sich dabei an allen Beinen, die ihm in die Quere kommen, bis eine gute Seele ein Streichholzbüchschen aus der Tasche zieht und ein Licht anzündet. Da bemerkt man ein herrenloses Tornister.

„Aber da ist ja Ihr Tornister!" ruft der ganze Chor.

„Aber nein, das ist nicht das meinige."

„Jedenfalls nehmen Sie's, damit die Geschichte aufhört."

Und des Krieges müde nimmt er's, aber die Geschichte hört nicht auf. Er seufzt, er schwört, daß er nicht schlafen kann, während die beiden Streitenden an den entgegengesetzten Enden des Zeltes dabei beharren, sich mit Schmähreden zu überhäufen, mit unermüdlicher Ausdauer dieselben Gründe vorbringen und jeden Augenblick die Versammlung zu Zeugen aufrufen, daß der Gegner der Schuldige ist. Jetzt mischt sich eine weitere Stimme in den Streit; sie stimmt die Marseillaise an. Alles beklagt sich.

„Na, wenn diese Herren sich zanken, dann sehe ich nicht ein, weshalb ich nicht singen soll!"

Und mit frischen Mitteln beginnt der Zank aufs neue.

Die Vernünftigsten verlassen das Zelt und machen draußen einen Rundgang. Der Himmel ist ja auch sternhell und die Nacht wunderbar klar. Man sieht den Horizont im Osten leicht erblassen und sich allmählich rot färben. Durch den unbestimmten Morgennebel nähern sich, Schatten gleich, alte Frauen mit großen Näpfen, die auf improvisierten Gestellen zum mäßigsten Preise Zwiebelsuppe und schwarzen Kaffee verteilen. Man trinkt seinen Becher im Stehen um ein Biwakfeuer, das jetzt auf dem Wege angezündet worden ist, und wechselt dabei mit den Kameraden einige Begrüßungsworte: „Brrr! kalt heute morgen! .... Ist der Tau aber durchdringend! ... Haben Sie diese Nacht schießen gehört? ..." Und andere nichtssagende Redensarten.

Man hat Reveille geblasen; das Lager erwacht. Schlaftrunken, in allen möglichen Trachten kommen die Nationalgardisten heraus. Der eine ist in einen weiten Schlafrock gehüllt und geht, mit der Pfeife im Munde, mit ernster Miene in diesem wenig kriegerischen Aufzuge spazieren; der andere verschwindet unter einer mächtigen Decke, aus der der Kopf durch ein rundes Loch herausguckt. Die schottischen Plaids, die amerikanischen Gummiröcke, die um den Leib gewickelten Tierfelle, die Mäntel, die man nach spanischer Sitte über die Schulter wirft, die allerunmöglichsten Kostüme haben sich hier ein Stelldichein gegeben. Und was für Gesichter! Alle von einer schlaflosen Nacht ermüdet! Man ist trübe gestimmt, gedrückt, und kläglich klappern die Zähne! Eine halbe Stunde vergeht, und alles ist vorüber! Der Geist hat die Federn der Maschine in Bewegung gesetzt, und man kehrt fröhlich beim Schall von Trommel und Trompete zur großen Stadt zurück, die ruhig die Nacht über schlief, während man für sie wachte.

Die Fröhlichkeit! die Fröhlichkeit! Ich kann dieses charakteristische Moment gar nicht genug hervorheben! Sie ist selbst in den schlimmsten Tagen der Bedrängnis niemals ernstlich zum Weichen gebracht worden. Sie bildet die specifisch pariserische Form, in die sich hier alle Schmerzen, selbst die heftigsten hüllen, alle Arbeiten, selbst die ernstesten. Niemals wurde die Instruktion gleichzeitig mehr respektiert und mehr (man gestatte mir den Ausdruck) verhöhnt als von der Pariser Nationalgarde. Man machte sich über sie lustig und ließ sie dabei mit einer Strenge und Pünktlichkeit ausführen, wie das wirklichen Soldaten kaum möglich gewesen wäre, welche die Gewohnheit nachgiebiger gemacht hat. Man konnte in dieser Beziehung nichts Merkwürdigeres beobachten, als eine nachts von einem Offizier durch die Schildwachen einer Abteilung geführte Ronde. Ein jeder war auf seinem Posten, aber nun hieß es Possen ersinnen, bei denen ein alter Knasterbart der regulären Armee gezittert hätte.

„Werda!“ rief die auf dem Wall stehende Schildwache.

„Die nächtliche Ronde!“ antwortete der Offizier.

Und der Nationalgardist mit einer Miene respektvollen Erstaunens wiederholte in drei verschiedenen Tönen, indem er die Stimme des Gil-Pérez[1] nachahmte:

„Die nächtliche Ronde! Oh! ... oh! oh! ...“

---

[1] Figur aus Aubers Oper „Der schwarze Domino.“

Oder, wenn es ein Freund war, der die Runde machte und rief: „Offiziersronde!“ dann hieß es wohl:

„O, du darfst mir nichts weiß machen; ich habe deine Stimme erkannt ... geh, alter Schäker ...!“

„Laß die Dummheiten!“ sagte der Rondeführer. „Sag mir das Losungswort.“

Das Wort hieß zufällig Mostaganem.

„Mange-ta-gamelle!“[1] antwortete der Posten mit hohler Stimme.

Das gab ein Gelächter! allerdings, aber wenn man bei all diesen Schwänken und Narrheiten diesen Spaßvögeln eine Instruktion gab, deren Bedeutung sie zu würdigen wußten, so waren sie bei der geringsten Kleinigkeit unerbittlich und ließen keine Entschuldigung gelten. Sie trieben die Strenge bis zur Lächerlichkeit. Man hatte eine Entscheidung getroffen, infolge derer es jedem, der eine Uniform trug, verboten war, Paris zu verlassen oder zu betreten. Die Maßregel zielte auf die Mobilgardisten, die allzu oft aus den Forts entschlüpften und ohne Urlaub nach Paris kamen. Der Nationalgardist wandte sie ohne Erbarmen auf jedes militärische Abzeichen an. Ich habe brave Bürgersleute an den Thoren zurückhalten sehen, weil sie an Stelle des runden Hutes das Mode gewordene Käppi trugen.

„Aber ich habe keine andere Kopfbedeckung,“ sagten sie.

„Das geht mich nichts an,“ sagte der Nationalgardist, der sich mit wichtiger Miene auf seine Instruktion berief.

Ich mischte mich ein und brachte ein beschwichtigendes Mittel zur Anwendung.

„Stecken Sie Ihr Käppi unter den Paletot und bleiben Sie barhaupt. Dann werden Sie das Recht haben hinauszugehen; Sie sind dann nur ein Bürger ohne Hut.“

Diese Erinnerungen werden mit zu den besten und ergötzlichsten gehören, die uns aus der Belagerung geblieben sind. Die Nationalgarde hatte später Gelegenheit, deren von mehr heroischer Natur zu sammeln, aber für edle Hingebung und große Opfer war der Moment noch nicht gekommen. Der Wachtdienst auf den Wällen und die Polizei im Inneren der Stadt bildeten ihren ganzen Dienst.

Diese Polizei war damals mit einer Menge von Einzelheiten betraut, von denen die Nachwelt keine Ahnung haben

---

[1] gamelle, Schüssel, aus der mehrere gemeinschaftlich essen; manger à la gamelle, auf Soldatenkost gesetzt sein.

wird. Wer sollte denken, daß eine ihrer wichtigsten Obliegenheiten in den ersten Tagen der Belagerung in der Jagd auf die preußischen Spione bestand. Man muß Paris kennen, um zu verstehen, welchen äußersten Grad eine fixe Idee bei dieser ungestümen Bevölkerung erreichen kann, bei der alle Gefühle gewissermaßen überhitzt sind und sich mit dem Lärm von entweichendem Dampf Luft machen. Es gab eine oder zwei Wochen, wo die feindliche Spionage buchstäblich alle Köpfe beschäftigte und verdrehte, eine greuliche Beschäftigung, die schließlich in Tollheit ausgeartet war. Man sah überall Spione. Einer der Schriftsteller, die am beständigsten ihr Augenmerk auf die Wandlungen des Pariser Geisteslebens gerichtet halten, um dieselben zu Skizzen und Bildern zu verarbeiten, Timothée, Trimm sagte in einem Artikel, über den niemand lächelte, so vollständig konnte er für den Ausdruck der allgemeinen Furcht gelten, folgendes:

„Man fürchtete einst in Venedig die Agenten des Rates der Zehn, man sah sie auf den Lagunen oder am Ende der Strickleitern, oder auch hinter dem Gitter der Beichtstühle; nun, der Rat der Zehn war eine Versammlung von Spießbürgern im Vergleich zu der Militärpolizei der Preußen .... Man sieht sie überall, diese Spione, in jeder Tracht. Gestern waren es ein Kutscher und ein Kohlenträger, die man arretierte. Kutscher und Kohlenträger waren Spione; man erkannte den einen daran, daß er mit der Linken in deutscher Weise fuhr; den anderen daran, daß seine Hände schwarz waren. An der Porte Maillot, zwei Schritte von den Festungswerken, rottet man sich um einen Druckschriftenverkäufer zusammen. Er verkauft die Biographie des tapferen Generals Uhrich, Gouverneurs von Straßburg, und verkauft sie nicht teurer als zu einem Sou. ‚Kaufen Sie, meine Herren.‘ Eine Frau reicht ihm ein Fünfzig Centimes-Stück; er kramt in seiner Westentasche und aus dieser fallen Napoleondors, die ihn verraten. Es war ein Spion .... Heute morgen geht eine Dame beim Industriepalast vorüber, sie trägt ein decentes, geschmackvolles Kostüm, schwarzseidenes Kleid, Sammethut, dichten kleinen Schleier vor dem Gesicht, der dasselbe verdeckt. Ein Neugieriger folgt ihr, bietet ihr seinen Arm an, drängt sich an sie heran, als er plötzlich, da ein unerwarteter Windstoß den Schleier gelüftet hatte, auf dem Gesicht der Schönen den bläulichen Ton eines Rasiermessers zu sehen glaubt .... Es war ein Spion ....“

Vierzehn Tage lang spukte in der Einbildung der Pariser

beständig das Gespenst der Spionage. Man arretierte blind darauf los die anständigsten Leute von der Welt, und diese hatten große Mühe, sich der aufgehetzten Menge zu entziehen. Man führte sie zur nächsten Wache, wo sie sich rekognoscieren ließen und mit Entschuldigungen wieder entlassen wurden. Auf diese Weise wurde unser Kollege Lomon, der gewiß das friedfertigste Aussehen von der Welt hat, nach der Präfektur geschleppt. Seine wohlwollende Miene hatte ihm diesen Streich gespielt. Soviel Gutmütigkeit mußte erheuchelt sein und war verdächtig erschienen. Man versichert sogar, daß der General Trochu in eigener Person von allzu eifrigen Nationalgardisten arretiert worden ist, und über das Mißverständnis herzlich gelacht hat. Wehe dem, der mit elsässischem Accent sprach! Sein Schicksal war ihm sicher. So weiß ich von einem meiner Freunde, einem Sohne des patriotischen Elsaß, der sich verurteilt hatte, kein Wort mehr öffentlich zu sprechen. Er war zweimal ein Opfer dieser unangenehmen Irrtümer geworden. Wie es in dieser Stadt stets geschieht, war auch noch der Spaß hinzugekommen. Die Spaßvögel schrien: haltet den Preußen! und hielten sich dann die Seiten, wenn sie das verdutzte Gesicht des armen Teufels sahen, den man alsbald beim Kragen genommen hatte. Ein Schuldner, der auf der Straße von einem indiskreten Schneider oder Schuster gedrängt wurde, bezeichnete denselben mit lauter Stimme als Spion und lief dann unter tollem Gelächter davon.

Zuweilen sah man des Abends, wie sich langsam Gruppen bildeten, die in die Höhe blickten; die Gruppe wurde alsbald zu einer Menge. Was betrachtete man mit solcher Aufmerksamkeit? ... Ein Licht, das im vierten Stockwerk leuchtete und von einem Zimmer zum anderen ging. Ein Licht um zehn Uhr des Abends! Hoch unter dem Dache eines Hauses! Das konnten nur Signale sein ... Es sind Signale ... Halt! Sehen Sie den grünen Schein? ... Und die Erklärungen nahmen ihren Lauf ... „Ich kenne den Hauswart, seine Frau ist eine Preußin, sie verbirgt Spione, das steht fest ... sie wollen Paris ausliefern ...“ Die Nationalgarde erschien, eine Korporalschaft bemächtigte sich des zitternden Hauswarts und stieg mit ihm bis unter den Dachstuhl. Dort fand man fast immer eine ehrenwerte Familie, die bei der treuen Lampe nähte oder las ....

„Aber woher kam es, daß das Licht sich von einem Fenster zum anderen bewegte?“

„Wir hatten etwas im anderen Zimmer gesucht.“

„Und der grüne Schein?“

„Der kam wohl von unserer grünen Tapete.“

Eines Tages, oder vielmehr eines Abends, brachte ein ganz besonderer Gegenstand, dessen Farbe unter dem Licht einer Kerze, die man in beunruhigender Weise hin und her gehen sah, von rot in grün und blau überging, ein ganzes Viertel in Aufruhr, sodaß dasselbe, da es sich diese Erscheinung nicht erklären konnte, davon sprach, dieses Observatorium zu verwüsten und zu verbrennen. Man drang in die Wohnung ein und fand hinter dem Fenster auf seiner Stange einen ausgestopften Papagei, auf dem die Strahlen eines in Bewegung befindlichen Lichtes spielten. Das ernste Journal des Débats behandelte am folgenden Tage diesen Fall von Spionenriecherei im Tone schalkhafter Gutmütigkeit. Das war für dieses Treiben der Gnadenstoß. Die Tollheiten haben bei uns das Gute an sich, kurz zu sein, wenn sie heftig sind. Diese ging schnell vorüber, und man dachte nur insofern noch an Spione, um die wirklichen zu arretieren, jene Elenden der niedrigsten Klasse, die unter dem Vorwand, auf Marodieren auszugehen, aus Paris mit einem Sacke hinausgingen, den sie dann mit Kohl oder Kartoffeln gefüllt zurückbrachten, und die den Feinden unsere Zeitungen und die Brocken von Nachrichten gaben, die sie irgendwo aufzugabeln vermochten.

Gab es andere, und befanden sich unter all diesen arretierten Leuten welche, die thatsächlich von den Preußen zu dem Zweck, unsere Geheimnisse zu erfahren, bezahlt wurden? Ich weiß nichts davon, doch ist es wahrscheinlich. Jedenfalls steht so viel fest, daß, abgesehen von dem Prozeß Hart, einem authentischen Spion, der einige Tage nach Beginn der Belagerung erschossen wurde, man von keiner Verfolgung und keiner Exekution etwas zu hören bekam. Man muß daraus schließen, daß die Verdachtsgründe gegen die Personen, auf die man die Hand gelegt hatte, nicht schwerwiegend genug waren. Andernfalls hätte die Behörde nicht ermangelt, großen Lärm von ihrer Verurteilung zu machen, und wäre es auch nur deshalb gewesen, um die erschreckten Gemüter ein wenig zu beruhigen.

2.

Diese Leidenschaft legte sich also aus Mangel an Nahrung. Zwei andere bezeichnende Momente dieser Belagerung sollten sich dagegen mit jedem Tage mehr bemerkbar machen. Sie waren anfänglich kaum fühlbar, wurden aber in der Folge recht schwer empfunden. Das erste war der vollständige

Mangel an Nachrichten. Paris, wo alle Gerüchte aus der ganzen Welt zusammenströmten, und das sie wie ein wunderbares Echo meist vervielfältigt und vergrößert zurückgab, sah sich plötzlich von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten. Wir hatten bisher in der Idee gelebt, daß eine vollständige Einschließung der großen Hauptstadt mit weniger als 1,200,000 Mann vollständig unmöglich wäre, und wir wußten auch, daß der Feind nicht entfernt über eine so ungeheuere Truppenmenge verfügte. So mußten wir nun wohl oder übel von dieser Summe einige Abzüge machen und den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragen. Es kam weder eine Zeitung noch ein Brief, noch ein Kurier zu uns hinein. Die Post hatte in mehreren Richtungen eine gewisse Anzahl Briefträger abgeschickt, die sich durch die preußischen Linien schleichen und uns Briefschaften bringen sollten; aber keiner war wiedergekommen. Von den Gesandten hatten uns drei verlassen, der englische, russische und österreichische. Die anderen waren geblieben und hatten den preußischen Generalstab gebeten, man möchte ihnen den Verkehr mit ihren betreffenden Regierungen frei lassen. Herr von Bismarck hatte unverschämterweise geantwortet, ihre Briefe und die Antworten auf diese Briefe sollten passieren, aber geöffnet, nachdem sie vom Kanzler gelesen und abgestempelt worden wären. Diese Forderung war ungeheuerlich, unzulässig; sie bewies nur um so deutlicher den unabänderlichen Entschluß, uns in unserem Gefängnis völlig im Dunkeln zu erhalten, man wollte aus Paris ein ungeheures Mazas, ein Zellengefängnis, machen.

Wir waren sehr überrascht und bestürzt. Das von unseren Feinden beabsichtigte und erreichte Ergebnis übertraf alle unsere Voraussicht. Zuerst litt unsere Eigenliebe. Wir hatten so vielfach gesagt und in jeder Form wiederholt, daß Paris die große Triebfeder des menschlichen Denkens wäre, sodaß, wenn dasselbe aufhörte, Gedanken und Empfindungen in Umlauf zu setzen, die ganze Weltmaschine infolgedessen stillstehen und einer Art von Ohnmacht erliegen würde! Nun mußte man wohl zugeben, daß, wenn wir auch thatsächlich eine wichtige Stelle in der Welt einnähmen, wir doch durchaus nicht das Herz derselben ausmachten; und daß, wenn Paris einmal aus der Reihe der Metropolen getilgt sein würde, die Erde nichtsdestoweniger ihren gewohnten Lauf um die Sonne nehmen, die Menschheit nichtsdestoweniger zu denken und zu handeln fortfahren und im selben Schritt dem ewigen Fortschritt zustreben werde. Ärgerliche Entdeckung! Bittere Ent-

täuschung! Europa und Amerika konnten zur Not ohne uns bestehen, uns aber fehlte die ganze Welt. Wie einsame Seefahrer im weiten Meere hatten wir Durst nach Neuigkeiten. Was that das übrige Frankreich? Das war eine ernste Frage für uns, auf die wir keine Antwort wußten.

Einige Tage bevor die Einschließung vollständig wurde, hatte die Regierung zwei von ihren Mitgliedern nach Tours abgeordnet, um die Massenerhebung zu organisieren und die Begeisterung der Departements anzufachen. Aber wir hatten nur ein mäßiges Vertrauen zu den Männern, denen diese schwierige Aufgabe zufiel. Es waren zwei Greise, die Herren Glais-Bizoin und Crémieux, beide bekannt durch die Lauterkeit ihrer Denkweise, aber auch beide durch das Alter bereits geschwächt. Würden diese schwachen Hände zur Durchführung solch gewaltiger Aufgabe genügen? Wir durften es kaum hoffen, und es war für uns eine angstvolle Pein, daß unsere Augen nicht das Dunkel durchdringen konnten, das sie unseren Blicken entzog. Man hatte uns mitgeteilt, daß Herr Thiers, der seine lange Erfahrung und sein großes Ansehen der neuen Regierung zur Verfügung gestellt hatte, abgereist war, um den verschiedenen Kabinetten Europas Vorschläge zu überbringen; daß er zuerst nach London, von dort nach St. Petersburg gehen und über Wien und Florenz nach Tours zurückkehren sollte. Was war aus dieser Reise geworden? Was hatte unser Gesandter durch seine Unterhandlungen erreicht? Wir mochten uns so gern mit chimärischen Hoffnungen schmeicheln und hielten es damals noch für möglich, eine europäische Koalition gegen das siegreiche Preußen zustande zu bringen. Besonders — und daran kann man unsere heillose Naivetät sehen — rechneten wir auf Rußland. Wir sagten uns, Rußland würde hinlänglich sein Interesse kennen, um zu befürchten, das allmächtige, von seinen Triumphen berauschte Preußen möchte eines Tages seine deutschen Provinzen von ihm zurückfordern, im Falle der Weigerung sie ihm mit Gewalt entreißen. Wer weiß? sagten wir uns, vielleicht ist das Bündnis augenblicklich schon geschlossen; und so berechneten wir, wieviel Zeit eine russische Armee gebrauchte, um Berlin zu bedrohen und unsere Feinde zu zwingen, sich gegen diesen neuen Angreifer rückwärts zu wenden. Welcher Ärger, was für eine peinvolle Unruhe, nichts Bestimmtes über diese Dinge erfahren zu können, die uns doch so nahe und empfindlich berührten!

Aber es gab für jeden von uns bei diesem Fehlen von Nachrichten noch eine viel schmerzlichere Entbehrung, sicherlich

die grausamste von allen. Wir hatten alle unsere Mütter, unsere Frauen, unsere Kinder, unsere Familien, die einen ins Ausland, die anderen nach der normännischen oder bretonischen Küste, andere wieder nach dem Inneren Frankreichs gebracht. Keiner von uns hatte die Einschließung vorausgesehen, und wir hatten sie dort, nur für wenige Tage mit Geld versehen, zurückgelassen. Wie ging es ihnen, und besonders, was sollte aus ihnen werden? Wie sollten wir sie über unser Ergehen beruhigen? Denn wir glaubten bestimmt, daß Herr von Bismarck die Zeitungen mit lügnerischen Gerüchten über Bürgerkriege bei uns fülle und uns sämtlich als dem Morde oder dem Bombardement verfallen darstelle. Und wir wieder, auf welchem Wege konnten wir erfahren, ob diese uns so teuren Wesen sich bei gutem Wohlsein befänden? Angstvoll zählten wir die verrinnenden Stunden; diese an Krankheiten, an schlimmen Zufällen, an unbestimmten Befürchtungen, an Verzweiflungen so reichen Stunden, und unser Herz floß über von Bitterkeit und Mißmut. Das war das einzige Leiden, mit dem keiner von uns sich abfinden konnte. Ich habe den Pariser Witz über alles herfallen und mit seiner satyrischen Ungezwungenheit die schlimmsten Übel der Belagerung lächerlich machen sehen: vor diesem hat er stets Halt gemacht; die Stimme versagte ihm, und der Spott hätte in Schluchzen geendet. Paris war voll von verlassenen Gatten, die, wenn sie des Abends beim Hauswart ihren Leuchter nahmen, stets fragten:

„Nun, keine Briefe?"

„Nein, Herr, keine Briefe," antwortete der Hauswart.

Und jeden Tag war das für sie ein neuer, schmerzhafter Schlag. Ich werde lange daran denken, wie ich eines Abends mit drei recht skeptischen Parisern im Restaurant dinierte, und wir, da das Essen sehr schlecht war, unsere Bemerkungen über das Diner, das man uns auftrug, und über die Schrecken der Belagerung machten. Wir waren alle in jene etwas künstliche Lustigkeit geraten, die auf dem Geist des Boulevardiers prickelt, wie der Schaum auf dem Champagner. Vier Schritte von uns, an einem besonderen Tische dinierte ein Greis und ihm gegenüber eine junge Frau, ohne Zweifel seine Tochter, die neben sich ein kleines drei- oder vierjähriges blondgelocktes Kind hatte, das mit der seinem Alter eigenen Unbefangenheit plauderte. Es sah auf unserem Tisch eine Birne und bat seine Mutter darum. Einer von uns stand auf, reichte, nachdem er sich bei der jungen Frau entschuldigt, dem Kleinen ein Viertel von der Frucht und küßte dasselbe. Als er zurückkam

hatte er die Augen voll Thränen, die er zu verbergen suchte, und nun fingen wir an zu weinen; wir alle vier weinten miteinander über die Teller gebeugt und ohne ein Wort zu sprechen.

Die Regierung war anfänglich überrascht und vermochte in dieser schlimmen Lage kein Auskunftsmittel zu finden. Es ist bemerkenswert, wie wenig Genialität, Hilfsquellen und Erfindungsgabe während dieses ganzen Krieges unserer Regierung zu Gebote standen. Viel guter Wille wohl, aber nicht die geringste Originalität. Sie mußte bei jeder Gedankenrichtung die Anregung, die sie selbst hätte geben sollen, von dem ungeduldig gewordenen Publikum erhalten. Sie kam erst ziemlich spät auf den Einfall, ein System von Luftballons einzurichten. Sie bediente sich zuerst freigehender Ballons, denen man Karten ohne Umschlag übergeben konnte, und die mit einer Zehn Centimes-Marke frankiert waren. Was aus diesen Ballons und den Nachrichten, die wir ihnen anvertraut haben, geworden ist, weiß ich bis zur heutigen Stunde noch nicht, denn ich schreibe diese Eindrücke der größeren Frische wegen noch vor der Entsetzung von Paris. Erst nach mehrwöchentlichem Hin- und Hertasten richtete sie einen regelmäßigen Dienst mit großen, ordentlichen Ballons ein. Wir werden bei passender Gelegenheit in einem der folgenden Kapitel darauf zurückkommen. Sehr viel später noch konnte sie uns vermittelst der Brieftauben einige kurze und seltene Nachrichten von unseren verlassenen Lieben verschaffen. Diese geflügelten Boten haben eine kleine Anzahl glücklicher Menschen gemacht! Wieviel andere warten jetzt noch darauf!

3.

Die zweite Überraschung und das zweite Leiden der beginnenden Belagerung bildete der plötzliche Mangel an Lebensmitteln. Die Regierung hatte die Privatleute aufgefordert, sich mit Vorräten zu versehen. Aber niemand, oder fast niemand hatte diesen Hinweis ernst genommen. Ich kann nicht oft genug wiederholen, daß man in Paris keine Einschließung voraussah. Einige vorsichtige Bürger hatten ihre Keller mit Mundvorräten gefüllt; aber das waren die wenigsten. Die anderen hatten der Mode wegen, zum Scherz, einen Yorker Schinken, einige Büchsen Sardinen, vier bis fünf Kilogramm Reis, getrocknetes Gemüse und Töpfe mit Konfitüren gekauft. Man ging zu den großen Delikateßhändlern nur zum Vergnügen. Die Frauen der großen Welt fuhren in großer

Toilette vor Potins[1] Thür vor, pfropften auf gut Glück die Töpfe, die Büchsen, die Viertel Salzfleisch und Käse in ihre Kaleschen, bezahlten in Gold und fuhren unter ausgelassenem Gelächter über ihren Streich davon.

Man wurde sehr bald gewahr, daß die Belagerung zur Einschließung wurde und daß diese in der Eile, ohne Plan, nur zum Spaß angeschafften Vorräte nicht lange ausreichen würden. Nun stürzte die ganze Bevölkerung, wie ein Mann, mit ausgestreckten Händen zu den Lebensmittelverkäufern. Von einem Tage zum anderen stieg alles im Preise. An den Thüren der Eßwarenhändler bildeten sich lange Ketten von Hausfrauen, die Käse, Schinken, Würste und andere Eßwaren kaufen wollten. Zu jener Zeit lachte man noch über diesen Eifer; man ahnte kaum, daß die Stunde der ernsthaften Not und der wirklichen Leiden so nahe war.

Es zeigte sich eine sehr merkwürdige Erscheinung, die man schwer für glaublich halten würde, wenn wir sie nicht alle bewahrheiten könnten: das war der reißende Hunger, von dem ganz Paris sofort ergriffen wurde. Niemals hatte es in der großen Stadt einen „solchen Hunger gegeben.“ Früher aß man, um zu leben, und ohne die Bissen etwa zu zählen. Es wäre sehr schwer gewesen, einen Pariser zu finden, der sich über sein Frühstück beschwert hätte. Sobald die Belagerung anfing, hörten wir sämtlich unseren Magen ganz eigentümlich knurren. Wir betrachteten im Vorübergehen die Schaufenster der Eßwarenhändler mit lüsternen Augen; beim Anblick der ungeheueren Stapel von Blechbüchsen, der Reihen von Kruken, in denen rote oder gelbe Konfitüren schimmerten, dieser Tonnen gepreßter Heringe, dieser ganzen Pracht von Genußmitteln, die sich in den Auslagen der Händler entfaltete, lief uns das Wasser im Munde zusammen, und wir warfen auf diese Hoffnung unserer zukünftigen Mahlzeiten zärtlich-feuchte Blicke. Wer zwei Setzeier und ein Stück Käse gefrühstückt hatte, wollte sich nicht mehr mit weniger als mit einem bluttriefenden Beefsteak begnügen, das mit einer Flasche Bordeaux angefeuchtet werden mußte. Rief der Magen lauter? Hörte man mehr auf ihn? Das ist eine ernste Frage, deren Entscheidung ich den Moralisten überlasse. So viel steht fest, daß in Voraussicht der Tage einer zwangsweisen Enthaltsamkeit, ein jeder sich bestrebte mehr und besser zu essen. Die Kost war reichlicher und ausgesuchter. Es war, als sagte man sich heimlich:

[1] Potin, großes Geschäft, Boulevard Sebastopol.

das heißt dem Feinde Abbruch thun; wieder etwas, was die Preußen nicht bekommen werden.

Niemals waren in den bürgerlichen Kreisen die Einladungen zahlreicher als in dieser ersten Phase der Belagerung. — Ein Belagerungsdiner, das war der gebräuchliche Ausdruck dafür. Man fand ein unglaubliches Vergnügen daran, den Preußen Hohn zu sprechen, indem man seinen Gästen gute Bissen auftischte, die sie verschlangen, während sie sich über die Drangsale der Hungersnot beklagten. Alle diese Späße dauerten nur kurze Zeit, alsbald machte sich zuerst bei den Schlächtereien die Einschließung fühlbar. Man mußte das Publikum auf Rationen stellen, und die Lösung dieser Frage wurde zu einer der dornigsten. Zu damaliger Zeit empfand man noch nicht alle ihre Schwierigkeiten. Abgesehen davon, daß das frische Rind- und Hammelfleisch noch zum normalen Verbrauch der Bevölkerung ziemlich ausreichte, war das Pferdefleisch im Überfluß vorhanden, und da das Vorurteil der Menge es zurückwies, war es leicht, sich dasselbe zu verschaffen.

Ich entsinne mich, wie ich des Morgens auf meinem Wege zu den Übungen der Nationalgarde an den Reihen von Käufern vor den Thüren der Schlächter vorüberkam und mit den Haushälterinnen eine Unterhaltung anfing, die, blau vor Kälte, lachend und schwatzend mit den Füßen stampften, während sie warteten, bis an sie die Reihe käme.

„Aber weshalb steht ihr hier im Regen," sagte ich zu ihnen, „die Füße im Kot, und schluckt die feuchte Morgenluft ein, während unten bei mir eine Pferdeschlächterei eröffnet ist, der es nicht einmal gelingt, alle ihre Ware loszuwerden?"

„Pferdefleisch!" riefen die Gevatterinnen entsetzt.

Dabei aß ich es alle Tage und fand es sehr gut; meine Freunde aßen es gleichfalls, und die ganze reiche Bürgerschaft nahm es ohne Widerwillen. Aber um die Arbeiter und ihre Frauen dazu zu bringen, war erst der Stachel des Hungers nötig. Ich konnte die Fortschritte der Blockade verfolgen, indem ich die Schlächterei meines Nachbars, des Pferdefleischverkäufers, beobachtete. Seine Kundschaft wuchs in demselben Verhältnis, in dem in Paris die Lebensmittel sich verringerten. Gegen die Mitte des November begannen unendlich lange Menschenreihen vor seinem Laden anzuwachsen, und schließlich hatte er sein Geschäft nur noch zu gewissen Stunden offen und lieferte Fleisch nur noch an Inhaber von Bons.

Jede Mairie richtete die Verproviantierung ein, so gut sie es verstand. Es erhoben sich Klagen von allen Seiten und

die Mehrzahl war gerecht genug. Denn arme Hausfrauen warteten halbe Tage, um ein kleines Stück Hammel- oder Rindfleisch zu bekommen, und man hätte ihnen dieses lange Stehen im Freien sehr gut ersparen können. Man muß jedoch anerkennen, daß es keine Kleinigkeit ist, im Verwaltungswege zwei Millionen Menschen zu ernähren, die ihrem Temperament nach zu den Mißvergnügten gehören, und die stets nur danach trachteten, die Wachsamkeit der Behörde zu täuschen. Jetzt, zur Zeit, wo ich dies schreibe, ist die Einrichtung noch sehr lückenhaft; in einem Arrondissement ist die Verteilung besser wie im anderen; das System der den Konsumenten verabfolgten Ordnungsnummern ist mehr oder weniger geschickt eingerichtet, aber die Pariser sind schließlich dahin gekommen, ihr Leid in Geduld zu tragen; das Ganze hat sich mehr „eingespielt," wie sie sagen.

Wir werden im Laufe dieser Erinnerungen die Ernährungsfrage mehr als einmal wiederfinden. Nehmen wir jetzt den abgerissenen Faden der Ereignisse dort wieder auf, wo wir ihn verlassen haben.

Sechstes Kapitel

Le Bourget. — Übergabe von Metz. — Kundgebung vom 31. Oktober.

1.

Das Manifest Jules Favres und der gleich darauf erlangte unbedeutende Erfolg unserer Waffen hatte alle Gemüter gehoben und die Nerven der pariser Bevölkerung gestärkt. Man hatte einen neuen Vorrat an Mut gesammelt, und wie man gestehen muß, brauchte man denselben sehr nötig. Die Lage war schrecklich. Man befand sich zwischen zwei Gefahren, von denen die eine nicht weniger drohend schien wie die andere: draußen die Preußen und drinnen die Meuterer. Ich glaube wohl, daß zu jener Zeit, um die letzten Tage des September, die Bürgerschaft noch mehr Furcht vor den Meuterern als vor den Preußen hatte; und vielleicht hatten sie nicht unrecht, denn die ersteren waren, ohne es zu wissen, diejenigen Verbündeten, auf welche die Preußen am meisten rechneten, um in Paris eindringen zu können. Herr von Bismarck hatte seine Hoffnungen nicht verheimlicht. Er hatte in allen Tonarten, in allen öffentlichen

Bekanntmachungen und in allen Privatunterhaltungen, deren Echo bis zu uns gedrungen war, gesagt, daß die Thore der Stadt ihm durch den Bürgerkrieg geöffnet werden würden, und er sprach im voraus mit Verachtung von diesem Volke, bei dem die äußerste Gefahr des Vaterlandes den geborenen Hang zur Zwietracht nicht hatte ersticken können.

Man kann sich denken, daß uns zwischen diesen beiden Feinden nicht gut zu Mute war. Wie würden die Preußen uns angreifen? Welcher Blitzschlag würde aus der Wolke niederfahren, in die sie zur Stunde ihre Pläne hüllten? — Wir wußten nichts Genaues darüber. Es war uns unbekannt, daß sie sich entschlossen hatten, die Stadt ausschließlich auf dem Wege der Blockade einzunehmen, und — Gewehr bei Fuß — abzuwarten, bis der Aufruhr oder der Hunger ihnen den Platz überliefern würde. Wir hätten es vermuten sollen, denn die großen Heerführer haben kaum jemals, wie der Fuchs in der Fabel, mehr als einen Kunstgriff in ihrem Tornister gehabt. Sie erfinden eine neue Kombination, auf die sie fortwährend zurückkommen, bis sie dieselbe ihren Gegnern beigebracht und sich endlich mit ihren eigenen Waffen haben schlagen lassen. Herr von Moltke hatte stets das Umgehungsmanöver angewendet und durch eine wunderbare Umzingelung das Übergewicht gewonnen. Es war sehr wahrscheinlich, daß er gegen Paris in derselben Weise vorgehen, daß er es mit den gesamten Streitkräften Deutschlands einzwängen und dann der Zeit die Vollendung des Werkes überlassen würde. Aber wir waren nicht Philosophen genug, um derartige Betrachtungen anzustellen, deren Richtigkeit sich immer erst zeigt, wenn die Sache geschehen ist. . . . .

Den ganzen Oktober hindurch hatten wir an einen Sturm geglaubt, oder wenigstens an die Beschießung. Was die Beschießung betraf, so war nicht daran zu zweifeln. Alle Tage sagte man uns: Wißt ihr, morgen geht es los, oder übermorgen, oder später. Man kündigte sie uns für den 9. an, dann für den 14., den Jahrestag der Schlacht bei Jena, dann für den 27., den Jahrestag des Einzugs Napoleons in Berlin; dann für Wilhelms, Augustas, Fritzens Geburtstag. Die an die Straßenmauern geklebten Proklamationen empfahlen uns, Tonnen mit Wasser bereit zu halten, das Pflaster von den Höfen zu entfernen, uns niederzuwerfen, wenn wir ein Geschoß fallen sehen würden, ausbrechendes Feuer mit nassen Tüchern zu ersticken, und ein jeder von uns untersuchte seinen Keller mit nachdenklicher Miene: Wird das Gewölbe auch

stark genug sein, um dem plötzlichen Einsturz des Mauerwerks zu widerstehen?

Die Museen schafften ihre Schätze in die Souterrains; die Bibliotheken machten ihre Dächer bombenfest und verstopften ihre Fenster; das Institut de France appellierte an das civilisierte Europa in einem Protest gegen die Barbaren, die die Vernichtung so vieler Meisterwerke planten. Die „Times" erklärte in einer Nummer, die bis zu uns gelangte (solche Nummern bekamen wir stets), daß die Beschießung von Paris doch gar keine besondere Ungeheuerlichkeit wäre; es wäre seine eigene Schuld, weshalb besäße es die Geschmacklosigkeit, sich zu verteidigen? Diese guten Preußen aufzuhalten, ihnen Mühe zu machen? Sie würden viel Ärger davon haben, aber unsere verdammte Hartnäckigkeit zwänge sie ja zu diesen etwas harten Maßregeln. Wir würden der Geschichte gegenüber die Verantwortung zu tragen haben. . . . — O, dieses Blatt kann sich schmeicheln, uns böse Augenblicke bereitet zu haben, und sollte jemals! . . . Doch Geduld, Geduld! Alle Rechnungen werden eines Tages beglichen werden. Wir bekamen keine deutsche Zeitung, die nicht ex professo die Wirkungen dieser so eifrig erwarteten Beschießung behandelt und dieselbe den ehrlichen, loyalen Söhnen des blonden Deutschlands nicht als vollendete Genugthuung in Aussicht gestellt hätte. Die preußischen Offiziere redeten davon scheinbar schmerzlich bewegt in ihren Vorpostengesprächen mit unseren Landsleuten, als von einem unvermeidlichen Unglück. Wir fingen keinen Brief bei einem toten oder verwundeten Soldaten auf, wo nicht von dieser Beschießung die Rede gewesen wäre. Das junge, melancholische Gretchen mit den blauen Augen verfehlte niemals in ihren sentimentalen Episteln, wo die Küsse ihrer Seele, und die wollenen Strümpfe, und die Konfitüren, und der liebe Gott, und Beethoven und die kleine im Walde gepflückte Blume in einen Brei zusammenflossen, mit einem Seufzer der Befriedigung hinzuzufügen: „Man sagt, daß morgen die Beschießung beginnen wird!" Wir erinnerten uns an die berühmten Krupp-Geschütze, die uns auf der Weltausstellung durch die gewaltige Größe ihrer Mündung in Erstaunen gesetzt hatten. Man versicherte uns, daß sie eine Tragweite von acht, ja selbst von zehn- bis zwölftausend Meter besäßen. Die „Illustration" hatte die Entfernung der verschiedenen Punkte der Stadt angegeben, und aus dieser Arbeit ging deutlich hervor, daß Kugeln von 150 Pfund auf den Platz des Théâtre français fallen konnten. Es hatte sich für die Schäden, die man

voraussah, eine Versicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit gebildet, die in wenigen Tagen ein Kapital von mehreren Millionen zusammengebracht hatte.

Die Wochen vergingen, und die Befürchtungen vor dem famosen Bombardement verschwammen wie ein nichtiges Gebilde nächtlicher Nebel. Wir bekamen den Schall der Kruppschen Kanonen nicht zu hören.[1] Man konnte meinen, daß, wenn sie von Straßburg abgegangen sein sollten, sie unterwegs in einem Graben liegen geblieben wären. Denn es ist keine Kleinigkeit, Maschinen zu transportieren, die zwischen 25 bis 30,000 Kilogramm wiegen. Mit dem Gießen der Kanonen ist es noch nicht abgemacht, man muß sie auch zur Stelle schaffen und auf die Bettung führen. Diese Drohung, die kein Ende nehmen sollte, hörte nicht auf, uns zu beunruhigen. Ein kleiner Umstand wird besser als alle Betrachtungen der Welt den nachhaltigen Druck dieser Sorge zeigen. Ich besuchte täglich eine Verwandte, die entsetzlich an den in Paris grassierenden Pocken erkrankt war. Beständig schwebte ihr in ihrem Delirium das Gespenst des Bombardements vor, und jedesmal, wenn ich zu ihr kam, sagte sie: „Wie werd' ich mich nur retten können, wenn das Bombardement beginnt?“

Reichlich der vierte Teil der Häuser in Paris zeigte auf dem Dache Lazarett- oder Gesandtschafts- und Konsulatsflaggen. Man bildete sich ein, die feindlichen Artilleristen würden auf drei Lieues Entfernung dieses an der Spitze eines Stockes aufgehißte farbige Taschentuch bemerken, und die durch dieses Zeichen geschützten Gebäude respektieren! Noch heute, wo ich das schreibe, flattern einige Fetzen an einer kleinen Zahl von Balkons und Fenstern; und die deutschen Zeitungen, die wir ab und zu lasen, drohen uns fortwährend mit den Kruppschen Kanonen. Aber es ist nicht mehr Mode, daran zu glauben, und man hat keine größere Angst davor, als vor dem Menschenfresser.

Jedermann weiß, daß es nichts Beunruhigenderes giebt, als das Warten. So herrschte denn bei uns einen langen Monat hindurch etwas wie eine tägliche Gereiztheit. Man war aufgeregt, nervös. Man fragte sich, was werden sie thun? und fügte hinzu: „Weshalb thun **wir** nichts?“

---

[1] Dieses Kapitel wurde in der ersten Woche des Januar geschrieben. Drei Tage darauf gab mir die Beschießung ein grausames Dementi. Trotzdessen lasse ich den Satz so stehen, wie er da ist; man wird dann die Stärke unserer Illusionen um so besser begreifen. Anm. des Verfassers.

Die Leute, welche der Zufall an unsere Spitze gestellt hatte, waren ehrliche, tapfere und verdienstvolle Männer. Aber man hatte kein Vertrauen zu ihren Fähigkeiten. Man hätte gern gesehen, sie hätten die betretenen Pfade verlassen, sie hätten jeden Tag die Welt und uns selbst durch irgend eine glänzende That, durch irgend eine besondere Erfindung in Erstaunen gesetzt. Man beschwor fortwährend die Erinnerung an die Secessionskriege und an jene kühnen Handstreiche herauf, durch welche die improvisierten Generale des jungen Amerika sich bemerklich gemacht hatten. Der General Trochu war weiter nichts wie ein guter Soldat, der vorsichtig auf gebahnten Pfaden wandelte. Er schien entschlossen, sich nur auf kleine Gefechte, auf unbedeutende Scharmützel einzulassen, bei denen er allmählich seine neuen, wenig erprobten Truppen kriegstüchtig zu machen hoffte, und die von den Gegnern gelassene Frist zu benutzen, um mit jedem Tage mehr das Netz unserer Befestigungswerke zu vervollständigen. Ließ sich mehr und Besseres thun? Ich überlasse urteilsfähigeren Leuten die Entscheidung dieser Frage und begnüge mich meinerseits, die Wirkung zu schildern, die auf uns in jenem Stadium des Kampfes diese Taktik übte. Sie wurde von einem Teil heftig getadelt, und auch diejenigen, welche sie ganz laut billigten, die dies Zögern langatmig priesen und den General Trochu mit Fabius Cunctator verglichen, fühlten gewissermaßen einen heimlichen Verdruß darüber, die Dinge nicht schneller vorwärts kommen zu sehen. Wir glichen einem Fieberkranken, der fortwährend seinen Arzt beschuldigt, wenn die Krankheit den Verordnungen desselben nicht schnell genug weichen will.

Der General Trochu ist Bretone, das will sagen, er besitzt eine ziemlich starke Dosis von Hartnäckigkeit. Er gehört zum Geschlecht der Leute, die die Nägel in die Mauer treiben, indem sie sich dazu ihrer Stirn wie eines Hammers bedienen. Ich weiß nicht, ob die Epigramme der Zeitungen, ob die Aufwallungen der öffentlichen Meinung ihm sehr empfindlich waren; aber er besorgte mit wenig Geräusch und langsam eine Arbeit, die sich später als vorzüglich erwies. Er vollendete die Befestigung von Paris; an der Front dieser ungeheueren Verteidigungslinie verstärkte er hier die schwachen Punkte und erhöhte dort die Stärke von solchen, wo weniger Grund zu Befürchtungen vorlag; er setzte die Stadt in den Stand, dem Feinde überall, wo derselbe sich zeigen sollte, Trotz zu bieten. Er machte sie uneinnehmbar. Allerdings beendigten gleichzeitig auch die Preußen ihre Umschanzung, sodaß ein deutscher

Offizier, der eines Tages mit einem unserer Lazarett-Ärzte plauderte, zu diesem sagen konnte: „Es wird für Sie ebenso schwer sein, aus Paris heraus, wie es uns schwer werden wird, hinein zu kommen.“

Solch eine langsame, geduldige Maulwurfsarbeit gehört nicht zu denjenigen, die die Einbildungskraft blenden. Man wußte denn auch, da man nichts davon bemerkte, weder dem General Trochu, der sie angeordnet, noch den Genieoffizieren, welche die Ausführung überwachten, irgendwelchen Dank dafür. Das konnten weder diese noch jener länger ertragen, und am 18. Oktober veröffentlichten sie einen amtlichen Bericht über die in jener Zeit, die man sie beschuldigte, so schlecht verwendet zu haben, im Umkreise der Hauptstadt ausgeführten Arbeiten. Nicht ohne ein berechtigtes Gefühl des Stolzes stellten sie darin fest, daß am Tage nach der großen Niederlage der Rheinarmee die Umwallung der Hauptstadt nicht allein ohne jede Bewaffnung gewesen wäre, sondern daß auch weder Schutzwehren, noch Pulvermagazine, noch Kasematten, noch Querschanzen vorhanden gewesen wären; daß kein einziges Fort sich im Verteidigungszustande befunden habe, und daß alle Außenwerke durch die Zeit in Verfall geraten wären. Ich gehe nicht auf Einzelheiten ein; diese Berichte gehören der eigentlichen Geschichte an, und mit dieser befasse ich mich nicht. Ihre Aufgabe wird es sein, Stück für Stück die wunderbare Zahl der fortgeschafften Sandsäcke, der aufgestellten Geschütze, der aufgeführten Werke, der durch Laufgräben gegen den Feind erworbenen Meter an Terrain zu zählen; ich habe nur das endgiltige Resultat festzustellen; dasselbe war wirklich bewundernswert, und der General Trochu konnte sich mit Recht dazu beglückwünschen; denn es wurde erwiesen, daß Paris, für das man immer einen Überfall befürchtet hatte, von diesem Tage an vor einem Sturmangriff geschützt war und hinter so vielen gehäuften Hindernissen ruhig schlafen durfte. Die Barrikaden, mit denen man im ersten Augenblick für gut befunden hatte, seine Promenaden und Straßen zu durchschneiden, wurden beinahe überflüssig; es war augenscheinlich, daß der Feind, wenn er jemals eindrang, dies nur auf dem Wege der Kapitulation thun werde. Und faktisch stellte auch die Kommission, die zu ihrer Errichtung eingesetzt war, ihre Thätigkeit ein; Rochefort, der der Vorsitzende derselben war, hatte nur noch einen Ehrentitel! Wie wahr ist doch jenes Wort Talleyrands, wo er sagt, daß in Frankreich alles möglich ist!

Sich schützen war gut; angreifen wäre besser gewesen. Es ist eine Erfahrungsregel für den Krieg, daß die Verteidigung eines belagerten Platzes stets offensiv sein muß. Diese beiden Worte, die eine Antithese bilden: offensive Verteidigung, schienen alle Meinungen des Pariser Publikums über die Belagerung zusammenzufassen. Weshalb greift der General Trochu nicht ordentlich an? fragte man sich. Die Ungeduldigen, die Meuterer, die Belleviller sprachen nur von einem Ausrücken in Masse. Alle zusammen, ihrer vier bis fünfmalhunderttausend ungefähr, mußten auf einen bestimmten Punkt hin marschieren und alles über den Haufen werfen; als wenn es möglich gewesen wäre, eine so beträchtliche Armee von Städtern, die kaum ein Gewehr zu handhaben verstanden, in Schlachtlinie aufzustellen, zu entwickeln und Bewegungen ausführen zu lassen! Die vernünftigeren Leute gingen in ihren Forderungen nicht so weit; nichtsdestoweniger hätten sie gewünscht, daß man sich weniger in der Reserve hielte, daß man sich nicht einfach auf umfangreiche Rekognoscierungen beschränkte. Sie kritisierten, die einen höflich, die anderen mit Bitterkeit.

Der General Trochu nahm keine Rücksicht darauf. Er hatte seinen Plan. Er beging sogar eines Tages die Unklugheit (solche kleinen Unfälle bilden die Strafe für die Heerführer, die zu viel schreiben), eine Proklamation zu veröffentlichen, in der er im wesentlichen sagte: „— Laßt mich in Ruhe; ich habe meinen Plan und werde nicht davon abgehen. Ich habe mich noch in keiner der Mutmaßungen getäuscht, die ich hinsichtlich des gegenwärtigen Krieges gefaßt habe, wie man sich wird überzeugen können, wenn man das Testament lesen wird, das ich bei meinem Notar, Herrn Ducloux, niedergelegt habe. Weshalb verlangt ihr, daß ich nicht auch dieses Mal Vertrauen zu meinem Urteil haben soll? Wartet ab.“ — Über diese gar zu bretonische Naivetät mußten die Pariser lächeln. Trochus Plan, dieser unsichtbare Plan, wurde der Gegenstand unaufhörlicher Scherze. Man benutzte ihn zu Karikaturen und zu Liedern. Ganz Paris wiederholte folgende komische Couplets, die nach dem Liede: „Man sticht ihm durch den Leib“ improvisiert waren.

Ich kenne Trochus Plan,
Plan, Plan, Plan, Plan!
Mein Gott! welch schöner Plan!
Ich kenne Trochus Plan;
Der alles wenden kann!

Er schrieb es klipp und klar
Erst auf Papier, und dann
Zu Ducloux, dem Notar,
Ging er mit seinem Plan.

Dort liegt nun Trochus Plan,
Plan, Plan, Plan, Plan!
Mein Gott, welch schöner Plan!
Ja dort liegt Trochus Plan!
Der alles wenden kann!

Das Lied ging nun in einer Menge von Couplets, die sich anschlossen, alle Dummheiten durch, die, wie man meinte, gemacht worden waren, und dann immer der verteufelte Refrain:

Es liegt in Trochus Plan,
Plan, Plan, Plan, Plan ꝛc.

Wir haben viel über diesen Scherz gelacht, der übrigens nicht vom besten Geschmack war. Und ich fürchte, der General Trochu hat diese Nadelstiche schmerzlicher empfunden, als Grund dazu vorhanden war.

Nichtsdestoweniger blieb er diesem Plan treu, den er allein kannte, und der, wenigstens für den Monat Oktober, darin bestand, die jungen Truppen in kleinen getrennten Abteilungen ins Feuer zu bringen, ohne anderen Zweck, als sie an den Krieg zu gewöhnen; anstatt des Ausrückens in großen Massen vielfache Rekognoscierungen zu veranstalten, abgesehen von dem unaufhörlichen Feuer der Forts, die Tag und Nacht aus der Entfernung die Arbeiten der Preußen beschossen. Ich lasse mich keineswegs darauf ein, dieses System zu tadeln, aber ich muß meine Leser bitten, sich die Gemütsverfassung einer sehr empfänglichen und heftig aufgeregten Bevölkerung vorzustellen, wenn dieselbe alle Morgen bei der Durchsicht ihrer Zeitungen Mitteilungen folgender Art fanden: „Gestern hat der Mont Valérien ein Dutzend Geschosse auf eine im Bau befindliche Batterie gerichtet; er hat dieselbe zum Schweigen gebracht und die friedlichen Soldaten zur Flucht genötigt..." oder auch: „Die Franctireurs der Seine haben in der Nacht einen glücklichen Ausfall nach den Marneufern gemacht; sie sind auf eine feindliche Abteilung gestoßen und haben ein sehr lebhaftes Gewehrfeuer mit derselben eröffnet, das zwei Stunden gedauert. Niemand ist bei diesem Treffen verwundet worden, das unseren Freiwilligen zur größten Ehre gereicht." In der That recht dürftig für unsere Ungeduld, und da man es in Paris fertig bekommt, über alles zu lachen, so parodierten die

Zeitungen die täglichen Berichte: „Gestern," sagten sie, „hat man auf den Höhen von St Cloud ein kleines Rauchwölkchen bemerkt. Man vermutet, daß eines unserer Geschütze aus Versehen unter der Pfote eines Hundes geplatzt ist. Dem Hunde ist der Schwanz fortgerissen worden. Er hat vom König Wilhelm die Kriegsmedaille bekommen."

Die großen Rekognoscierungen, wie sie der General Trochu entweder von Ducrot oder von Vinoy mit zehn- bis zwölftausend Mann vornehmen ließ, befriedigten uns ebensowenig. Die amtlichen Berichte sprachen stets von dem wunderbaren Eifer unserer Soldaten, den ernstlichen Verlusten, die der Feind erlitten, dem Siege, den wir beinahe schon in Händen hatten; aber er war uns entgangen, und am Ende vom Liede kehrten wir von diesen Unternehmungen stets zurück, ohne von unseren angeblichen Erfolgen auch nur irgend ein materielles Pfand mit heimzubringen.

Was mehr als alles andere bei diesen Vorgängen dazu beitrug, die Bevölkerung mißgestimmt zu machen, war, daß die Gerüchte, welche am Abend umgingen, uns stets an einen glänzenden Triumph glauben ließen, und die Enttäuschung, welche am nächsten Morgen folgte, dann um so schmerzlicher war. An einem Tage sagte man uns: „Ach, wenn wir nur zwei Batterien mehr gehabt hätten! . . ." und das Publikum, das sich nichts Arges dabei dachte, antwortete auf diese Klagen: „Nun, weshalb habt ihr denn nicht die beiden Batterien gehabt?" Ein andermal hätte man zehntausend Preußen abgeschnitten, wenn man zwei Stunden früher ausgerückt wäre... „Nun," sagte das Publikum, „dann mußte man nicht so spät ausrücken..." „Dabei gab es einen kleinen Fußsteig," sagten die Leute vom Handwerk, „der uns direkt in die Flanke des Feindes geführt hätte; ach! wenn wir den gekannt hätten! . ." „Warum hattet ihr keine Karten?" entgegnete der Bürger. „Wie schade," riefen die Militärs, „daß wir nur mit 10,000 Mann da waren, wir hätten ihnen den Garaus gemacht! . . ." „Nun," antwortete das Publikum, „dann mußte man mit 20,000 Mann da sein, und ihnen den Garaus machen." Die Zeitungen, die ebenso nervös geworden waren wie die Pariser Bevölkerung, hatten schließlich die Geduld verloren (selbst die gemäßigtsten und ruhigsten); sie verlangten, man solle niemals eine Unternehmung ohne ein bestimmtes Ziel, einen zu nehmenden oder einen zu schützenden Punkt als Benennung für den erlangten Erfolg, beginnen. Man kann sich das Geschrei denken, das die Opposition in allen Tonarten erhob.

Es liegt nicht in meiner Absicht, die Waffenthaten einzeln aufzuführen; ich habe nur das allgemeine Bild schildern wollen. Andere werden von der Tapferkeit unserer Truppen, von den strategischen Kombinationen, zu denen sie benutzt wurden, von den Namen der Helden berichten, die in diesen Kämpfen für das Vaterland fielen; mir genügt es, die Wirkung jener Ereignisse auf die Gemüter der Pariser gezeigt zu haben. Sie war die gleiche nach dem Gefecht von Thiais am 2. Oktober, nach dem von Malmaison am 8., nach dem von Châtillon, Bagneux und Clamart am 13.; sie bereitete den Ausbruch des Mißmuts vor, der am ersten November nach dem Gefecht von Le Bourget sich erheben sollte. — Da wir damit aber einem der Wendepunkte in der Belagerung nahegekommen sind, so werden wir etwas länger dabei verweilen. — Nehmen wir die Zergliederung der Ursachen wieder auf, welche die große Kundgebung herbeiführten.

Unsere Waffen waren im Innern nicht sehr glücklich. Was konnten wir von außen her erwarten? Unsere Brüder in der Provinz, sie, für die ich dieses Buch besonders schreibe, können sich denken, mit welch ängstlichem Bangen wir die dichte Nacht zu durchdringen suchten, die uns ihr Geschick verdeckte; wie wir bebten bei dem unbedeutendsten Gerücht, das über ihre Anstrengungen zu uns drang. Wie schwach und selten waren sie doch, diese Gerüchte, die sich von Zeit zu Zeit durch die feindlichen Linien stahlen! Sollte man es glauben? .. es dauerte bis zum 7. Oktober, bevor wir eine Provinzialzeitung zu lesen bekamen An diesem Tage hatte der Gaulois den glücklichen Treffer, eine Nummer des Journal de Rouen zu erhalten. Ach! ich werde lange daran denken, wie wir uns freuten, als man uns das Blatt brachte. Unser Freund Beuzeville, der es mit vielem Geschick redigiert, ahnt kaum den Erfolg, den er an jenem Tage bei uns erzielte.

Man mußte sehen, wie im Redaktionsbureau alle Gesichter erregt und alle Augen neugierig auf den Vorleser geheftet waren. Nachrichten! Wir sollten also endlich Nachrichten haben! Der Ring des Schweigens, in dem wir seit bald neunzehn Tagen erstickten, sollte also zerbrochen werden. Eine Centnerlast fiel uns von der Brust. Nein, ich kann es nicht oft genug wiederholen, es kann keine ärgere Pein geben, als von dem ganzen Erdenrund abgeschnitten, in der Hauptstadt der civilisierten Welt zu leben wie Robinson auf seiner Insel. O mit welcher Ungeduld und mit welch dumpfem Grimm dulden wir sie, diese folternde Pein, nichts erfahren zu können! Die be=

unruhigendsten Gerüchte, wie sie die allgemeine Besorgnis zu Tage gefördert hatte, waren in Umlauf. Denn was man befürchtet, ist man ebenso leicht geneigt, zu glauben, wie das, was man hofft. – Die Preußen haben Rouen genommen ... Sie belagern Havre ... Sie haben die Hilfsarmee geschlagen ... die Regierung in Tours verrät uns ... und alle diese dumpfen Gerüchte wurden von einer reizbaren, toll gewordenen Bevölkerung gesammelt, ausgeschmückt, vergrößert. Endlich bekamen wir die Wahrheit! Wir hatten sie in Händen! Da ist sie! Gesegnet seist du, kleines geschwärztes papierenes Quartblatt, das sie uns mitten durch die Belagerungsarmee hindurchgebracht hatte! Niemals bereitete uns ein Brief soviel Trost und Freude, wie diese amtlichen Depeschen, in denen uns die Geschichte Frankreichs aus den letzten Tagen erzählt wurde. Freude oder Leid, das war ohne Bedeutung: alles war uns lieber als das Schweigen.

Ach! sie waren nicht sehr gut, die Nachrichten, die uns die Zeitung brachte, ebensowenig wie diejenigen, die in der Folge durch unmerkliche Ritzen zu uns drangen. Ich rede nicht von der Einnahme von Straßburg und Toul, die wir, dank dem liebenswürdigen Eifer der Preußen, drei oder vier Tage zuvor erfahren hatten. Der Fall dieser beiden Plätze hatte uns tief betrübt, ohne uns zu entmutigen, denn er war vorausgesehen worden, und wir wußten wohl, daß, wenn sie keine Hilfe erhielten, sie sich würden ergeben müssen. Was uns aber mehr Sorge machte als das Schicksal dieser beiden Städte, das war unser Wunsch, endlich zu erfahren, was die Provinz dachte und was sie that. O wie fühlten wir doch damals, daß das Wort nicht der Wahrheit entspricht, das behauptet, Paris sei Frankreich! Nein, Paris ist nicht Frankreich; Paris ist nichts ohne jenes, und jeden Tag fragten wir uns mit steigender Bangigkeit: steht Frankreich auf? Eine Zeitung hatte diesen, alle Gemüter erfüllenden Gedanken in die humoristische Scherzform übertragen, die dem Geiste der Pariser so vertraut ist: ein Bürger, der im Bett liegt, nimmt seine Uhr vom Nachttisch und sagt, indem er das Zifferblatt ansieht: „Sieben Uhr! Na, um so besser! Die Provinz steht auf.“

Sie stand nicht auf! Das Wenige, was wir von den Vorgängen dort in Erfahrung bringen konnten, zeigte sie uns zögernd und uneinig; in Tours eine Regierung von Greisen ohne Energie; überall bonapartistische oder orléanistische Umtriebe. Man sagte uns sogar, einige Mitglieder der Familie

Orléans, die ihren Degen dem Lande angeboten, hätten durch ihre Ankunft die schon an sich so verworrene Lage noch verwickelter gemacht; die großen Städte in der Gewalt der extremen Parteien und mit dem Anspruch hervortretend, sich selbst zu regieren; jede Provinz mit Nichtachtung des Gemeinwohls nur auf ihre eigene Verteidignng bedacht; und zuletzt, auf dem Grunde dieser Gesellschaft, die Drohungen eines Volksaufstandes, den wir alle dem Ausbruch nahe glaubten. Möge uns die Provinz verzeihen, wenn wir in jenem Augenblick an ihr gezweifelt haben! Wir wußten nicht, vielleicht war es ihr selbst unbekannt, daß aus dieser verstreuten und weitverbreiteten Gärung bald eine Flamme des Patriotismus auflodern sollte, die aller Herzen entzündete; daß diese Elemente männlicher Energie sich konzentrieren und zu großen Armeen vereinigen sollten, und daß ganz Frankreich von demselben Geiste beseelt und in mächtiger Erregung hingerissen, wie im Jahre 1792 unsterblichen Andenkens, Paris zu Hilfe eilen und sich in Marsch setzen würde zur Wiedergewinnung seiner Hauptstadt.

Damals faßte man den Entschluß, Gambetta nach Tours zu schicken, um der dortigen Regierung die Stütze seiner jungen Volkstümlichkeit zu leihen. Gambetta war uns in Paris sehr nützlich, denn er besaß eine thatsächliche Macht über die Männer der radikalen Partei und diente als Bindeglied zwischen ihr und dem Bürgertum. Aber es muß einleuchten, daß es für ihn in der Provinz eine viel größere Rolle zu spielen gab. So reiste er denn am 6. Oktober ab, entging glücklich den Preußen, und bald erfuhren wir, daß er die Leitung der Geschäfte wieder in die Hand genommen und dem Volksgeist einen neuen Aufschwung gegeben hatte. Mit einer besonderen Mission betraut, die wir nicht kannten, folgte ihm bald Herr von Kératry; dann Ranc, dessen Name in der Provinz ohne Zweifel nicht sehr bekannt war, der aber das Verdienst hatte, gleichzeitig ein ehrlicher Mann, ein thatkräftiger Mann und ein guter Republikaner zu sein.

Was thaten sie in den Departements? Es ist wahrscheinlich, daß irgend ein Provinzialjournalist diese Geschichte in eben diesem Augenblick für uns schreibt, wo ich für ihn die unsrige schreibe. Ich kann nur von Gerüchten reden, die uns in großen Zwischenräumen zugingen. Einmal war es irgend eine Depesche von Gambetta. Aber Gambetta, der aus dem Süden stammt, zieht gern die Wirkung der rednerischen Phrase der Genauigkeit bestimmter Einzelheiten vor; und anstatt uns

die richtige Zahl, Stärke und Stellung der von der Provinz ausgehobenen Armeecorps anzugeben, kündigte er uns pomphaft an, daß der Widerstand von Paris die Bewunderung der Welt errege. Man lächelte hier über diese übertriebene Sprache und dachte bei sich, wenn der erste Minister uns derart das Weihrauchfaß um den Kopf schwang, so mußte er uns wohl nichts Besseres zu sagen wissen. Ein andermal waren es Zeitungen, entweder französische, die wir aus der Provinz bekamen, oder amerikanische und englische, die uns meistens durch den Kanal der amerikanischen Gesandtschaft zugingen. Sie waren nicht sehr tröstlich. Sie berichteten uns schöne Waffenthaten: wie Saint-Quentin durch einen unserer Kollegen vom Siècle, Herrn Anatole de Laforge, der in jenem Kampfe rühmlich verwundet wurde, gegen ein preußisches Gros verteidigt worden war, und später jene heldenmütige Großthat von Châteaudun, das sich lieber unter seinen Trümmern begraben lassen, als sich ergeben wollte. Wir konnten aus diesen Bruchstücken, die uns von den Ereignissen hier und da zur Kenntnis kamen, wohl schließen, daß in weitem Umkreise von kleinen Corps ein verzweifelter Rekognoscierungs- und Scharmützelkrieg geführt wurde; daß in jenem ganzen Teile der Provinz eine an glanzvollen Thaten fruchtbare patriotische Wallung gärte. Würde sich aber eine regelmäßige Armee bilden, die alle diese vereinzelten Kräfte zu einem Ganzen zusammenfaßte und dies dann dem Feinde in den Rücken warf? Über diesen wichtigsten Punkt von allen war es unmöglich, irgend welchen Aufschluß zu erhalten.

Eine Hoffnung blieb uns: Bazaine hielt sich noch immer in Metz. „In Metz liegt der Schlüssel der Situation" hatte einer der ausgezeichnetsten Generale des amerikanischen Krieges gesagt, „durch Metz muß man die Preußen von Paris abdrängen, denn das beste Mittel, einen Hund zum Umkehren zu bringen, ist, daß man ihn auf den Schwanz tritt." Dies malerische Gleichnis hatte auf die Menge viel Eindruck gemacht. Man stellte sich gern Bazaine vor, wie er den Eisenring zerbrach, in den er eingezwängt war, und über die Linien der Belagerer mit einer Armee herfiel, die man auf wenigstens 80,000 Mann, die besten Truppen Frankreichs, schätze! Und selbst wenn er nicht bis Paris vordränge, sagten die Gemäßigten, wenn er auch in den Vogesen bleiben müßte, würde er doch den Feinden die Zufuhren abschneiden und ihn durch Hunger zur Umkehr zwingen. Dann aber würden wir Pariser

uns zu seiner Verfolgung aufmachen ... Und schon wiederholten wir die berühmte Phrase: Keiner wird lebendig den Boden Frankreichs verlassen!

Diese Selbsttäuschungen entbehrten nicht der Begründung. Man hatte eines Tages am Rande eines Gehölzes einen niedergefallenen Ballon gefunden, dessen Gondel ganz mit Briefen gefüllt war, die die Garnison von Metz geschrieben und den Winden anvertraut hatte. Diese Briefe atmeten sämtlich das vollste Vertrauen. Man ersah aus ihnen, daß es in der belagerten Stadt weder an Brot noch an Fleisch mangelte, daß die Haltung der Garnison vorzüglich sei, daß Bazaine seinen großartigen Durchbruch bewerkstelligen würde, wann, wo und wie er wollte. Die englischen Zeitungen brachten uns Meldung von jenen beständigen Ausfällen, die sie als wütende bezeichneten und bei denen die Preußen jedesmal ungeheuer viel Leute verloren. Er wird sie schließlich mürbe machen, dachten wir, und sie zerstückeln. Wer weiß? Vielleicht ist er augenblicklich schon unterwegs! — und wir lauschten.

Man denke sich also die Aufregung der Hauptstadt, als wir eines Morgens (den 28. Oktober) beim Erwachen im „Combat," der Zeitung des Herrn Felix Pyat, in fetten Buchstaben die Worte lasen: Verrat des Marschall Bazaine, und darunter eine schwarz eingerahmte Mitteilung, nach welcher angeblich eine Übergabe der Armee von Metz stattgefunden hatte, durch welche die Schande von Sedan erneuert wurde. Im ersten Augenblick war das Publikum starr vor Betäubung; aber bald machte die Betäubung dem Unwillen und dem Zorn Platz. Von wo hatte der Journalist diese befremdlichen Nachrichten? Man lief nach dem Ministerium. Die Mitglieder der Regierung antworteten, sie hätten ganz und gar keine Nachricht über Bazaine. Die Menge begab sich nach den Bureaux der Zeitung und drohte alles in Stücke zu schlagen. Da Herr Pyat nicht zugegen war, forderte man seinen Generalbevollmächtigten auf, die Person herbeizuführen, welche die Nachricht gebracht habe. Er nannte Herrn Flourens, der auf Rochefort verwies. Die Sache wurde ernst, denn Rochefort gehörte zur Regierung. Aber Rochefort behauptete, nichts Derartiges gesagt zu haben, und Flourens suchte Deckung hinter einer einflußreichen Persönlichkeit, deren Namen er aber verschweigen müsse.

So hielt man denn die Nachricht für falsch, aber dennoch wollte eine dumpfe Unruhe nicht aus den Gemütern weichen.

Die Zeitungen erwähnten nichts mehr, aber man raunte sich geheimnisvoll ins Ohr:

„Sie wissen doch, daß die Geschichte leider wahr ist, Bazaine hat kapituliert?"

„Aber von wem haben Sie denn das erfahren?"

Man sprach sich darüber aus; man schüttelte den Kopf. Die Ungläubigen (und solcher gab es viele) beharrten auf ihrem Widerspruch. Aber am 31. mußte man es wohl zugeben. Die Nachricht war amtlich angezeigt worden; unsere letzte Hoffnung fiel mit diesem Schlage, und das gerade in dem Augenblick, wo wir die Schlappe von Le Bourget erlitten.

Diese Schlappe war an sich nichts, und wir haben schlimmere erlitten, ohne daß sie uns besonders geschmerzt hätten. Aber sie hatte sich zu einem sehr schlimmen Zeitpunkt und in der unangenehmsten Form eingestellt, die sie nur annehmen konnte. Am 28. des Abends hatte sich eine Compagnie Franctireurs in die Nähe von Le Bourget, einem kleinen Dorfe vor Saint-Denis, geschlichen, den Posten überrascht, der dasselbe besetzt hielt, und nach einem nächtlichen Gefecht von geringer Bedeutung sich des Ortes bemächtigt. Die Stellung war, offen gestanden, mittelmäßig und kaum wert, erobert oder verteidigt zu werden. Die Preußen kehrten am Morgen mit zahlreicheren Streitkräften zurück, griffen aber lau an und wurden zurückgeworfen. Man blieb im Besitz des Dorfes. Es war nichts als ein Erfolg der Eigenliebe, denn Le Bourget konnte zu nichts dienen, und es wäre besser gewesen, es gleich wieder aufzugeben. Aber man hatte den Fehler begangen, der Pariser Bevölkerung diesen kleinen Vorteil sehr laut zu verkünden; man teilte ihr in einer amtlichen Proklamation mit, man habe den eisernen Ring, der uns umschlösse, erweitert und die Preußen genötigt, zurückzuweichen. Von dem Augenblicke an, wo man so sprach, mußte man sich in Le Bourget festsetzen und aus ihm einen wichtigen Verteidigungspunkt machen. Mochte nun Nachlässigkeit des Gouverneurs oder Vergeßlichkeit des Generals die Schuld tragen, man sandte weder Verstärkungen noch Artillerie. Unsere Soldaten, die schon eine ganze Nacht und einen ganzen Tag im Kampfe gestanden hatten, mußten in einem furchtbaren Regen tief in Wasser und Kot, von Müdigkeit überwältigt und halbtot vor Kälte, dort weiter aushalten. Man behauptet sogar, daß viele, als sie die Keller offen fanden, das Unrecht begingen, sich zu betrinken. Soviel steht fest, daß bei Tagesanbruch die Preußen mit einer ganzen Division und mit vortrefflicher Artillerie

versehen zurückkehrten. Sie überschütteten Le Bourget mit einem Hagel von Granaten, und während unseren Soldaten durch den höllischen Pulverdampf das Ziel verdeckt wurde, sodaß sie ins Blaue schossen, umging eine große feindliche Abteilung die Stellung. Man mußte sich zurückziehen; wer noch Widerstand leistete, wurde gefangen. Dort war es, wo Ernest Baroche heldenmütig fiel und durch einen ruhmreichen Tod die Unbeliebtheit austilgte, die an seinem Namen haftete.

Le Bourget ging verloren. Der Verlust war nicht bedeutend, weil man nichts mit dem Ort anfangen konnte, aber der moralische Eindruck auf Paris war ganz gewaltig. Es ertönte ein allgemeiner Schrei des Unwillens, des Schmerzes und der Verzweiflung. Also immer dasselbe! Niemals genug Artillerie! Unsere Soldaten ohne Lebensmittel und ohne Führung! Wozu sollte es führen, einen unmöglichen Kampf fortzusetzen! Die außerordenliche Niedergeschlagenheit, in die das Publikum verfiel, läßt sich schwer beschreiben: Le Bourget wiedergenommen und Metz übergeben, das war zu viel mit einem Mal.

Noch ein anderer Zwischenfall sollte das Verlangen nach dem Frieden bestärken, dem sie schon allzusehr geneigt waren. Wenige Tage vor der Einschließung hatte Herr Thiers, wie man sich entsinnen wird, im Einverständnis mit der Regierung der Verteidigung eine Mission an die verschiedenen Kabinette Europas übernommen, deren Ziele uns unbekannt waren. Er war mitten im Winter nach London und von dort nach den anderen Hauptstädten gereist. Von Zeit zu Zeit erhielten wir in kurzen Zeitungsnotizen Nachrichten über seine Reisen; so lasen wir: „Herr Thiers befindet sich augenblicklich in St. Petersburg, wo er ganz ausgezeichnet aufgenommen wurde. Der ganze russische Adel hat sich in seinem Hotel einschreiben lassen ... Herr Thiers ist nur einige Tage in Wien geblieben, man hat ihn aufs beste aufgenommen. Hoffen wir, daß er Herrn von Beust begreiflich machen wird, daß die Interessen Oesterreichs mit denen Frankreichs verknüpft sind u. s. w. u. s. w.“ — Hoffen wir! wiederholten wir uns; aber man hoffte kaum noch, und die Intervention der Mächte war in das Reich der Chimären entrückt, als sich plötzlich in der Stadt ein Gerücht verbreitete, Herr Thiers wäre als Überbringer sehr ernsthafter Waffenstillstandsvorschläge angekommen und hätte auf Verlangen des Zaren einen Passierschein durch die preußischen Linien erhalten. Eine amtliche Meldung bestätigte alsbald diese Gerüchte.

Allseitig kam man zu folgender Schlußfolgerung. Wenn Herr von Bismarck Herrn Thiers mit der Regierung der Verteidigung verkehren läßt, so hält er den Waffenstillstand nicht für unmöglich; der Waffenstillstand aber ist der Vorläufer des Friedens. Frankreich wird eine Nationalversammlung ernennen, die mit den Preußen verhandeln und uns von der Last dieses schrecklichen Krieges befreien wird. Es ist einleuchtend, daß, wenn sich die europäischen Mächte auf das Betreiben des Herrn Thiers zu Gunsten Frankreichs ins Mittel gelegt haben, diese Intervention keine platonische sein kann. Sie wollen auf die Entschlüsse Preußens noch anders, als nur durch gute Gründe und Bitten einwirken. Sie wissen, daß Kanonenschüsse noch immer von allen Beweismitteln die unwiderstehlichsten sind.

Bei diesem Geflüster, welches Hoffnung auf währen Frieden gab, fühlten sich alle Gemüter wohlig erleichtert. Man redete sich auf der Straße an:

„Nun, was denken Sie vom Waffenstillstand?"

„Ich denke, daß er abgeschlossen ist."

„Das ist ganz klar."

Diesen allgemeinen Glauben an eine Entsetzung der Stadt durch Friedensschluß begleitete ein sehr merkwürdiges und sehr ergötzliches Symptom. Alle Schaufenster der Lebensmittel-Läden waren seit langer Zeit ohne jegliche Warenausstellung, nun aber kamen die Schinken, die Speckseiten und allerlei gute Eßwaren aus den Kellern herauf, wo sie in Erwartung der Preissteigerung klüglich versteckt gehalten worden waren, und erschienen triumphierend in den Auslagen der Wurstmacher, die anfingen ängstlich zu werden. Man lächelte über diese plötzlich wieder erschienenen Speisevorräte: „Das Schwein ist der Friede," sagten die Karikaturen. Die Vorposten hatten das Feuer eingestellt, auch der Mont Valérien schwieg. Man schloß daraus, es sei vorläufig eine Waffenruhe zwischen den beiden feindlichen Armeen eingetreten, und von dieser Waffenruhe zu einem Waffenstillstand und von diesem Waffenstillstand zum allgemeinen Frieden sei es nur ein Schritt. Es herrschte allgemeine Freude.

Allgemein? Nein! Man hätte eine gewisse Anzahl von treu ihrem Vaterlande ergebenen Bürgern finden können, die sich sträubten, in dem Anschein nach entehrende, jedenfalls aber in Verhandlungen mit zweifelhaftem Ausgange, einzutreten; andere, besonnenere, die die Dinge mit weniger Voreingenommenheit ansahen und solche Kunstgriffe der preußi-

schen Politik von früher her kannten, waren überzeugt, daß diese Fristverlängerung irgend einen neuen Fallstrick Bismarcks verbarg, und daß er uns nur mit eiteln Hoffnungen hinhalten wolle. Aber diese schwiegen und behielten ihre trüben Betrachtungen für sich. In diesem Zeitpunkt der Belagerung war fast die ganze Pariser Bürgerschaft von den Illusionen eines nahen Friedens beherrscht und bewies dies durch unzweideutige Anzeichen.

Es ist das auch der Moment unserer Geschichte, den die radikale Partei wählte, um eine Revolution zu versuchen und sich der Herrschaft zu bemächtigen. Sie wagte den Versuch, den man heute den Tag des 31. Oktober nennt; aber um die Sache dem Leser verständlich zu machen, werden wir ein wenig zurückgreifen müssen.

2.

Ich habe schon mit wenig Worten die Belleviller und die Befürchtungen berührt, die sie der ernsteren Bürgerschaft einflößten, und meine, daß sie nicht so schwarz waren, wie man sie in den Zeitungen darstellte. Es gab in jener ganzen Arbeiterbevölkerung, die die Höhen von Belleville, Ménilmontant, Montmartre und Clignancourt bewohnt, eine Menge von ordentlichen Arbeitern, deren ehrlich-patriotische Gesinnungen der Verlauf der Belagerung wohl erwiesen hat. Aber nicht alle waren so. Von dort waren seinerzeit jene berüchtigten „Weißblusen“ gekommen, die Paris unter dem Kaiserreich in Schrecken gesetzt hatten; von dort hatte sich jene kleine Bande von Blanquisten rekrutiert, die am 15. August, am Geburtstage des Kaisers, unversehens über einen Pompier-Posten hergefallen war und die Republik ausgerufen hatte, wobei sie drei bis vier friedliche Spaziergänger mit Pistolenschüssen tötete; dort endlich, in diesen Tiefen des Elends und des Hasses, gärten unaufhörlich jene Keime des Neides und stiller Wut, die jeden Augenblick in eine Empörung auszubrechen drohten. Es fehlte ihnen nicht an Ehrgeizigen zur Ausbeutung dieser Leidenschaften, die vielleicht noch überzeugt waren, für das Wohl der Gesellschaft zu arbeiten, wenn sie diese Hefe aufstörten, während die anderen, gestachelt von einer wütenden Begierde nach Macht, ganz dazu angethan waren, vor nichts zurückzuschrecken, um dieselbe zu ergreifen und zu besitzen, und wäre es auch nur für einen Tag.

Die Parteien machen selten ihre wahre Forderung offenkundig, fast immer läuft sie auf die Phrase hinaus: „Geh

weg da, damit ich mich hinstelle.“ Sie schreiben auf ihre Fahne den Titel irgend einer Reform und stürmen vorwärts unter der Deckung dieses klingenden Wortes. Die Führer der Belleviller Rotte hatten zum Feldzeichen das Wort „Commune“ genommen. Im Grunde war es ganz und gar nicht das Princip der Gemeindevertretung, das ihnen am Herzen lag; der beste Beweis dafür ist, daß während sie die Commune für Paris verlangten, sie die Wahl der Gemeinderäte in der Provinz zurückwiesen. Aber sie fühlten wohl, daß eine Regierung, die ihren Ursprung und ihre Kraft nur aus dem Beifallsruf der Menge herleitete, sich nicht lange gegen eine aus regelmäßigen Wahlen hervorgegangene Commune würde behaupten können, und sie schmeichelten sich mit dem Gedanken, die Commune aus sich allein zusammenzusetzen, wenigstens die Majorität darin zu haben. Sie wußten wohl, daß es in jeder beratenden Körperschaft die Leidenschaftlichsten sind, die die anderen führen und unumschränkt entscheiden. So bestanden sie denn darauf, die Commune zu verlangen, und ihre Kraft lag darin, daß ihre Forderung gerecht war; sie konnten ihren Gegnern sagen: Damals, als ihr selbst in der Opposition wart, erklärtet ihr, es wäre eine Ungerechtigkeit, Paris einen freigewählten Gemeinderat abzuschlagen. Mit welchem Recht bleibt ihr bei dem alten Schlendrian, den ihr selbst so oft und so bitter getadelt habt? Zum Unglück bestand die Regierung der Verteidigung aus wohl ehrenwerten, aber furchtsamen Männern. Sie zögerte, machte Winkelzüge. Hätte sie diesen Leuten gleich zuerst geantwortet: „Retten wir zuerst Frankreich, dann wollen wir sehen. Paris soll nicht früher einen Gemeinderat haben, bis es wieder eine einfache Gemeinde ist und nicht das Vaterland in Waffen. Wir wollen die Wähler nicht zusammenberufen und wir werden sie nicht zusammenberufen. Schweigt, wenn nicht . . .!“ Hätte sie diese entschlossene Sprache geführt, oder hätte sie im Vertrauen auf den gesunden Sinn der Pariser Bevölkerung sofort die Wahlen bewilligt und sich selbst mit Ausschluß aller anderen wählen lassen, so hätten wir nicht die traurigen Scenen erlebt, die wir noch zu erzählen haben. Aber man findet es bei den Regierenden sehr selten, daß sie ein System haben und sich daran halten. Die unsrigen schwankten angesichts dieser Lebensfrage bis zum letzten Tage, und es fehlte wenig, so wären sie von ihr verschlungen worden.

Ich habe schon erzählt, was sie um den 21. November, zur Zeit des Besuchs von Jules Favre in Ferrières für Lärm

verursacht hatte. Jules Favres Manifest schien sie dadurch, daß es aller Herzen in dem einen Entschlusse, zu siegen oder zu sterben, vereinigte, für immer erstickt zu haben. Sie war nur gedämpft. Der „Reveil“ säumte nicht, sie heimtückisch wieder anzuregen, und bald war sie wieder das Losungswort auf der ganzen Linie. Am 28. Oktober fand in der Rue Aumaire eine große öffentliche Versammlung statt, wo Herr Ledru-Rollin, der die schönen Tage seiner ehemaligen Beredsamkeit wieder fand, mit dem großen Wort „Commune“ eine ungeheure Zuhörermenge entflammte. „Ich entsinne mich,“ rief er, „daß es die große Commune war, die den heiligen Boden des Vaterlandes von den Fremden befreit hat... Lyon hat sie schon eingesetzt; werdet ihr hinter Lyon zurückbleiben, ihr Pariser, die ihr immer an der Spitze der Revolution marschiert seid? Werdet ihr nicht thun, was Lyon gethan hat? Ihr werdet es thun, ihr werdet es thun! Ihr seid entschlossen, von eurem Recht Gebrauch zu machen, euch eine Commune zu geben! Ihr werdet die Commune von Paris ernennen!...“ Und nachdem er daran erinnert hatte, daß die Regierung, nachdem sie die Wahlen versprochen, dieselben vertagt hatte, fügte er hinzu: „Auf diese Verfügung, ihr Bürger, müßt ihr durch die Ausübung eures Rechtes antworten. Ihr werdet, um dieses Recht zur That zu machen, nur zu den friedlichsten Mitteln eure Zuflucht nehmen, denn heute gehört unser Blut dem Vaterlande. Sicherlich wird sich ein republikanischer Maire finden, der, überzeugt von eurem Recht, die Abstimmung eröffnen und die Wahlen in Abteilungen vornehmen lassen wird. Die anderen Maires werden sich beeilen, diesem heilsamen Beispiel zu folgen... Wenn ihr glaubt, die Commune müsse mehr Kraft verleihen, den unverschämten Fremdling, der uns bedroht, hinauszufegen, so laßt nicht nach, handelt, stimmt ab! Wir werden würdig unserer Väter sein; wir werden unsere Pflicht thun, wenn wir jenes große Volk und jene große Commune von Paris nachahmen, die anno 92 Frankreich gerettet und der Republik die Wege gebahnt haben.“

Einstimmige Beifallsrufe ertönten auf diese glühende Rede. Nicht etwa daß Herr Ledru-Rollin hätte Parteiführer sein können. Er war alt, müde, unlustig, und fürchtete sich vielleicht im Stillen vor den Verdrießlichkeiten vonseiten der noch unfertigen Partei, der er seinen Beistand als Redner lieh. Aber seine Rede war von eigenartiger Energie getragen und hatte nichts von ihrer ehemaligen Gewalt eingebüßt. Nur wenig gesunder Menschenverstand hätte genügt, um Ledru-Rollin zu

widerlegen. Man hätte ihm leicht beweisen können, daß seine Commune weiter nichts war, als die Tyrannei der Hauptstadt über das übrige Frankreich; ein Rat der Zehn in Paris, der dem ganzen Vaterlande ohne Kontrolle Gesetze vorschrieb; daß diese sogenannten Centralisatoren und Unitarier, wenn man es genau nahm, nichts anderes waren als Föderalisten; daß, wenn sie sich anmaßten, ganz Frankreich in einem Klub oder in einem Saal des Hotel de Ville zu konzentrieren, sie der Provinz Anregung gaben, sie in ihrem Zellengefängnis allein zu lassen, zu Hause zu bleiben und sich dort zu verteidigen; daß jene großen Revolutionsmänner, auf welche sie sich beriefen, Frankreich zu einer Einheit gemacht hatten, während sie, die Unsinnigen und Brudermörder, dieses Werk wieder vernichteten und das Vaterland in Stücke zerrissen.

Aber wie konnte man Rasenden Vernunft beibringen, von denen einige bloße Schwachköpfe waren, die schrieen: „Die Commune! die Commune!", ohne auch nur zu wissen, was sie mit diesem Wort sagen wollten, und als ob es nicht ein Universalmittel von der Art wäre, welche die Quacksalber auf den Märkten verkaufen, um alle Leiden damit zu heilen. Ach, wie viel Quacksalber gab es da in einer Partei und wie viel Narren! Herr Felix Pyat (mag er nun das eine oder das andere gewesen sein) war einer der thätigsten und gefährlichsten; er redigierte den „Combat" mit einem tollen Schwung und in romantischen Formen, die allen litterarisch Gebildeten ein Lächeln abzwangen, die weniger klaren Geister aber zur Bewunderung hinrissen. Herr Blanqui hatte die „Patrie en danger" gegründet, ein Blatt, das später gegen Mitte Dezember aus Mangel an Lesern einging, aber zu jener Zeit auf den Straßen sehr begehrt war. Blanqui war ein sehr gewandter Sophist, sehr geschickt, wenn es galt, den schlechten Leidenschaften seiner Parteifreunde zu schmeicheln und den wunden Punkt seiner Gegner zu treffen. Seine Zeitung war mit ebensoviel Talent als Gewissenlosigkeit geschrieben, und das will nicht wenig sagen. Die Bürger vom „Rappel," Vacquerie, Paul Maurice und die Brüder Hugo, diese von der „Cloche," Ullbach und seine Freunde gehörten nicht vollständig zu dieser Gesellschaft. Sie heulten nicht mit den Wölfen, sie blafften hinterher. Neben den Schriftstellern sind die Männer der That zu nennen. Flourens war der bekannteste unter ihnen; er erregte eine gewisse Teilnahme durch seinen unbestreitbaren Mut, seine zahlreichen Abenteuer und seine Neigung zu tollen Streichen. Diejenigen, welche ihm

nahe gekommen waren, behaupteten, er hätte, was das Volk „einen Sparren zuviel“ oder „einen Vogel“ nennt. Wenn das wahr ist, was man mir berichtet (denn ich habe niemals in Beziehung zu ihm gestanden und spreche nur vom Hörensagen), so war er von einer krankhaften und unheilbaren Eitelkeit besessen. Er hatte sich kraft eigener Machtvollkommenheit zum Anführer von fünf Bataillonen der Nationalgarde ernannt, und da man ihm nicht den Oberstentitel verleihen wollte, der nicht bestand, so hatte er sich höchstselbst zum Major gemacht, ohne die Lächerlichkeit zu bedenken, die diesem Namen anhaftete, der nur noch den Vorschneidern bei der Table d'hôte beigelegt wurde. Ich weiß nicht mehr, welche Zeitung ihn Major der Apokalypse genannt hatte. Unter ihm glänzten die Namen anderer Bataillonsführer: Sapia, der eines Tages von seinen Leuten, die er aufforderte, gegen das Hotel de Ville zu marschieren, gefaßt und nach der Kommandantur gebracht wurde. Megy, der auf das Vertrauen seiner Soldaten keinen anderen Anspruch besaß, als daß er auf einen Stadtsergeanten des Kaiserreichs einen Pistolenschuß abgefeuert hatte; Vallès, ein Schriftsteller von bedeutendem Talent, der sich in dieses Getümmel hineinverirrt hatte, und viele andere, die aufzuzählen zu zeitraubend und vollkommen unnütz sein würde.

Die Journalisten der Partei drängten zu Kundgebungen; die Bataillonsführer organisierten dieselben. Man veranstaltete Kundgebungen über nichts und über alles. Am 5. Oktober war es Herr Flourens, der an der Spitze der Bataillone von Ménilmontant und Belleville mit Musik vor das Hotel de Ville rückte. Er verlangte Chassepots für seine Leute. Die Regierung erschien vollzählig und antwortete: „Wir haben keine Chassepots mehr, aber wir gießen viel Mitrailleusen.“ „O,“ erwiderte Flourens, „ihr habt keine Chassepots. Ja, ich habe aber meinen Nationalgardisten welche versprochen, und ich nehme meinen Abschied.“ — „Ja, das ist das beste,“ erwiderte die Regierung, „wir bewilligen ihn.“ — „Ihr bewilligt ihn,“ sagte der Major Flourens stolz, „ihr wollt mich wohl zum besten haben? Ich nehme mein Gesuch zurück!“

Diese ganze Geschichte sieht wie ein Märchen oder vielmehr wie ein Atelier-Scherz aus, doch ist es die reine Wahrheit. Der Gouverneur Trochu und Gambetta mußten jeden Tag Abgesandte von Gott weiß wem und zu Gott weiß was empfangen und sich in allerart Erklärungen erschöpfen, auf die man nicht hörte; sie opferten ihren Nachmittag dafür, und am nächsten Tage hieß es von neuem anfangen. Und dabei

verdoppelten die radikalen Zeitungen ihre Angriffe und spieen Feuer und Flamme. Sie mischten in ihre unsinnigen Ergüsse jenes „Ethos“ und „Pathos,“[1] womit ihre phrasenfreundliche Schule freilich niemals karg gewesen ist. „Ach!“ rief einer ihrer Vertrauten in Blanqui's „la Patrie en danger“ aus, „die Auflösung und der Tod hausen in unserem Innern. Wir fühlen, wie wir allmählich unaufhaltsam dem Abgrunde zurollen. Die wilde Freude der Aristokraten spottet unserer Trauer, und empfindungslos steht dort der Preuße und lauert im Dunkeln... Wo sind die Hoffnungen und die Umarmungen des ersten Tages geblieben? Weit, weit liegen sie hinter uns, diese einzigen Stunden! Es scheint, als wären schon Jahrhunderte über diese eintägige Republik hingegangen, die ein Tag vielleicht wieder in den Abgrund versenken wird. — Jahrhunderte grausamer Leiden, entsetzliche Jahrhunderte, wo so manche Brust sich zerhärmt hat, wo die Haare gebleicht sind. Und dennoch lieben wir sie innig, unsere Republik. Deshalb wehe dem, der sie zu Grunde gerichtet, sie unseren Händen entrissen haben wird. Die Spottregierung der nationalen Verteidigung war nur eine schwache Fortsetzung Bonapartes. Sie hat die Hoffnung ertötet, sie hat den Aufschwung niedergedrückt. Sie hat jene ungeheueren Kräfte verzettelt, die sich Volksbegeisterung und Volkshingebung nennen. Was heute in Paris herrscht, mehr noch als Trochu, der Fromme, und Kératry, der Chouan, das ist der Zweifel, das ist der schwarze Argwohn; Gambetta, Trochu sind historische Namen, die neben die von Fouché und Marmont geschrieben werden müssen...“

Und so weiter, drei Seiten lang; und alle Morgen war es derselbe Strom von Schmähungen gegen die Männer der Regierung; und zum Schluß immer dasselbe ewige Lied: wir müssen die Commune haben. Die Commune sollte durch ihre Vortrefflichkeit an sich uns mit Lebensmitteln versorgen, uns Munition und Leute schaffen, die Preußen verjagen, das goldene Zeitalter über Frankreich heraufbeschwören. Diese Leute riefen immerfort: „Die Commune! die Commune!“ mit demselben Verständnis und derselben Berechtigung, mit der Molières Marquis auf alle Einwände: „Cremetorte! Cremetorte!“[2] entgegnet.

[1] „Ethos“ und „Pathos“ hier technische Ausdrücke der Rhetorik, u. a. in Aristoteles' Poetik gebraucht.

[2] Bezieht sich auf eine Stelle in Molières Komödie „die Kritik der Schule der Frauen.“

Schließlich barst die Wetterwolke. Am 8. Oktober fand vor dem Hotel de Ville eine große Kundgebung statt. Drei bis viertausend Nationalgardisten, teils in der Bluse, teils im Matrosenkittel, zogen von Belleville herab. Sie trugen große Plakate, auf denen in mächtigen Buchstaben das Losungswort des Aufruhrs stand, und schrien alle zusammen: „Hoch die Commune!" Aber die Regierung hatte ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen. Von allen Seiten wird in Paris Alarm geschlagen. Mehrere Bataillone langen im Laufschritt an, dringen auf den Platz und, indem sie durch eine geschickte Bewegung Carré formieren, zwingen sie die Menge zurückzuweichen. Jules Favre verläßt, von der Mehrzahl seiner Kollegen gefolgt, das Hotel de Ville, während Trochu in Begleitung seines Generalstabes und des General Tamisier eine Linie nach der anderen abschreitet. Man empfängt sie mit dem langanhaltenden Ruf: „Es lebe die Republik! Nieder mit der Commune!" Die Kundgebung war gescheitert; die Anstifter versuchten sie am folgenden Tage zu erneuern; aber jene erste Schlappe war nicht dazu angethan, ihre Anhänger zu ermutigen, und dann regnete es an diesem Tage, der ein Sonntag war, in Strömen, und der Regen ist die wirksamste aller Douchen für Pariser Überschwenglichkeiten. So blieb denn die Regierung noch einmal Herrin der Lage. Aber es war dies, wie alle Welt wohl fühlte, nur ein vorläufiger Erfolg. Es blieb zwischen den beiden Parteien sozusagen ein Sauerteig von Erbitterung zurück, der nicht verfehlen konnte, innerlich weiter zu gären, und der eines Tages aufs neue zum Ausbruch kommen mußte.

Wird man denn aber das Hotel de Ville alle Tage retten müssen? sagten die alten Bataillone. Wir verbringen schon achtundvierzig Stunden die Woche auf den Wällen, und nun sollen wir uns noch jeden Nachmittag im Regen mit dem Gewehr aufmachen müssen, um auf dem offenen Platz Wache zu stehen! Das ist kein Spaß, und man sollte doch mit allen diesen Schelmen ein Ende machen! Sie ihrerseits fühlten lebhaft den Verdruß, unterlegen zu sein. Durch die Haltung der Bevölkerung zuversichtlich geworden, hatte die Regierung in einem Aufruf soeben erklärt, daß sie niemals der Drohung weichen und niemals gestatten würde, daß man in Paris Gemeindewahlen vornähme. Jene Herren hatten anfänglich ihre Niederlage stillschweigend hingenommen, lauerten aber auf eine günstige Gelegenheit, wieder zum Angriff zu kommen. Gleichwohl wußten sie aus sicheren Anzeichen, daß die Partie

für den Augenblick vollständig verloren war. Rochefort, den sie aufgefordert hatten, infolge jener Ereignisse seine Entlassung zu nehmen, hatte dies in einem sehr patriotischen, sehr würdigen Briefe, der der Geradheit seines Urteils alle Ehre macht, rundweg verweigert. Blanqui, der es angezeigt gefunden hatte, seine Stellung als Bataillonsführer niederzulegen und aufs neue an die Stimme seiner Wähler zu appellieren, sah seine Erklärungen von den Nationalgardisten sehr schlecht aufgenommen, und die Sache nahm für ihn eine so klägliche Wendung, daß er von seinem ungetreuen 21. Bataillon eine große Mehrheit von schwarzen Kugeln erhielt.

Inzwischen wurden die Predigten in der „Patrie en danger,“ „Combat“ und anderen Zeitungen in demselben Tone, vielleicht ebenso heftig, aber wie es schien weniger beachtet, fortgesetzt. Am Tage der Kundgebung vom 8. Oktober, in dem Augenblick, wo die Gemüter am meisten erhitzt waren, wo man vielleicht schon im Begriff war, handgemein zu werden, hatte plötzlich den ganzen Straßentumult übertönend die dröhnende Stimme der Geschütze, jetzt die Stimme des Vaterlandes, sich vernehmen lassen. Beim ersten Donner war jeder Schrei verstummt. Das heilige Bild Frankreichs war allen vor Augen getreten. Es war, als forderte die Mutter alle ihre Kinder zur Eintracht auf. Es schien auch, als ob diese Mahnung beherzigt worden wäre. In den Klubs, wo die öffentliche Meinung sich gern zu erkennen giebt, war die Frage der Commune beinahe aufgegeben, jedenfalls erregte sie dort keine Stürme.

Das Feuer glimmte unter der Asche. Die Führer spähten auf den Augenblick, wo sie wieder die Bühne würden betreten konnen. Die Wegnahme von Le Bourget, die Besetzung von Orléans, die Übergabe von Metz, und vor allem die Mission des Herrn Thiers lieferten ihnen ein vortreffliches Thema zu ihren Deklamationen, das sie mit vielem Geschick und Feuer ausbeuteten. Sie fuhren mit verdoppelten Schlägen auf Leute los, die schon erregt, unzufrieden über den Gang der Dinge und über sich selbst, überreizt, nervös, nicht wußten, wen sie für so viele Unglücksfälle verantwortlich machen sollten, die alle mit einem Mal auf sie einstürmten. Sie schilderten ihnen in feurigen Zügen, wie die Regierung ihrer Aufgabe nicht nachkäme; überall Verrat; bei Le Bourget hätte man die Soldaten absichtlich geopfert, um die ganze Armee zur Verzweiflung zu treiben; Bazaine wäre im Einverständnis mit der Regierung, die heimliche Beziehungen zu irgend einem Prä-

tendenten unterhielte; Thiers aber wäre der Agent der Orléanisten und bemühe sich um den Frieden für Rechnung des Herzogs von Aumale. Es ist kaum nötig zu bemerken, wie unsinnig diese Beschuldigungen waren. In Bezug auf Bazaine hatte man damals noch keinen gegründeten Verdacht, und selbst heute, wo ich dies schreibe, sind die Akten über diesen traurigen Prozeß noch nicht geschlossen. Thiers, der durch seine aufrichtige Liebe zu Frankreich manchen Fehler wettgemacht, hatte bei jener ganzen Angelegenheit den höchsten patriotischen Eifer bewiesen und uns den allerwesentlichsten Dienst geleistet, indem er die vier Großmächte bestimmt hatte, sich zu einem gemeinsamen Schritt zu Gunsten des Friedens zu vereinigen; was Trochu betrifft, so war er ein rechtschaffener Mann, bei dem sich eine fixe Idee, nämlich die Preußen zu verjagen, tief eingenistet hatte, und es hieß seinen Charakter vollständig verkennen, wenn man ihn der Willfährigkeit gegen die Feiglinge und Verräter beschuldigte. Aber überlegen denn Parteien?

„Laßt uns alle diese Leute fortjagen und die Commune einsetzen," wiederholten die Führer der Belleviller Clique.

Die Commune, das waren sie. Viele Leute haben in diesen Vorgängen die Hand Bismarcks zu finden geglaubt, und die Regierung scheint selbst an diese Mitschuld geglaubt zu haben, denn sie erklärte später, daß Herr von Bismarck, der eine Revolution in Paris erwartete, bei der Nachricht, daß dieselbe schließlich stattgefunden habe, die Unterhandlungen über den Waffenstillstand abgebrochen hätte. Ich meinerseits denke ganz und gar nicht, daß ein Verrat im Spiele war. Die Delescluze, die Pyat, die Blanqui, die Flourens fanden es ganz natürlich, gegen die Regierung der nationalen Verteidigung zu verfahren, wie diese gegen das Kaisertum verfahren war. Am 4. September war die Gelegenheit für die ehemalige Linke günstig gewesen, am 31. Oktober war sie vortrefflich für die neue, und sie ermangelten nicht, sich dieselbe zunutze zu machen.

Über die Einzelheiten dieses Aufruhrs und den Anteil, den die verschiedenen Führer der Bewegung daran genommen haben, herrscht noch nicht völlige Klarheit. Acht Tage lang waren die Zeitungen voll von Berichtigungen, Gegenbeschuldigungen und Ableugnungen, unter denen es für einen gewissenhaften Mann schwer wird, die Wahrheit zu fassen und zu erkennen. Man wird warten müssen, bis die Mitwirkenden bei diesem großen Schauspiel dieses, ein jeder von seinem Ge-

sichtspunkte aus, geschildert haben werden, um aus allen diesen Erzählungen eine einzige zusammenzustellen, die dann mehr Aussicht haben wird, der Wahrheit zu entsprechen. Ich werde mich begnügen, in groben Zügen das Gesamtbild derselben zu geben.

Schon am Morgen des 31. schlug man in allen Vierteln Alarm, und gegen elf Uhr machte sich eine Anzahl Bataillone nach dem Hotel de Ville auf. Wußten sie etwa, was sie dort thun wollten? Waren sie vollkommen entschlossen? Einige zweifellos, in dem einen oder anderen Sinne. Die große Masse, denke ich mir, schwankte unentschlossen. Sie hatte eine unklare Empfindung, daß der Bürgerkrieg ein schreckliches Unglück sei; aber wem sollte man sich in die Arme werfen, um seine Schrecken zu vermeiden? Darüber hatte sie keine bestimmte Meinung. Man ging, man schrie, und so schrie sie auch. Alles das zeugt nicht von großem Heldenmut; aber ich bemühe mich, die Dinge so zu beschreiben, wie ich sie gesehen habe.

Den ganzen Nachmittag über blieb es bei dieser Kundgebung. Die Mitglieder der Regierung boten dem Sturm so gut wie möglich Trotz, indem sie einander mit Ansprachen an die Menge ablösten, die mit verworrenem Toben antwortete. Der Maire von Paris, Etienne Arago, nach ihm Rochefort, und endlich Trochu, Trochu in Person, versuchten die Macht ihrer Beredsamkeit an dieser Menge, die sich von einer Viertelstunde zur anderen vergrößerte. Aber ihre Stimme verlor sich in einem unbeschreiblichen Tumult. Gegen zwei Uhr hatte eine Deputation verlangt, in den Saal des Hotel de Ville geführt zu werden, wo die Regierung beratschlagte. Sie bestand aus ungefähr fünfzig Personen, an deren Spitze sich die Herren Maurice Joly, Chassin und Lefrançais befanden. Sie verlangten Erklärungen über die unglückliche Affaire von Le Bourget; man giebt sie ihnen; man schiebt die Schuld auf den General Bellemare, der ohne Befehl gehandelt hätte.

„Das sind Lügen! Das sind Lügen!“ ruft Herr Maurice Joly.

Mitten in dem Sturme, den dieser Zwischenfall hervorruft, überbringt man dem General Trochu ein Billet, bei dessen Lesen er erblaßt.

„Das ist Frankreichs Ende,“ murmelt er.

Die Schrift ist nichts Geringeres als der Entwurf zu einer Verfügung, die von den Meuterern der Regierung aufgezwungen werden soll: „Die Wähler werden in drei Tagen zusammenberufen werden, um die Commune von Paris zu

ernennen; die Commune wird aus 80 Bürgern bestehen, unter denen sich die Mitglieder des künftigen Kabinetts befinden werden, die der Commune verantwortlich sind, ebenso wie diese selbst dem französischen Volke verantwortlich ist. Die Vollmachten der Commune erlöschen, sobald das Gebiet von den feindlichen Truppen geräumt sein und eine konstituierende Versammlung auf regelmäßigem Wege wird gewählt werden können."

Die Mitglieder der Regierung zogen sich zurück, um hierüber zu beraten. Aber auf dem Platze wächst der Tumult. Es wird geschossen, ohne daß man weiß, woher die Schüsse kommen. Zahlreiche Nationalgarden benutzen die Verwirrung, um mit Gewalt in das Hotel de Ville einzudringen, in dessen Sälen sie sich ausbreiten. Die Kundgebung wird zur Revolution. Da erscheinen die Herren Delescluze und Félix Pyat unten auf dem Platze. Sie stellen eine erste Liste auf, auf der sie hinter ihre Namen die der Herren Ledru-Rollin und Dorian setzen. Die Fenster öffnen sich, und fieberhaft zitternde Hände werfen durch die Kreuzstäbe die Namen unserer neuen Regierenden. Die Listen sind nicht alle gleich; aber einige Namen finden sich stets darin wieder, und namentlich der des Herrn Dorian, den die Menge, ich weiß nicht wie und wo, zum Diktator ernennen wollte und der alle mögliche Mühe hatte, sich dagegen zu wehren.

Inzwischen hat der Aufruhr den Saal erreicht, in den sich die Mitglieder der Regierung zurückgezogen haben. Man beleidigt sie, man droht ihnen. Einige Meuterer legen sogar das Gewehr auf sie an. Herr Jules Favre bleibt kaltblütig, Herr Jules Simon kritzelt verächtlich einige Zeichnungen auf den Tisch, Herr Trochu betrachtet mit ruhigem Blick die gegen seine Brust gerichteten Gewehre.

„Gehen Sie hinaus, General," sagt jemand zu ihm, „man wird Sie umbringen."

„Ich bin Soldat, Herr," antwortet er, „ich muß auf meinem Posten fallen."

Alle erwarten den Tod, nur Herr Ernest Picard, der Finanzminister, hat sich heimlich entfernt. Doch verliert er durchaus nicht den Kopf. Er stürzt nach seinem Ministerium, schickt Befehle an die Führer der Bataillone, die er für treu hält, benachrichtigt die Telegraphenverwaltung, sendet eine Estafette an den General Ducrot ab, und alsbald hört man auch schon in allen Vierteln von Paris den Generalmarsch schlagen.

Es ist acht Uhr abends, die treugebliebenen Bataillone sammeln sich schleunigst und eilen herbei. Auf die Rufe: „Hoch die Commune!“ antworten sie mit „Hoch Trochu!“ Sie dringen auf den Platz, und es ist wunderbar, daß in der Verwirrung dieses Durcheinanders und in der stockfinsteren Nacht kein Mensch zerquetscht und getötet worden ist. Während diese Bewegung sich vollzog, befreite, wie erzählt wurde, ein Bataillon von Mobilgarden aus dem Finistère, das durch einen Keller, dessen Ausgang nur den Eingeweihten bekannt war, in das Hotel de Ville gelangte, den General Trochu, der durch eine heimliche Thür wie durch eine Theaterversenkung verschwand. Zwei oder drei Mitglieder der Regierung hätten die entstandene Bewegung benutzt, um gleichfalls zu entkommen. Jules Favre und Jules Simon waren allerdings, ebenso wie der Minister Dorian in den Händen der Meuterer geblieben. Aber fortan war die Partie für den Aufruhr verloren. Es blieb den im Hotel de Ville durch überlegene Kräfte eingeschlossenen Meuterern nichts übrig, als sich zu ergeben. Gegen zwei Uhr kommt der General Trochu an der Front der vor der Rue Rivoli aufgestellten Nationalgarde vorüber; er wird mit warmen Willkommensrufen begrüßt und begiebt sich nach Hause. Dasselbe thun die Bürger-Soldaten, die sich nach allen Seiten zerstreuen. Nur drei Bataillone Mobilgarden bleiben biwakierend zurück, um den Platz zu bewachen. Die Revolution ist entschieden gescheitert.

Als Paris am nächsten Morgen erwachte, erfuhr es, daß es ihr in dieser Nacht noch glücklich entgangen war. Ein von Dorian und Etienne Arago unterzeichneter Anschlag benachrichtigte die Stadt, daß sie durch regelmäßige Wahl einen Munizipalrat zu ernennen habe, und ein anderer, der einige Stunden später erschien und neben den ersten geklebt wurde, gab bekannt, daß dem ersten nicht Folge zu geben wäre, daß die Regierung Herrin der Lage geblieben und fest entschlossen sei, sich nicht durch eine Commune behelligen zu lassen. Wie kam es, daß man diesen ersten Aufruf erlassen hatte, um ihn gleich darauf zu dementieren? Dieser Vorgang ist noch nicht vollständig aufgeklärt. Einige Zeitungen versicherten, mehrere Mitglieder der Regierung hätten ihr Wort verpfändet, die Wahl eines Munizipalrats zu betreiben, und forderten sie nun auf, da dieses Versprechen nicht gehalten wäre, ihre Entlassung einzureichen. Rochefort allein hielt sich für verpflichtet, der Aufforderung nachzukommen, doch bin ich nicht recht sicher,

ob ich hier das Richtige treffe. Er war es müde, die Verantwortung für Maßnahmen zu teilen, die er durchaus nicht billigte; und dann fühlte er sich auch wohl zu sehr Journalist, um ein guter Minister sein zu können. Etienne Arago legte bald darauf seine Stelle als Maire von Paris nieder, aber es geschah gleichfalls aus Erschöpfung, um andere ihn weniger in Anspruch nehmende Ämter zu übernehmen. Dorian verblieb auf seinem Posten, auf dem er unabkömmlich war.

Zu anderen Zeiten wäre nach diesem Siege des Bürgertums eine furchtbare Reaktion ausgebrochen. Hat man doch gesehen, was dieselbe nach den Aufständen von 48 gethan hat. Hier begnügte man sich, einige Förderer des Aufruhrs festzunehmen, zögerte aber nicht, die am meisten Bloßgestellten, die Leiter des Ganzen, freizulassen. Die Zeitungen ihrer Partei fingen wieder an, über Verrat zu schreien, und man ließ sie gewähren. Felix Pyat schrieb in der seinigen schlankweg: er, der gute Bürger und Mann der Ordnung, wäre im Hotel de Ville von den Meuterern der Nationalgarde hin- und hergestoßen worden, das erregte allgemeines Gelächter; die Befriedigung war zu groß, daß die Geschichte ohne Blutvergießen abgelaufen war. Man atmete freier, man empfand eine unaussprechliche Erleichterung, jede Gefahr eines Bürgerkrieges für den Augenblick abgewendet zu sehen und es nur allein mit den Preußen zu thun zu haben.

Die Regierung selbst hielt es für angebracht, eine Indemnitätserklärung zu verlangen. Seltsame Wiederkehr der Dinge hienieden! Hatten doch alle Männer, aus denen sie bestand, sich genugsam gegen das berüchtigte Plebiscit aufgelehnt, durch das der Kaiser das französische Volk in die Zwangslage versetzt hatte, für oder gegen die bestehende Ordnung der Dinge mit „Ja" oder „Nein" zu stimmen. Jetzt nahmen nun auch sie zu diesem Abstimmungsmodus, den sie so scharf verurteilt hatten, ihre Zuflucht, und die Stadt Paris bestätigte ihnen am 6. November ihre Vollmacht mit 340,000 „Ja" gegen 54,000 „Nein" in runden Zahlen.

Was nun das Wunderlichste war und den Geist der Pariser so recht kennzeichnet, — diese selbe Pariser Bevölkerung, die eben in so entschiedener Weise mit den Meuterern gebrochen hatte, verfehlte nicht, als sie drei Tage später berufen wurde, ihre Maires und deren Adjunkten zu wählen, die Mehrzahl gerade aus denen zu ernennen, die den Aufstand geschürt und geleitet hatten, u. a. Delescluze, der sich übrigens als ein

ebenso kläglicher Verwaltungsbeamter erwies, wie er als Schriftsteller tüchtig war.

Das Hotel de Ville hatte wieder sein gewöhnliches Aussehen erlangt. Mit dem nächsten Tage war jede Spur des Aufstandes verschwunden; man hatte dort reinen Tisch gemacht. Im Innern war also der Friede wiederhergestellt: freilich ein unsicherer Friede, das fühlte man wohl, und man scheute sich nicht, die Zweifel auszusprechen, die er einflößte. Das alles, sagte man rundweg, wird mit Junitagen [1] enden. Wenig tröstliche Aussichten! Und nun erfuhr man noch, um das Maß des Kummers voll zu machen, daß die von Herrn Thiers mit Herrn von Bismarck auf Betreiben der vier Großmächte eingeleiteten Unterhandlungen zu keinem Ziele geführt hätten und abgebrochen worden wären.

Die Frage der Zuführung frischer Lebensmittel war es, über die man sich nicht hatte verständigen können. Herr Thiers verlangte, daß wenn man einen Waffenstillstand unterzeichnete, Paris von einem Tage zum anderen nach der Zahl seiner Einwohner, in einem Verhältnis, über das man leicht übereinkommen würde, mit frischen Lebensmitteln versehen werden sollte. Das war ein sehr gerechter Vorschlag. Denn da es dem Sinne eines Waffenstillstandes entspricht, die Dinge bis zum Frieden oder der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten in ihrem Zustande zu belassen, so war die Ablehnung desselben nichts anderes als eine Nötigung für die Pariser Bevölkerung, während der fünfundzwanzig oder dreißig Tage des Waffenstillstandes ihre Vorräte aufzuzehren, und damit wäre die mögliche Widerstandsfähigkeit dieses festen Platzes um fünfundzwanzig oder dreißig Tage verkürzt worden. Herr von Bismarck sah das scheinbar ein; der Bericht, den Herr Thiers später an die auswärtigen Kanzleien über den Verlauf dieser ganzen Angelegenheit sendete, läßt sogar ziemlich deutlich durchblicken, daß es anfangs ihm so vorgekommen, als habe der preußische Minister diesen Punkt angenommen. Aber unser Unterhändler bemerkte, daß von einer Sitzung zur anderen der Wind sich gedreht hatte. Anstatt die Einzelheiten der Ausführung zu besprechen, bekämpfte Herr von Bismarck das Princip der Lebensmittelzuführung an sich. Ohne Lebensmittelzuführung war kein Waffenstillstand, ohne Waffenstillstand keine Nationalversammlung, ohne Nationalversammlung

[1] 23. bis 26. Juni 1848, die Tage des durch Cavaignac unterdrückten socialistischen Aufstands.

kein Friede möglich. Alle diese Dinge wurden durch ein sehr enges Band zusammengehalten. Was war also vorgefallen? Weshalb hatte der Kanzler seine Ansicht oder jedenfalls seine Sprache geändert?

Hatte er inzwischen von der Revolte am 31. Kunde erhalten, und auf lange Wirren und einen hübschen Bürgerkrieg infolge dieser Tollheit gerechnet? Herr Thiers sagt es nicht ausdrücklich, aber man kann es aus den Wendungen seines Berichts schließen, und später wurde es von der Regierung in einer amtlichen Proklamation bestätigt, die an die Mauern von Paris angeheftet wurde. Sollte es nicht begreiflich erscheinen, daß die Nachricht der Übergabe von Metz, die während dieser Unterhandlungen erfolgte, dem preußischen Minister eine solche Zuversicht einflößte, daß er keine Schonung mehr glaubte walten lassen zu dürfen, und daß er Bedingungen, die er andernfalls hätte annehmen müssen, weit von sich wies? Läßt es sich nicht auch denken, daß Herr von Bismarck, als er diese Unterhandlungen eröffnete, gar nicht daran dachte, sie zu Ende zu führen, daß er nur auf sie einging, um durch scheinbare Beweise von Willfährigkeit die vier europäischen Großmächte hinzuhalten; um den Geist des Widerstandes zu schwächen, den er bei den Parisern sich entfalten sah, und die Stützpunkte ihres Mutes zu untergraben? Es wäre das eine sehr macchiavellistische, aber dieses verschlagenen, arglistigen Politikers durchaus würdige Berechnung gewesen. Wie es sich auch mit diesen Vermutungen verhalten mag, der schließliche Ausgang war derselbe. Herr Jules Favre kündigte in schmerzerfüllter, edler Sprache den Parisern an, man müsse auf jede Hoffnung hinsichtlich eines Waffenstillstandes verzichten, man würde keine Nationalversammlung einberufen, und es bliebe kein anderer Weg übrig, als Widerstand zu leisten bis zum Äußersten.

Es trat nun für die Bevölkerung eine traurige, schreckliche Zeit ein. Da man sich thatsächlich bei der schwachen Aussicht auf Frieden schon recht sanft in Hoffnung gewiegt hatte, so schwebte vielen das schreckliche Wort auf den Lippen: „Wozu soll es dienen?“ Wozu auf die Provinz warten, wenn die Provinz sich nicht erhob? Wozu einen Kampf fortsetzen, bei dem jeder Tag sich auf hundert Millionen Verlust bezifferte? Diese allgemeine Mutlosigkeit faßte ein von Meisterhand geschriebener Artikel zusammen, der eine tiefe Bewegung in Paris hervorrief.

„Paris,“ sagte Edmond About, „ist ebensowenig imstande,

sich allein zu befreien, wie Metz, Toul und Straßburg. Denkt daran, daß Metz eine uneinnehmbare Stadt war, ganz anders befestigt wie Paris, von hunderttausend Soldaten, den besten Frankreichs, und von Bazaine, unserem besten General, verteidigt. Die Preußen haben Metz nicht erobert, sie haben es nicht einmal belagert, sie haben keine einzige Kanonenkugel in seine Wälle gesandt, sie haben es durch den Hunger bezwungen, und Paris denken sie auf dieselbe Weise zu gewinnen.

Was vermögen wir gegen ein solches Mißgeschick zu thun? Wir können keine Ausfälle machen. Aber Bazaine hat auch Ausfälle gemacht, er hat bewunderungswürdige Ausfälle mit großer Energie und militärischem Geschick gemacht, das den Pariser Generalen abgeht, und noch dazu an der Spitze einer viel bewährteren Armee, als es die unsrige ist. Er hat mehrmals Friedrich Karls vorderste Linien durchbrochen; aber die Zahl der Feinde und die Überlegenheit ihrer Artillerie haben ihn immer wieder in seine Verschanzungen zurückgedrängt; und nehmen wir nun an, es erstände unter uns plötzlich ein Bazaine, unsere 230,000 Soldaten und Mobilgarden, um 100,000 freiwillige Nationalgardisten verstärkt, sollen sich eines Morgens auf die preußischen Linien werfen und einen ungeheueren Keil in sie hineintreiben — unter allen Umständen wird der zahlreichere, geübtere, besser disciplinierte und besser bewaffnete Feind sie zurückdrängen, wenn sie es nicht vorziehen, auf dem Schlachtfelde zu fallen.

Es giebt keinen Militär, der so von Nationalstolz verblendet wäre, daß er sagte, Paris könne Frankreich retten, wenn Frankreich nicht in Masse Paris zu Hilfe eilt; 200,000 Mann gute Truppen, dem Feinde in den Rücken geworfen, würden den Sieg möglich, wenn nicht leicht machen; aber diese 200,000 Mann haben wir nicht, und mit dem besten Willen von der Welt würden sie in einem Monat nicht zu schaffen sein. Nun wird es aber Paris in einem Monat an vielen Dingen fehlen; es wird einige Kanonen mehr haben wie jetzt, es wird aber viel weniger Brot haben; ich rede nicht vom Fleisch, wir werden uns auch so behelfen; sei es. Aber die Preußen können warten und uns bald in die Alternative versetzen, entweder zu kapitulieren oder uns um der Ehre willen töten zu lassen. Deshalb betrachtet Herr von Bismarck Paris als einen thatsächlich eroberten Platz. Es handelt sich nur noch um eine Zeitberechnung für den Ingenieur, wie er selbst sagte, als er von Metz und Straßburg sprach. Herr Jules Favre ist derselben Ansicht, Herr Thiers ist derselben Ansicht, und diese

traurige Überzeugung drängt sie, so schnell als möglich einen Friedensvertrag zustande zu bringen."

Und indem er in diesem Tone fortfuhr, zeigte der Schriftsteller, daß es kein anderes Mittel, um den Frieden zu erlangen, gäbe, als die Berufung einer Nationalversammlung. Diese allein würde die Machtvollkommenheit besitzen, denselben abzuschließen, den Preußen die geforderte Entschädigung zu zahlen und, sich ihren wenn auch noch so harten Bedingungen unterwerfend, sie wieder heimzuschicken. Der Artikel wurde sehr verschieden aufgefaßt. Er hatte den Fehler, ganz laut und sehr entschieden das auszusprechen, was zahlreiche Leute, sehr entmutigt, ganz im Stillen dachten.

Wer hätte geglaubt, daß aus der Tiefe dieses Abgrundes, in den wir gestürzt waren, unseren überraschten Augen der erste Hoffnungsstrahl entgegenleuchten würde, der den Herzen Trost bringen sollte? Daß wir nach einer solchen Niedergeschlagenheit unter dem Eindruck einer unerwarteten Nachricht uns wieder zum Heldenmut, zur Freude aufraffen, daß wir uns von dieser eintägigen Ohnmacht so schnell erholen sollten, zu jedem Opfer bereit, daß wir so schnell uns ganz wieder finden sollten. Darin zeigt sich aber die merkwürdige Schnellkraft des Geistes bei den Parisern, und drei Tage darauf zerriß jener selbe Edmond About, ganz glücklich, sich widersprechen zu können, mit dem Publikum jenes Schriftstück, in dem er seine Verzweiflung zum Ausdruck gebracht hatte, um wieder zu den Ratschlägen des wahren, des erhabenen Patriotismus zurückzukehren.

Ein einziges Wort hatte das Aussehen der Dinge verändert. Die Provinz hatte sich erhoben. Die Provinz rückte heran. Es war die höchste Zeit!

Siebentes Kapitel.

Inneres Leben von Paris in den Monaten Oktober und November.

1.

Verweilen wir kurze Zeit bei diesem Moment, der einen der entscheidenden Wendepunkte der Belagerung bildete. Wir haben die öffentliche Geschichte von Paris während des Monats Oktober und jener ersten Novembertage mitgeteilt,

die gleichzeitig so ereignisreich und so traurig waren; unser Gemälde wäre nicht vollständig, wenn wir nicht einige der merkwürdigsten Einzelheiten seines Privatlebens nachtragen wollten.

Ohne Zweifel wird niemand erstaunt sein, wenn ich sage, daß die große Frage der Belagerung die Frühstücksfrage war, und nach der Frühstücksfrage kam die Frage des Diners. Der Preis des Brotes erfuhr, dank den Tarifen der Verwaltung, während dieser ganzen Zeit keine Erhöhung. Der des Weines blieb sich auch gleich, denn die Vorräte waren sehr reichlich und die Preissteigerung in diesem Artikel war, wenigstens in den ersten Monaten, unbedeutend, um nicht zu sagen gleich Null. Das Rind- und Schweinefleisch wurde auch sehr bald einer Taxe unterworfen, sodaß es gar bald sehr schwierig wurde, sich solches zu verschaffen, aber man bezahlte doch das Wenige, was man davon hatte, noch zu einem vernünftigen Preise. Ebenso wurde es bald mit dem Pferdefleisch, das man gleichfalls der Taxe unterwarf. Es hielt sehr viel länger vor als das Rindfleisch; denn jedes unter den Mauern von Paris stattfindende Gefecht warf eine gewisse Menge davon auf den Markt. Da das Heu sehr selten und der Hafer unauftreibbar geworden war, so hatte der größte Teil derjenigen, die Pferde besaßen, den traurigen Mut, sie mit Brot zu füttern; die Behörde bekam Wind von dieser Verschleuderung; schließlich ließ sie alle Pferde requirieren, die nicht für den öffentlichen Dienst notwendig waren, und Seite an Seite ging der bescheidene Gaul, der den numerierten Fiacre gezogen, zur Schlachtbank mit dem Reitpferd des Sportsman, das tausend Thaler gekostet hatte und nach dem Gewicht für vier- bis fünfhundert Francs wiederverkauft wurde.

Alle übrigen Verzehrsgegenstände stiegen reißend schnell im Preise. Ich habe gemeint, die Preise der Eßwaren in den verschiedenen Zeitabschnitten der Belagerung müßten eine der Aufbewahrung werte Urkunde bilden, und gebe hier für den Abschnitt, bei welchem wir angelangt sind (erste Woche des November) einen Überblick über die Kosten der Ernährung des einzelnen, wenn man sich nicht auf Brot, Wein und die vorschriftsmäßigen dreißig Gramm Fleisch beschränkte, die die Verwaltung jedem Bürger auf den Tag zubilligte.

„Vor der Belagerung (ich entlehne diese Ziffern einer Zeitung, die das Datum des 9. trägt) kostete eine gewöhnliche Gans 6 bis 7 Francs; augenblicklich beträgt der gewöhnliche Preis für eine solche 25 bis 30 Francs; ein gutes

Huhn galt in den Markthallen 3 Francs bis 3 Fr. 50 Cent.; heute beträgt der Preis dafür 14 bis 15 Francs. Wir haben ein Paar gewöhnliche Hühner mit 25 Francs bezahlen sehen, ein Paar Tauben findet für 12 Francs Käufer. Was die Puten betrifft, so sind sie außerordentlich selten, sodaß man sie nicht mehr auf dem Markte feilbietet. Wir haben auf dem Markte eine für 53 Francs verkaufen sehen, zu gewöhnlicher Zeit wäre sie wohl für 10, höchstens für 12 Francs zu haben gewesen. Die Lapins sind häufiger, stehen aber deshalb nicht weniger hoch im Preise; ein Paar Lapins ist vor meinen Augen für 36 Francs verkauft worden. Vor der Belagerung hätten sie höchstens 6 bis 7 Francs gekostet. Der gewöhnliche Preis beträgt 28 Francs. Für das Salzfleisch und die Wurstmacherware giebt es keine bestimmten Preise; übrigens kommen sie nur noch bei einzelnen Kaufleuten in sehr geringen Quantitäten vor. So gilt der geräucherte Schinken 16 Francs das Kilogramm; die Lyoner Wurst 32 Francs. Der normale Preis des ersteren betrug früher 2 Fr. 50 Cent., und der der letzteren 8 Francs das Kilogramm.

Aber zum Ersatz haben wir die Rinder- und Pferdewurst, deren übrigens sehr respektabler Preis je nach der Qualität zwischen 4 und 6 Francs für das Kilogramm beträgt. Sie wird von der Hausfrau durchaus nicht verachtet, ebenso wie die klassische Schweineblutwurst, die, mit Rinderblut gemischt, 1 Fr. 80 Cent. gilt, während die erstere den Durchschnittsmarktpreis von 1 Fr. 20 Cent. das Kilogramm hatte. Die übrigen Wurstwaren fehlen vollständig.

Das Salzfleisch, besonders das australische, ist aus den Auslagen der Eßwarenhändler vollständig verschwunden, die Verproviantierung hat sich beeilt, dieselben fortzunehmen. Es ist zum Preise von 8 Francs das Kilogramm damals verkauft worden, während die amerikanische Gesellschaft, die vor der Belagerung versucht hatte, diesen neuen Industriezweig auszubeuten, kaum zum Preise von 1 Fr. 20 Cent. dafür Käufer fand.

Der Seefisch kommt nicht mehr vor, und das aus guten Gründen. Der Süßwasserfisch ist selten. Ein schöner Karpfen, der höchstens mit 2 Fr. 50 Cent. bis 3 Fr. verkauft wurde, gilt augenblicklich 20 Francs. Wir haben einen solchen sogar mit 30 Francs bezahlen sehen. Er war von mittelmäßer Größe. Ein bescheidenes Gericht Bratfisch aus Weißfischen oder Gründlingen wurde mit 1 Fr. 25 Cent. bezahlt, jetzt kann man es, je nach der Ergiebigkeit des Fischfanges, nicht mehr unter 4, 5 und 6 Fr. haben.

Der gesalzene Fisch bietet kaum billigeren Ersatz. Das Pfund Stockfisch gilt 2 Fr.; ein Hering erreicht den Preis von 2 Fr. 50 Cent. Auch die Gemüse haben eine übertriebene Preissteigerung erfahren. Der Scheffel Kartoffeln, den man vor dem Kriege mit 1 Fr. bezahlte, kostet augenblicklich 6 Fr. und dieser Preis steigt täglich. Die Eier sind für die große Masse der Konsumenten unerschwinglich, und die Henne, die sie legt, ist eine richtige Henne mit goldenen Eiern. Sie galten gestern 4 Fr. 60 Cent. das Dutzend; die ganz frischen kosten das Stück 75 Cent. und 1 Fr.

Die Gemüsegärtner fordern gleichfalls für ihre frischen Gemüse ganz außerordentliche Preise. So verkaufen sie einen Kohlkopf mit 1 Fr. 50 Cent., ein Näpfchen mit Endiviensalat mit 75 Cent., einen Kopf Blumenkohl mit 2 Fr., ein Bund Karotten mit 2 Fr. 25 Cent., und die anderen Gemüse im selben Verhältnis. Was die trockenen Gemüse betrifft, wie Saubohnen, Linsen, Erbsen, weiße Bohnen, so giebt es nichts mehr davon zu verkaufen. Vor ihrem gänzlichen Verschwinden hat man sie mit dem Vierfachen ihres vollen Wertes bezahlt. Durch das Aufkaufen sind sie so plötzlich und so hoch im Preise gestiegen, daß sie für die allgemeine Ernährung nicht mehr in Frage kamen. Ein Liter Bohnen, das zu gewöhnlicher Zeit 60 Cent. kostete, ist vor meinen Augen mit 5 Fr. bezahlt worden.

In Fettwaren besteht eine ungemeine Knappheit, und die Teurung ist grenzenlos. Speck kennt man nur noch vom Hörensagen. Es giebt keinen mehr in Paris. Die frische Butter, die ungemein selten war, wurde zuerst an renommierte Restaurants mit 28 Fr. und später bis zu 45 Fr. das Kilogramm verkauft. Die gesalzene Butter hat eine entsprechende Steigerung erfahren. Man bekommt welche zu 14 Fr., aber sie ist von schlechter Beschaffenheit. Das Öl hat seinen gewöhnlichen Preis nur verdreifacht. Was das Schweine- und Federviehschmalz betrifft, so kommt es auf dem Markt gar nicht vor, aber man hat es durch eine entsetzliche Mischung aus dem Schmalz von Rindern und anderen Tieren ersetzt, die man zu 3 Fr. 50 Cent. und 4 Fr. das Kilogr. verkauft.

Nicht eine einzige Sorte Käse giebt es mehr. Der Roquefort, der Schweizer, der Holländische, der Käse von Brie sind schon in den ersten Tagen der Belagerung zu tollen Preisen vergriffen gewesen. Jedes Stück würde jetzt sein Gewicht in Gold wert sein. Getrocknete Früchte giebt es nicht mehr auf den Lagern; Trauben, Feigen, Mandeln und Nüsse sind verschwunden. Es

finden sich nur noch einige Posten verdorbener Pflaumen, die je nachdem zu 80 Cent. das Pfund verkauft werden.

Reis, Kaffee und andere Genußmittel haben dagegen keine sehr merkliche Steigerung erfahren. Das Brennmaterial fängt an knapp zu werden, und besonders die Holzkohle: diese gilt 22 bis 25 Fr. für den Sack von 50 Kilogr., demnach das Kilogr. 44 bis 50 Cent... Alles in allem genommen haben also Verzehrsgegenstände während dieser ersten Periode der Belagerung im Durchschnitt den mehr als fünffachen Preis erreicht.

Die Klasse, auf der diese ungeheuere Teurung der Lebensmittel am härtesten lastete, war die des Kleinbürgertums: bescheidene Rentiers, Beamte mit 1500 Fr. oder 1000 Thalern, dürftige Gewerbetreibende, alle diejenigen, die immer nur wenig Bargeld im Kasten haben und von der Hand in den Mund leben, die sich in jener Lage befinden, die zwischen der Armut und einem guten Auskommen die Mitte hält, jener aber leider näher liegt als diesem. Für viele hatte die Arbeit aufgehört; sie waren zu stolz, um ihre Not öffentlich zu zeigen, aber auch nicht imstande, das Elend solch harter Entbehrungen zu ertragen. Sie beklagten sich nicht, sie ertrugen mit einer Entsagung, die an Heroismus grenzte, furchtbare Qualen im Stillen und gaben damit das Beispiel bewundernswerter Seelengröße. Man wird im Verlaufe dieser Erzählung Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, daß ich nicht verschwenderisch mit großartigen Redensarten bin, daß ich die pomphaften und leeren Beschreibungen hasse und daß ich mich bemühe, weder die Ereignisse noch die Menschen mit Übertreibungen zu schildern. Nun — ich kenne nichts Rührenderes, ja nichts Bewunderungswerteres als die männliche Schlichtheit, mit der diese braven Leute (der Kern der Pariser Bevölkerung) Leiden auf sich nahmen, die jeden Tag größer wurden und von denen niemand das Ende sah. Die Frauen zeigten sich vielleicht noch entschlossener als die Männer. Sie waren es, die die schwerste Last zu tragen hatten; denn sie, denen die Versorgung des Hauswesens oblag, mußten in den Schlächtereien, bei den Gewürzkrämern, bei den Kantinen stundenlang stehen; sie waren es, die dem Manne das mit großer Mühe erkaufte ärmliche Stück Fleisch überließen, die die Kinder warteten, und sich noch bemühten, die Traurigkeit des erloschenen Herdes mit einem Freudenschimmer zu erhellen.

O unsere Französinnen! unsere Französinnen! Welche Schätze von Hingebung, Selbstverleugnung, moralischer Kraft

kann man ihrem Herzen entströmen lassen, wenn man an der rechten Stelle anzupochen versteht! Nur die oberen Schichten waren vom Luxus, der Weichlichkeit, der Benoîtonnerie[1] des zweiten Kaiserreichs verdorben; die Nation war gesund geblieben. Das zeigte sich recht, als der Tag kam, wo Opfer gebracht werden mußten.

Das höhere Bürgertum hatte nicht dieselben physischen Leiden zu erdulden. Dasselbe verfügte meistens über Barmittel, und ich habe schon erwähnt, daß die Mehrzahl derselben ihre Kinder und Frauen fortgeschickt hatte. Es wurde ihm leicht, entweder Vorräte, wenn auch zu hohen Preisen, zu kaufen, oder im Restaurant zu essen. Einige von diesen Geschäften hatten geschlossen, aber der größte Teil war offen geblieben. Durch welche Wunder gelang es ihnen, ihre Besucher zu befriedigen? Diese jeden Abend erneute Kraftprobe übersteigt jede Einbildungskraft. Aber man kann sich denken, daß die Speisekarte nicht gerade mannigfaltig, und daß die „additions“ (Rechnungen) gepfeffert waren. Dort dinierte man am häufigsten; diejenigen, die sich eine Häuslichkeit erhalten hatten, luden ihre Freunde ein, und man kam zusammen, die sonderbarsten Gerichte zu probieren. Ich spreche nicht vom Maultier- und Eselfleisch, die gangbare Artikel geworden waren, vielmehr möge es mir bei dieser Gelegenheit gestattet sein, zu bemerken, daß das Fleisch des Esels wirklich gut ist; das Maultierfleisch ist vorzüglich, durchaus dem Rindfleisch vorzuziehen, und ein Maultierbraten giebt ein köstliches Gericht ab. Aber die phantastischsten Tiere des Jardin d'Acclimatation kamen dabei vor; wir bekamen hintereinander Bär, Antilope, Känguruh, Strauß, Yack und Gott weiß was sonst noch zu kosten. Es gab eine Schlächterei, welche die englische Schlächterei genannt wurde, wo diese extravaganten Tiere zu Preisen verkauft wurden, die eben so extravagant waren; ich habe Antilope gegessen, die 18 Fr. das Pfund gekostet hatte, und ich schwöre auf Ehre, daß mir ein einfacher „Lapin sauté“ lieber gewesen wäre. Als Gegenstück zu dieser aristokratischen Schlächterei gab es Katzen-, Hunde- und Ratten-Schlächtereien. Eine Katze galt 6 Fr. und eine Ratte 30 Sous. Spaßhafterweise war es das behäbige Bürgertum, das Katzen, Hunde und Ratten aß, alles Tiere, die so lange für unrein gehalten wurden.

[1] Nach Sardous Drama „la famille Benoîton“ gewählte Bezeichnung für Zerstreuungs-, Genuß- und Prunksucht, bei Abkehr von allen ernsten Bestrebungen.

Und noch mehr! Man that groß damit. — „Bringen Sie das Rattenfleisch mit Madeirasauce," sagte der Gastgeber. Und man rief: „Rattenfleisch! her damit!" Man aß davon mit langen Zähnen, halb zaghaft, halb witzelnd, nicht ohne Zögern. Und den meisten Spaß machte es uns, wenn uns zufällig ein deutsches Blatt zu Händen kam, aus dem wir sahen, wie jene braven Journalisten ihren Landsleuten erzählten, wir wären schon so weit gekommen, daß wir Rattenfleisch essen müßten. Sie essen Rattenfleisch, also haben sie keine Lebensmittel mehr! Wenn sie gewußt hätten, daß es geschah, um den Schrecknissen der Belagerung einen Possen zu spielen, rein aus Laune und infolge der echt französischen Neigung, sich selbst zu verspotten! Diese unmöglichen Nahrungsmittel gaben fortwährend Veranlassung zu Scherzen. Als ein Bürger seinen eben am Spieß gebratenen Hund verzehrt hatte, betrachtete er die Knochen auf seinem Teller und sagte trübsinnig: „Schade! wie würde dieser arme Fox sich daran gütlich gethan haben!"

Cham [1] stellte eine über ihren Mann wütende Bürgersfrau dar:

„Was! du hast unsere Tochter dem Schlächter versprochen?"

„Nun ja! mein Herzchen, um einen Schöpsenbraten zu bekommen!"

Man muß übrigens gestehen, daß unter dieser etwas gemachten Fröhlichkeit sich auch in jener Klasse der Bevölkerung sehr bittere und achtungswerte Opfer verbargen. Unter all diesen Männern, die ihrem Elend so geistreich ins Gesicht lachten, gab es nicht einen, der nicht von einem großen Vermögen oder glänzenden Aussichten auf den Standpunkt gekommen wäre, nur noch die für die Bedürfnisse des Augenblicks beiseite gelegte Summe zu besitzen. Die einen waren Geldleute, und es gab keine Börse mehr; die anderen große Kaufleute, und jeder Handel hatte aufgehört; die anderen reiche Hauseigentümer, und die Häuser brachten nichts mehr ein; die anderen Rentiers, und von den Rentenpapieren waren viele wertlos. Was werden die, die sich bis jetzt noch hielten, am Ende des Krieges wert sein? Alle diese Leute waren ruiniert und hatten sich mit Heiterkeit in ihr Schicksal ergeben. Hier und da tröstete man sich damit, daß man die Preußen mit Verwünschungen überhäufte: „Diese Canaillen, diese Preußen! Dieses Lumpenpack, diese Preußen!" Aber mit

[1] Cham, Pseudonym des Grafen Amédée de Noé, des besonders für den „Charivari" thätigen, berühmten Karikaturenzeichners; † 1879.

ihnen zu verhandeln, das hätte niemand öffentlich zu raten gewagt, selbst in jener Zeit der allgemeinen Entmutigung nicht, von der ich gesprochen habe. Ich kann wohl behaupten, daß die ganze Pariser Bürgerschaft, die vornehme sowohl wie die niedere, in diesen schwierigen Zeiten eine sehr anerkennenswerte Standhaftigkeit entwickelte; diese läßt sich auch unter dem deckenden Mantel der Spötterei erkennen, der in Paris alle Gefühle, selbst die zartesten und edelsten, umhüllt.

Auch der Arbeiter hatte sein wohlgemessenes Teil von Leiden. Das große Unglück des Pariser Arbeiters liegt darin, daß er selten vorsichtig genug ist, Geld beiseite zu legen. Er giebt es, und oft sehr unangebracht, aus, wie er es verdient, sodaß ein Arbeitsstillstand ihn fast immer überrascht und ohne jeden Notgroschen trifft. Der durch den Krieg von 1870 und die Belagerung von Paris hervorgerufene war schrecklich, denn er befiel gleichzeitig eine unglaubliche Menge von Gewerben. Die Mehrzahl der Arbeiter blieb ohne Arbeit, und selbst diejenigen, die solche behielten, waren wenig bestrebt, es sich zu nutze zu machen. Es ist das ein eigentümlicher Charakter des Pariser Kindes: er arbeitet hart, wenn er am Werk ist; aber er mag auch gerne bummeln, und, wie er in seiner Sprache sagt, rigoleur[1] sein. Er sieht nicht ein, weshalb er sich anstrengen soll, wenn der Kamerad neben ihm nichts thut. Die mannigfachen Erfordernisse der Belagerung bedurften indessen vieler Arme, und zu allerart Zwecken. Es hieß Kleider nähen, Schuhwerk zuschneiden, Kanonen gießen, Getreide mahlen, Laufgräben machen, Wälle aufwerfen, Patronen anfertigen, Stahl zu den Gewehren schleifen und — was alles sonst noch; der Krieg setzt alle Arten von Gewerben in Thätigkeit. Es war in der ersten Zeit unmöglich, für alle diese Erfordernisse gutwillig Arbeiter zu finden. Die Arbeiter, welche zum erstenmal seit so langer Zeit zu der Ehre gelangten, ein Gewehr tragen zu dürfen, waren von diesem für sie so neuen Vergnügen wie berauscht. Nichts erschien ihnen schöner, eines freien Mannes würdiger, als ein „Flingot“[2] über die Schulter zu werfen und die Wache auf den Wällen zu beziehen. Sie sahen mit Verachtung auf den Arbeiter, der die Werkstatt der Wache vorzog. Sie hätten ihn beinahe einen Feigling genannt, als wenn wirklich ein übermenschlicher Mut dazu gehört hätte, in 6000 Meter Entfernung von den Preußen auf

[1] Lustiger Bruder.
[2] Das Infanterie-Gewehr, s. Villatte, Parisismen.

einem Damm spazieren zu gehen. Vergebens wiederholte man ihnen in allen Zeitungen und in allen Tonarten: „Nicht doch, ihr gebt euch einer Selbsttäuschung hin. Der Mann ist ein ebenso guter Patriot, der, weil er das Schuhmacherhandwerk gelernt hat, unsere Soldaten für die Schlacht mit Stiefeln versieht, als der das Exerzitium in zwölf Tempos lernt. Jeder gesunde Mensch ist doch eigentlich imstande, ein Gewehr abzuschießen; aber um Schuhe zuzuschneiden braucht man den Mann, der dieses Handwerk gelernt hat. Es ist rühmlicher, ein Chassepot anzufertigen, als damit umzugehen; denn wenn niemand Chassepots anfertigen würde, wo blieben dann die Leute, die so stolz sind, sie zu tragen, und sich damit brüsten." Diese Ratschläge, wie vernünftig sie auch waren, trafen meistens taube Ohren mit der schlimmsten Taubheit Behafteter, und das sind bekanntlich diejenigen, die nicht hören wollen. Sie fanden es ergötzlicher, sich unter dem Aushängeschild des Exerzierens, oder der Wahl, oder der Wache, alle zusammenzufinden, und so verbrachte man die Zeit vergnüglich mit Plaudern, mit Spielen, mit Lachen, mit Trinken ... besonders mit Trinken! Die Trunkenheit, die ekelhafte Trunkenheit ist die Pest eines großen Teiles der Nationalgarde gewesen. Dieses Übel hat mit dem Fortgang der Belagerung abgenommen. Es blieb jedoch bestehen, und zu unserer Betrübnis haben wir selbst zwei oder drei Tage vor entscheidenden Gefechten im Dezember strenge Weisungen des General Clement Thomas gelesen, die der Öffentlichkeit dies und jenes Bataillon bezeichneten, das ebenso sehr seiner Pflicht wie der Mäßigkeit uneingedenk gewesen war.

Diese Nationalgardisten erhielten einen Sold von 1 Fr. 50 Cent. pro Tag. Es war dies eine staatskluge und gerechte Maßregel. Man versichert, daß Herr Picard, der Finanzminister, sich im Ministerrat ihrer Annahme widersetzt hatte, indem er anführte, daß dem Fiskus daraus eine Ausgabe von 800,000 Fr. täglich erwachsen würde. Und wäre sie zu einer Million angewachsen, was machte das aus! War es nicht augenscheinlich, daß das wichtigste Interesse der Regierung darin lag, die Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten, und daß, wenn man nicht auf die eine oder die andere Art ein Mittel fand, die Leute zu ernähren, die jetzt nichts mehr verdienen würden, man alle Begierden entfesseln, jede Unordnung gutheißen würde? Eine Million mehr oder weniger, was kam darauf an, wenn Frankreich nur noch mit Milliarden rechnete! Die Verteilung dieser täglichen Entschädigung bildete

eine schwierige Aufgabe. Die Demokraten vom reinsten Wasser verlangten, daß im Namen der Gleichheit sämtliche Nationalgardisten verurteilt würden, dieselbe anzunehmen, wobei es ihnen unbenommen bliebe, sie dem Fiskus zurückzugeben, wenn sie dieselbe nicht nötig zu haben glaubten. Andere wünschten im Gegenteil, sie sollte nur denjenigen gegeben werden, die sie verlangten und vor einem Familienrat darthäten, daß sie dieselbe zum Lebensunterhalt notwendig hätten. Die Regierung richtete sich nach dieser letzteren Partei; nichtsdestoweniger glaube ich (denn sie hatte eine unsichere Hand), daß sie die verschiedenen Corps der Nationalgarde nach ihrem Belieben gewähren ließ. Die alten Bataillone, die fast nur aus ziemlich behäbigen Bürgern bestanden, einigten sich auf die letztere Verteilungsart. Die Mehrzahl der neuen verlangte, wie man mir mitgeteilt hat, daß die Geldanweisung gleichmäßig an alle ausgeteilt werde, wobei dann diejenigen, die erröten müßten, sie anzunehmen, sie dem Hauptmann zurückgeben konnten. Bei diesen verschiedenen Arten des Verfahrens ging es nicht ohne einige Unregelmäßigkeiten ab, und gewisse Irrtümer in der Rechnungsführung fanden ihre schließliche und klägliche Erledigung vor dem Zuchtpolizeigericht.

Unglücklicherweise händigte man diese Entschädigung den Männern selbst aus, und nicht ihren Frauen oder den Leuten, bei denen sie in Kost waren. Sie vertranken sie meistens miteinander auf das Wohl des Vaterlandes und behielten nur gerade soviel zurück, als sie brauchten, um nicht Hungers zu sterben. Diese Gewohnheiten militärischen Müssigganges und soldatischer Verschwendung sagten ihnen zu; sie verloren die Lust an der Arbeit. Ich entsinne mich, daß ich eines Tages, als ich Visitenkarten brauchte, zu einem Graveur ging, wobei dieser zu mir sagte: „Wir haben während der Belagerung keine Arbeiter; da sie bei uns mit ihrer Arbeit nur 3 Fr. 50 Cent. bis 4 Fr. verdienen, so ziehen sie es vor, 1 Fr. 50 Cent. für Nichtsthun zu nehmen. So erstanden in neuer Gestalt die berühmten Nationalwerkstätten von 48 wieder. Cham hatte diese Ähnlichkeit in einer jener Zeichnungen wiedergegeben, in die er so viel gesunden Menschenverstand und Geist zu legen weiß. Er hat einen leicht angetrunkenen Nationalgardisten dargestellt, der inbrünstig sein Gewehr umarmte!

„Mein Freund, mein Schatz," sagte er, „mein Gut, meine Freude, mein Trost, meine Nationalwerkstatt!"

Diese furchtbare Frage droht noch zur Stunde, wo ich dies schreibe, über unsern Häuptern, und der Zukunft allein bleibt

die Entscheidung vorbehalten, ob unsere Befürchtungen gerechtfertigt oder unbegründet sein werden. Etwas später sah man ein, daß für die verheirateten Männer die Entschädigung von 1 Fr. 50 Cent. nicht genügte, und fügte 75 Cent. für die Frauen hinzu, und bei einigen Bataillonen, wie man mir sagt, 25 Cent. für jedes Kind. Als fast gleichzeitig eine Verfügung alle unverheirateten Männer zwischen dreißig und fünfundvierzig Jahren zur aktiven Armee einberief, trat ein merkwürdiges Ergebnis zu Tage, das für den Beobachter ein eigentümliches Licht auf die Pariser Sitten warf. Die Mairien brachten eine unglaubliche Menge von Eheschließungen, „viele in derselben Straße und unter derselben Hausnummer" zum Aushang. Man weiß, daß diese Art der Bezeichnung sich fast immer auf illegitime Verbindungen bezieht, die sich endlich entschließen, vor dem Maire und dem Pfarrer die gesetzliche Weihe zu erlangen. Die Zahl dieser Scheinehen ist sehr groß in Paris, besonders in gewissen Kreisen, wo man dann erfährt, daß der und der Herr, der seit zwanzig Jahren mit einer Frau zusammenlebt, der Kinder von ihr hat, übrigens ein Muster von einem Ehemann, nur vor Gott ihr Gatte ist. Die Forderungen des Krieges jagten diese falschen Ehemänner aus der zweideutigen Schmugglerstellung, in der sie sich gefielen; und diese Ehen, die man mit dem Scherznamen „Fünfzehn-Sous-Ehen" bezeichnete, bildeten einen Triumph für die amtliche Moral. Der Philosoph darf sich aber wohl fragen, wenn er in solcher Weise so viele illegitime Gemeinschaften plötzlich ans Licht kommen und wuchern sieht, ob nicht entweder in unserer jetzigen Gesetzgebung oder in unseren Sitten irgendwo ein Gebrechen verborgen gewesen sein mag, das so viele Leute von der eigentlichen Ehe fernhielt, die ihre Lasten wohl auf sich nehmen, aber nach der gesetzlichen Sanktion nicht fragen.

Diejenigen, welche vielleicht am wenigsten von der Belagerung litten, weil ihr Leben jederzeit nur ein langes Leiden bildet, das waren die eigentlichen, die registrierten Armen, die von öffentlicher Unterstützung leben. Niemals war dieselbe reichlicher und vorsorglicher als in jenen Zeiten des allgemeinen Elends. Da man wußte, daß diese Klasse von Bedürftigen sich aus denen rekrutierte und vergrößerte, die für gewöhnlich nicht die Hand auszustrecken wagen, und bei denen nur das dringende Bedürfnis alle schamhaften Bedenken zu überwinden vermag, so war die Mildthätigkeit eifrig darauf bedacht, die Unterstützungen zu vervielfältigen. Die Marken

auf Brot, Fleisch, Holz, Kohle, Reis, wurden in einigen Vierteln im Überfluß verteilt, und gerade das Übermaß dieser Freigebigkeit der Verwaltung gab zu manchen Mißbräuchen Anlaß. Aber es ist immer noch besser, bestohlen zu werden, als sich der Gefahr auszusetzen, die Leute Hungers sterben zu lassen. Man richtete Gemeindekantinen, Volksküchen, ein, wo man, entweder gegen im voraus genommene Marken oder gegen Geld zu äußerst niedrigen Preisen warme Speisen, wie Bouillon, Bohnen, Rindfleisch verabreichte, die diejenigen, an die man sie austeilte, entweder dort verzehren oder mit nach Hause nehmen konnten. Einige mildthätige Damen unterzogen sich bereitwillig der Mühe, die Austeilnng dieser Speisen zu übernehmen: sie hatten es schließlich dahin gebracht, daß sie die Mehrzahl jener Armen kannten und sich für die Bedürftigsten interessierten.

„Wir müssen dabei immer aus unserer Tasche geben," sagte mir eine von ihnen, die ihr Amt ernst genommen hatte, und in der That wenn eine arme Frau ohne Marke und ohne einen Sou kam, so wäre es sehr hart gewesen, ihr den Teller Suppe zu verweigern, um den sie, mit einem Kinde auf dem Arm, bat. Und nun die Kinder! Von ihnen zu reden, ohne daß einem die Thränen in die Augen kommen, ist sehr schwer. Die schlecht ernährten Frauen konnten ihnen nur ungenügend Milch geben, die Kuhmilch war knapp und sehr teuer, trotz der Sorgfalt der Verwaltung, die alle Milchkühe requiriert hatte und die Bevölkerung beschwor, sich morgens den althergebrachten Milchkaffee zu versagen. Die Hausfrauen, die genötigt waren, vor den Schlächtereien oder vor den Kantinen stundenlang zu warten, hatten keine Zeit mehr, diesen kleinen gebrechlichen Geschöpfen die nötige Pflege angedeihen zu lassen. Diese starben wie die Fliegen. Ich kenne ein armes Mädchen, das, nachdem es drei Stunden vor einer Kantine hatte warten müssen, nach Hause kam und ihr Kind (ein Kleines von anderthalb Jahren) in seiner Wiege vor Kälte erstarrt fand; sie erwärmte es, so schnell sie konnte, aber es hatte zu lange warten müssen und erholte sich nicht wieder. Niemals erwies sich der Horazische Vers wahrer:

„Bellaque matribus detestata!"

Vermöchte dieser Schrei der trauernden Mutter alle Flüche und alle Vergeltung des Schicksals auf die Häupter der Könige und Kaiser heraufbeschwören, die diese Kriege verschulden! Und dennoch beklagten sie sich nicht, diese durch so viel Leiden

geprüften Frauen! Auch sie machten gute Miene zur Belagerung, und wenn sie gleich uns auch ihre Stunden der Entmutigung hatten, so waren diese Anfälle von Schwäche doch nur kurz und vorübergehend. Man kann wohl sagen, daß das Gefühl der Solidarität, das aus einem gemeinsamen Unglück entspringt, niemals in bewunderungswürdigeren Zügen zum Ausdruck kam, als bei dieser großen Katastrophe, die aller Gedanken einigte, wie sie das Unglück von allen zusammenschmolz. Niemals war man ärmer und niemals gab man mehr. Niemals näherte man sich mehr jenem Ideal der Brüderlichkeit, dem die Menschheit unaufhörlich zustrebt. Vielleicht war man anno 92 erhabener, besser war man niemals. Das ist ein Zeugnis, das die unparteiische Geschichte, wie ich glaube, der Pariser Bevölkerung erteilen wird, und nun bedenke man, daß wir noch gar nicht an die Stunde der großartigen Opfer gelangt sind, die als etwas ganz Natürliches geleistet wurden.

Nur um sie nicht zu übergehen, spreche ich von jenen, die man in Paris „die Flüchtlinge" nannte. Es waren dies die Bewohner der Bannmeile, die sich bei der Annäherung der Preußen nach Paris gezogen hatten. Man hatte ihnen doch eine Unterkunft verschaffen müssen und hatte zu diesem Zweck leere Wohnungen requiriert, wo sie sich mit der etwas rohen Sorglosigkeit des Landmannes einrichteten. Offenbar befanden sich darunter sehr anständige und selbst zartfühlende Leute, aber der Mehrzahl war die Verfeinerung der Pariser Civilisation fremd, und da man ihre bescheidene Wohnung als erobertes Land behandelt hatte, so glaubten sie an denen, welche man ihnen angewiesen, Vergeltung üben zu können. Die Eigentümer werden ihre Spuren, und zwar ihre nicht sehr wohlriechenden Spuren, dort finden, wenn die aufgehobene Blockade ihnen gestatten wird, nach Hause zurückzukehren. Einige von diesen Landleuten handelten auf diese Weise in jenem Gefühl gemeinen Neides, das nur zu oft das Herz des Armen verbittert; einer meiner Freunde sah mit an, wie einer eine prächtige Tapete durch Anspeien beschädigte: — „Ei," antwortete dieser auf eine wohlverdiente Rüge, „das wird den Handwerkern Arbeit schaffen." Bei anderen war es der Unverstand; mitten in Paris glaubten sie auf ihren Feldern zu sein und betrachteten das Hotel einer feinen Cocotte als ein Pächterhaus. Der „Figaro" erzählte bei dieser Gelegenheit eine von jenen großen Pariser Legenden, die das Vorrecht genießen, das Völkchen der Boulevardiers zu amüsieren. Es handelt sich um einen Hausbesitzer, der den ersten Stock eines

seiner Häuser einer Flüchtlingsfamilie zur Verfügung gestellt hat. Nach vierzehn Tagen besucht ihn sein Hauswart und erzählt ihm, daß seit dem Eindringen der neuen Ankömmlinge ein abscheulicher Geruch sich auf den Treppen bemerklich macht und die Nachbarschaft belästigt; daß er bei ihnen hat eindringen wollen, um sich zu überzeugen, von wo diese Dünste kämen, daß man ihm aber stets die Thür gewiesen habe. — „Gut," entgegnete der Eigentümer; „ich werde selbst kommen und nachsehen, was da geschehen ist."

Und nun begiebt sich unser Biedermann in der That am nächsten Tage nach seinem Hause. Kaum ist er unter die Hausthür getreten, als er das Krähen eines Hahnes hört, der vom Balkon des ersten Stocks herabtrompetet; diesen Tönen antwortet eine Schar glucksender Hennen.

Etwas betroffen steigt er hinauf. An der Thür muß er unterhandeln, streiten, ärgerlich werden, denn der Pächter im Zimmer war nicht gewillt, sich von irgend jemand stören zu lassen, und erkannte dem Eigentümer nicht das Recht zu, in sein Privatleben einzudringen. Durch beharrliches Drängen gelangte er endlich in die Wohnung. Aus dem Vorzimmer hatte unser Landmann einen ländlichen Wirtschaftshof gemacht. Die Füße versanken in einer Art Kot, einem unbestimmbaren Gemisch von Geflügel- und Stalldünger, leicht mit einer Strohschicht bedeckt, das, auf den Acker gebracht, für das nächste Jahr eine vortreffliche Ernte versprach. Das nächste Zimmer war zu einem Lapin-Gehege eingerichtet und enthielt einen üppigen Vorrat von aller Art Futtermitteln, unter denen der Kohl, der Lauch und die Zwiebel vorherrschten. Im nächsten Zimmer — einem Schlafzimmer, wohl zu beachten! — sah man in der Mitte ein aus dem Boden eines alten Stückfasses hergestelltes Becken. Dasselbe war mit Wasser gefüllt und diente einigen Enten zum vergnüglichen Aufenthalt.

Der Eigentümer war wie vor den Kopf geschlagen. Er ging von einem Zimmer ins andere, und der Pächter folgte ihm Schritt für Schritt mit der Miene eines Landwirts, der entzückt ist, einen Liebhaber die intelligente Bewirtschaftung seines Gutes bewundern lassen zu können.

„Und mein Salon?" murmelte der vernichtete Eigentümer.

„Dort ist der ‚Herr,'" sagte der Bauer nicht wenig stolz.

Man öffnete die Thür des Salons. Das war die Krone. In einer Ecke auf einer aus allem möglichen Unrat hergestellten Streu spreizte sich satt und grunzend ein prächtiges Schwein.

„Aber, Unglücksmensch! weshalb stecken Sie mir Ihren ... Herrn in meinen Salon, da Sie doch unten einen prächtigen Hof hatten, wo Sie ihn unterbringen konnten, und Ihre Hühner und Enten dazu?“

„Ja, das will ich Ihnen sagen, Herr. Die Saatzeit wird kommen, und wo soll ich denn da meine Gerste bauen?“

Das war die Legende vom „Pächter in der Stube,“ die man nach Belieben mit phantastischen Einzelheiten versehen konnte. In diesen Übertreibungen steckte aber ein Kern von Wahrheit. Der eigentliche Dienst, den diese Auswanderer der Pariser Bevölkerung leisteten, bestand darin, daß sie sich unter die Befehle des Herrn Joigne, eines durch seine Schriften gut bekannten Landwirts, stellten, um die weiten um Paris freigebliebenen Flächen in Kultur zu nehmen und diese Gebiete in Gemüsegärten umzuwandeln, die uns gegen das Ende der Belagerung frische Gemüse, Kohl und Salate liefern sollten. Bis dahin, wo ihre Erzeugnisse auf dem Markte erscheinen sollten, waren wir auf diejenigen beschränkt, die kühne Marodeurs fast unter dem Feuer des Feindes in den verlassenen Feldern zusammensuchten. Es war ein merkwürdiges und trauriges Schauspiel, sie heimkehren zu sehen. Auf einige ehrliche Gesichter armer Frauen, die unter der Last ihres Sackes keuchend ankamen, wieviel Galgenphysiognomien! Wieviel verwegene, bleiche Gassenbubengesichter! Diese ganze, unverschämte, Spaß treibende oder wehleidige Gesellschaft brachte ihre Ernte an, der eine Kartoffeln, der andere Lauch und Kohl, dieser Artischoken und anderes Gemüse. An manchen Tagen waren es ihrer vier- bis fünftausend, besonders am Sonntag; an einem anderen zählte man nicht mehr als fünf- oder sechshundert; es waren die Habitués, die Hefe der Bevölkerung. Die Wiederverkäufer, die es diesen Elenden an Schamlosigkeit vielleicht noch zuvorthaten, lauerten ihnen unterwegs auf, kauften ihnen ihre Beute halb mit Gewalt, halb durch Überredung, für einen winzigen Preis ab und machten sich dann auf, um dieselbe sehr teuer an die Pariser Bürger weiter zu verkaufen. Auf diese Weise wurden die Diebe von dieser Horde von Ausbeutern wieder bestohlen. Das alles unter Geschrei, Flüchen, Stößen, einem unbeschreiblichen Durcheinander, Scenen in Callots Manier. Die Nationalgarde, die an den Thoren die Wache besorgte, drückte zu diesem Treiben, unter dessen Deckmantel sich mehr als einmal der Verrat verbarg, die Augen zu. Denn diese Marodeure waren Schützlinge der Herren

Preußen, die sie ungestraft durch ihre Linien ließen. Um welchen Preis, das kann man sich leicht denken. Dann zerstreute sich die Bande in Paris; sie eilte, so gut sie konnte, die Frucht ihrer Raubzüge loszuwerden. Improvisierte Märkte machten sich mitten auf den schönsten Plätzen von Paris breit, und alle Tage ging ich in der Rue de Martyrs an Reihen von Kohl, gelben Rüben, Karotten, Lapins 2c. vorüber, welche die Hausfrauen sich unter gewaltigem Geschrei, das zuweilen in Zänkereien und Faustschläge ausartete, streitig machten. Hier ein Zug, der deutlicher als irgend etwas anderes diese Seite der Belagerung veranschaulichen wird: Man hat acht Tage lang, mitten auf dem Boulevard des Italiens, vor Tortoni, eine Wiederverkäuferin gelbe Rüben und Lauch auslegen sehen, ohne daß irgend jemand sich darüber gewundert oder daran Anstoß genommen hätte. Das Schauspiel erschien ganz natürlich.

Diejenigen, an die man früher gewöhnt gewesen, waren verschwunden. Ich habe schon erwähnt, wie die Theater auf Geheiß der Polizei geschlossen worden waren. Es fragte sich, ob sie wieder eröffnet werden sollten; die Journalisten behandelten diese Frage umständlich und zu einer Zeit, wo an einen Entschluß nicht zu denken war. Die einen sagten, inmitten dieser allgemeinen Trauer wären solche Genüsse nicht am Platz; die anderen bestanden darauf, weil Schauspielvorstellungen dem Pariser Bedürfnis seien und das Vergnügen nur günstig auf seine Moral wirke; daß die Wiedereröffnung einiger Theater für die Preußen eine Art Herausforderung, eine lustige Bravade bedeuten würde, wie solche dem Charakter der Franzosen eigentümlich wäre und so recht ihren Traditionen entspräche; daß es leicht sein würde, Stücke zu wählen, die mit dem Ernst der Lage im Einklang ständen; daß man auf diese Weise einer ganzen Klasse von armen Leuten, Beamten, Costumiers, Theaterarbeitern, die auf dem Trockenen säßen, Brot schaffen würde, von den Künstlern selbst gar nicht zu reden, deren Lage nicht minder traurig sei. In vielen Theatern war das Foyer zum Lazarett umgewandelt worden. „Was thut das!" antworteten die Anhänger der Wiedereröffnung. „Das Publikum wird sich vom Foyer fern halten, und damit wird die Sache abgethan sein."

Sie setzten schließlich ihren Willen durch. Das geschah nicht gerade, weil ihre Gründe die besseren waren; aber Paris langweilte sich; man sah, nachdem die Blockade einmal

begonnen hatte, kein Ende derselben ab, und man dachte mit Schrecken an die Menge langweiliger Tage, die man würde überstehen müssen. Das einzige Auskunftsmittel, das man ersann, um der vorgeblichen Unziemlichkeit zu begegnen, die in diesen Vorstellungen liegen sollte, bestand darin, daß man sie zum Besten eines guten Werkes ankündigte. An dem einen Tage spielte man für die Verwundeten, an dem anderen für die Waisen, dann wieder für die Gemeindekantine; jedes Bataillon veranstaltete eine Matinée oder eine Soirée, deren Ertrag zum Ankauf einer Kanone oder einer Mitrailleuse bestimmt war. Herr Pasdeloup war es, der das Signal gab, indem er am 23. Oktober populäre Konzerte eröffnete. Der Abbé Duquesnay übernahm es, die zartesten Bedenklichkeiten in einer Ansprache zu beseitigen, die sehr gefiel und sehr beifällig aufgenommen wurde. Darauf intonierte das Orchester die A dur-Symphonie von Beethoven, und als es zum Andante kam, war der Eindruck jener so schmerzvollen, so ergreifenden Melodie auf die ganze Versammlung ein überwältigender. Aller Augen füllten sich mit Thränen, und ich glaube nicht, daß das herrliche Werk des Meisters jemals tiefere Empfindungen erregt hat als an jenem Tage. Alle Saiten unserer Seele klangen in einem Accord zusammen.

Der Direktor der Großen Oper gab alle Sonntage musikalische Soiréen, bei denen er zwischen den schönsten Stücken der Orchestermusik Bruchstücke aus berühmten Opern einschob, und diese Darbietungen wurden von einem sehr zahlreichen und ständigen Publikum besucht. Die Comédie française wurde gleichfalls wieder eröffnet, und zwar unter dem Patronat des Herrn Legouvé, der diese litterarischen Matinéen mit einem Vortrage über die moralische Verpflegung von Paris während der Belagerung einleitete. Diese Vorstellungen hatten ein ganz besonderes Gepräge. Düstere Beleuchtung, ein Publikum aus Nationalgardisten und Frauen in hohen Kleidern; auf der Bühne keine Dekorationen, die Schauspieler fast alle in Straßentoilette; und zwischen Bruchstücken von Dramen des klassischen Repertoirs einige Gelegenheitsoden, die von jungen Dichtern, den Herren Bergerat, Delpit, Abraham Dreyfus improvisiert waren, Banville nicht zu vergessen, der sich ein Vergnügen daraus machte, uns Tag für Tag in der Sprache der Götter unsere Schmerzen, unsere Freuden und die Eigentümlichkeiten unserer verschiedenartigsten Empfindungen darzustellen. In der großen Prosceniumsloge, der früheren kaiserlichen Loge, wohnten in der Genesung begriffene Ver=

wundete der Vorstellung bei, und aller Augen wandten sich gerührt ihnen zu. Man sah fieberbleiche Gesichter, Arme in der Binde, linnenumwickelte Köpfe, und zuweilen einen dunklen Sohn der Wüste, dessen Augen im Finstern funkelten wie die eines Löwen, seines Landsmannes. Und dabei litten und starben einige Schritte davon arme Teufel auf dem Schmerzenslager des Lazaretts. Der Kontrast zwischen jenen weltlichen Vergnügungen und jenen herzzerreißenden Scenen ist vortrefflich von Théophile Gautier in einer Schilderung wiedergegeben worden, die er im „Moniteur“ nach einem Besuch bei den Verwundeten des Théâtre français am Tage einer Vorstellung veröffentlichte:

„Als wir durch den Gang kamen, der von der Bühne zum Zuschauerraum führt, trafen wir zwei Nonnen, zwei barmherzige Schwestern, von denen die eine die andere fragte: „Wo ist denn die Schwester Madeleine?“ — „Im Théâtre des Palais-Royal,“ antwortete die Schwester, der die Frage galt, im natürlichsten Tone von der Welt. Im selben Augenblick, wo jene Schwestern vorübergingen, kam aus dem Foyer der Darsteller des Basile mit seinem langen schwarzen Kleide, seinem weißen Kragen und jenem sonderbaren Hut, den die spanischen Priester noch jetzt tragen. Er drückte sich gegen die Wand und grüßte dabei in der achtungsvollsten Weise. Man spielte einen Akt aus „Figaros Hochzeit.“ Es war der reine Zufall, wie man sich denken kann. Aber würde sich nicht ein Autor, der einen solchen Kontrast wagte, einer Ungeheuerlichkeit schuldig machen? Welch eine Reihe absonderlicher, schwindelerregender Ereignisse mußte vorhergegangen sein, wenn Beaumarchais Basile und richtige Nonnen in einem Gange des Théâtre français zusammentreffen und aneinander vorüberstreifen konnten! Bérangers Lied „die Schauspielerin und die barmherzige Schwester“ fiel uns wieder ein; aber hier steht die Wirklichkeit noch über der Erfindung, denn die Begegnung findet nicht in jener Welt statt. Man kann sich nichts Angemesseneres und Decenteres denken, als den Verkehr zwischen den Schauspielern und den Nonnen. Die Künstlerinnen der Comédie française sind wirkliche Damen, und sie hegen jenen würdigen Jungfrauen gegenüber die Verehrung, die denselben zukommt und die sie so sehr verdienen.... Als wir zurückkehrten, fanden wir unseren Weg nicht wieder. Man hatte Korridore, Gänge, Durchlässe versperrt, um das Lazarett vom Theater abzuschließen, und wir waren genötigt, unseren Weg bei einer Schwester zu erfragen, die uns mit großer

Gefälligkeit zurechtwies und uns bis zur letzten Thür begleitete. Ein Feuilletonist, der durch die Irrgänge des Théâtre français eine brave barmherzige Schwester zur Führerin hat, ist das nicht, wie gewisse Zeitungen sich ausdrücken, „ein Zeichen der Zeit?“

Etwas anderes, noch viel seltsameres, war das Erscheinen der „Châtiments“[1] auf der Bühne. Die „Châtiments!“ Dieses verbotene Buch, das heimlich von Hand zu Hand ging, und das, bei einem Republikaner gefaßt, für den Besitzer zur Anklageschrift wurde, diese furchtbare Satire auf das Kaiserreich, voller persönlicher Angriffe und Schmähungen, die giftigste, die jemals gegen irgend einen Tyrannen geschrieben worden ist. Früher schloß man die Thüren, wenn man sie unter Freunden lesen wollte, jetzt wurden die wirksamsten und leidenschaftlichsten Abschnitte mitten auf dem Theater, in der Porte-Saint-Martin vor 3000 Zuschauern vorgetragen; sie wanderten von dort nach der Comédie française und verbreiteten sich dann über sämtliche Konzerte und Schauspiele, die allerwärts veranstaltet wurden. Also endlich kam Victor Hugos Stunde, nachdem er 18 Jahre darauf gewartet hatte.

Beim ersten Gerücht vom Sturz des Kaiserreichs war er herbeigeeilt: alle Plätze waren besetzt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn es einen gegeben hätte, der noch frei war, er ihn nicht angenommen haben würde, in der Meinung, daß nur der erste seiner würdig sei. Nach dem ersten Lärm einer triumphierenden Heimkehr hatte er größtenteils zurückgezogen gelebt, sich absolut nicht in die Angelegenheiten der Regierung gemischt und für die meisten Kundgebungen seinen Namen verweigert, den man am liebsten an die Spitze derselben gestellt hätte. Er schien aus seiner langen Verbannung keinen anderen Nutzen ernten zu wollen, als das Vergnügen, seine Werke auf dem Theater dargestellt und seine Châtiments öffentlich vorgetragen zu sehen. Es geschah am 3. November, als Berton vor einem begeisterten Publikum jenen wunderbaren Abschnitt von der „Sühne“ vorlas, als Fräulein Favart mit ihrer harmonischen, schwungvollen Stimme „Stella“ recitierte und Coquelin mit seinem schneidenden Organ die „Klagelieder eines Freundes des Bestehenden über einen

---

[1] Les châtiments (die Rügelieder), eine 1853 zu Brüssel erschienene Sammlung von politischen Gedichten aus den Jahren 1848—53, voll der heftigsten Ausfälle gegen Personen und Zustände des zweiten Kaiserreichs.

Unruhstifter" vortrug. Der Erfolg war großartig; man war überrascht und entzückt, mitten auf dem Theater jene Schmähungen zu hören, die durch den schließlichen Ausgang zu Prophezeiungen geworden waren, und die das öffentliche Gewissen erleichterten. Erst als man nachher darüber nachdachte, fühlte man die Unschicklichkeit, die darin lag, Namen von Männern, die nicht zur Stelle waren, um sich verteidigen zu können, und die man als Besiegte gerade vor diesen Beleidigungen zu schützen verpflichtet war, derart unter dem Beifallsjubel der Menge vor die Rampe zu ziehen. Die folgenden Vorstellungen erregten eine weniger lebhafte Begeisterung, und allmählich verschwanden die Châtiments von dem Repertoire. Dafür stieg der Absatz der Ausgabe, die Victor Hugo davon veröffentlichte, sehr bald auf 20,000 Exemplare, und dies zu einer Zeit, wo man sich bedachte, ob man sich eine einfache Zeitung gönnen sollte. Die Schauspiele richteten sich nach dem Schicksal der Belagerung; waren die Nachrichten gut und der Wind stand auf Hoffnung, so waren sie zahlreicher, warfen dagegen schmerzlichere Ereignisse auf unsere Gemüter ihren schwarzen Trauerflor, so wurden sie seltener oder hörten selbst ganz auf.

An Stelle der Theater boten die Klubs der Pariser Bevölkerung eine tägliche Zerstreuung. Über diese wenig respektvolle Gleichstellung werden die Veranstalter öffentlicher Versammlungen und diejenigen von ihren Habitués, die dieselben ernst nahmen, ohne Zweifel empört sein. Ich bitte sie deswegen sehr um Entschuldigung; aber alles, was ich bis auf wenige Ausnahmen davon gesehen habe, schien mir geeigneter, eine angenehme Heiterkeit zu unterhalten, als das Vaterland zu retten. Das ernste Journal des Débats hatte sich eine Art von Specialität daraus gemacht, jeden Morgen die Vorfälle auf diesen Zusammenkünften zu erzählen, und ganz Paris lachte, wenn es diese von Bosheit und Laune funkelnden Berichte las.

Dem Datum nach war der erste dieser Klubs der des „Vaterlandes in Gefahr," wo Blanqui herrschte. Er lag Rue d'Arras, in der Gegend der Place Maubert. Viele andere wurden danach gegründet, und man benannte die einen nach den Vierteln, wo sie tagten, wie den „Klub von Belleville," der seine Sitzungen im Saal Favié hielt, und den der Cour des Miracles; die anderen nach dem Namen des Saales, in dem sie ihr Heim aufschlugen: so den Klub des Elysée Montmartre; den der Mille-et-un-Jeux in der Rue de Lyon; den der Porte-Saint-Martin und Les Folies-Bergère; andere

endlich nach einer Bezeichnung, die ihr politisches Programm ausdrückte, wie den „der Befreiung," der sich im Saal Valentino aufthat; den „des Widerstandes," der den Saal des Alcazars wählte, und endlich den „der Rache," der seine Penaten auf dem Boulevard Rochechouart aufstellte. Wenn man zu dieser Aufzählung die Klubs des Pré-aux-Clercs, des Casino-Cadet der Ecole-de-Médecine, der Porcherons und der Réunion hinzufügt, so hat man die beinahe vollständige Liste der Klubs, die während der Belagerung ein mehr oder weniger blühendes Leben führten: alles in allem höchstens ein Mandel. Wir sind weit ab von 1848, wo Paris 189 Klubs in voller Thätigkeit zählte. Auch die Zahl der Fragen, die man auf die Tagesordnung setzen konnte, war ziemlich beschränkt. Von der Frage der „Commune" zehrte der größte Teil der Klubs einen ganzen Monat lang; aber als sie infolge des verfehlten Streichs vom 31. Oktober in schönster Ordnung begraben worden war, blieben nur noch die „Verteidigung von Paris" und die „Ernährung" zu besprechen; ein magerer Bissen für Versammlungen, die drei Stunden in Anspruch nahmen, und zwar jeden Abend. Die Ereignisse des politischen Lebens waren spärlich und boten den Rednern kaum Stoff. Es kam sehr oft vor, daß der Vorsitzende eine verzweifelte Aufforderung erließ: „Verlangt niemand das Wort?" und der ganze Saal stumm blieb. Die Leute, die sich auf das Reden einließen, hatten nämlich nicht immer leichtes Spiel. Das Publikum hatte allmählich seinen Geschmack gebildet und ertrug die Redner, die es langweilten, mit geringerer Geduld. Es ließ sich nicht mehr so leicht mit tönenden Phrasen abfinden; viele, die anfangs, dank ihrer mächtigen Stimme und einem unversiegbaren Redeschwall, einigen Erfolg gehabt hatten, wurden später ausgepfiffen und verhöhnt; sie ließen sich kaum mehr darauf ein. So habe ich aus Mangel an Rednern einen ernsthaft zu nehmenden Klub, den der Porte-Saint-Martin, der von der liberalen Bürgerpartei gegründet worden war, eingehen sehen. Herr Desmarets war der Führer desselben; neben ihm standen Herr Pressensé, der Pastor; Herr Yung von den Débats, Herr Coquerel, Herr Leberquier, ein hervorragender Advokat, und noch andere. Dieser Klub wurde unter großem Zudrang eröffnet und bestand drei Wochen, wobei er jeden Abend dasselbe Publikum in einem stets gedrängt vollen Saale versammelte. Er hörte eines Tages aus Mangel an Fragen und Rednern auf. Jene Herren wurden es müde, unaufhörlich auf der Bresche zu stehen; das Publikum war schließlich zu anspruchs-

voll geworden und wollte sich nichts mehr bieten lassen, was nicht vernünftig und ordentlich behandelt wurde. Die Erbschaft dieses verblichenen Klubs wurde von dem „der Befreiung“ übernommen, den einige Zeit darauf unser Kollege Vrignaut, der Chefredacteur der Liberté, begründete. Er bewahrte dort dieselben Traditionen der Ehrenhaftigkeit der Gesinnung und des guten Tones in der Sprache: die ersten Sitzungen waren sehr glänzend; aber bald schwand der Zauber, und ich bin zweifelhaft, ob auch er sich auf die Dauer wird aufrecht erhalten können.

Unter allen diesen Klubs hatte der von den Folies-Bergère sein besonderes Gepräge; und das war recht eigentlich der Klub zur Pflege des humoristischen Elements. Da er in einem der mittleren Stadtviertel lag, so gingen eine Menge echte Pariser des Abends hin zum Zeitvertreib und um eine Cigarre zu rauchen, und diese hatten nicht ermangelt, jenen Spottgeist dorthin zu verpflanzen, der den Grundcharakter jedes Boulevardiers bildet. Man zog dort alles ins Lächerliche: es entspannen sich zwischen dem Redner und dem Publikum ganz unglaubliche Zwiegespräche; ich habe dort ganz wunderliche Auftritte erlebt, sowohl ernsthafter wie possenhafter Natur, während der Präsident verzweifelt die Glocke schwang, um die Ordnung wiederherzustellen.

Alle anderen Klubs gehörten, wie man sich denken kann, der radikalen Partei an. Es gab wohl Schattierungen, aber wir unterschieden sie nicht eben genau. Man parodierte dort mit unerschütterlichem Ernst das leidenschaftliche Gebahren von anno 93. Die verrücktesten und drolligsten Anträge wurden hier von Menschen gestellt, die sich wie Tollhäusler gebärdeten, und von der Menge wurden sie mit jubelndem Beifall aufgenommen. Es wäre gefährlich gewesen, eine entgegenstehende Meinung auszusprechen. Man würde aufgegriffen worden sein, wäre wie ein Paket von Hand zu Hand gewandert und vor die Thür gesetzt worden. Alle diese Leute hielten sich für kleine Robespierres und Marats.

Wir befinden uns in dem Saal Favié. Es tritt ein Redner in der Bluse der Nationalgarde mit wildem Bart und drohender Miene auf, er zieht ein Papier aus der Tasche und entfaltet dasselbe. Er fängt an zu lesen: es ist das Todesurteil in contumaciam, das durch den Nachbar-Klub einstimmig über den Verräter Bazaine und seine Mitschuldigen, Canrobert, Leboeuf und Coffinières ausgesprochen worden ist. Der Redner fordert alle Bürger von Belleville auf, dasselbe zu bestätigen. Der ganze Saal erhebt sich, und das Todesurteil wird durch

Akklamation bestätigt. Nun nimmt er nochmals das Wort und fügt hinzu, daß die Bürger aufgefordert würden, das Urteil selbst zu vollstrecken. Dieser Vorschlag erzeugt eine gewisse Abkühlung. Der Redner geht darauf zur socialen und Religionsfrage über und erklärt, der Augenblick sei gekommen, die Theologie und die Metaphysik durch die Geologie und die Sociologie zu ersetzen; und indem er sich allmählich von der Gewalt des Unwillens hinreißen läßt, schlägt er mit der Faust auf den Tisch und ruft aus: „Bürger, ich fürchte nicht den Blitz; ich hasse den Gott, den elenden Gott der Priester, und ich möchte gleich den Titanen den Himmel ersteigen, um ihn zu erdolchen.“ Dieses zweite Todesurteil hatte etwas geringeren Erfolg als das erste; einige Getreue schrien jedoch Beifall. „Dazu wäre ein Ballon nötig!“ ruft eine spöttische Stimme. Die Frauen sahen sich verstört an. Nach diesem titanenmäßigen Aufstieg tritt der Redner ab, um unter den Kriegsbataillonen der Nationalgarde zu verschwinden.

Dieser aufs Geratewohl unter so viel anderen herausgegriffene Auftritt dürfte einen Begriff von den Thorheiten geben, die in den Klubs mit geläufiger Zunge vorgebracht wurden. Ich möchte sie nicht zu strenge verurteilen, denn ich habe diese Versammlungen nicht genau genug verfolgt: ich habe nur zwei bis drei solcher Sitzungen aus Neugier beigewohnt und kenne sie nur aus den geistvollen Berichten der „Débats,“ die sich über sie lustig machten. Wenn es jedoch erlaubt ist, einen Baum nach seinen Früchten zu beurteilen, so will es mir scheinen, als hätten die revolutionären Klubs nicht den geringsten richtigen Gedanken in Umlauf gesetzt, als hätten sie auf die Gemüter keinen wirklichen Einfluß geübt und in keiner Weise die Zwecke der Verteidigung gefördert. Sie haben mehr Lärm gemacht als Arbeit verrichtet. Übrigens war auch die Partei, deren Organ sie bildeten, viel weniger zahlreich, als das Publikum in seinen Schreckenanfällen meinte. Und hierfür mag als Beweis dienen, daß die Patrie en danger, die Zeitung Blanquis, aus Mangel an Käufern eingehen mußte.

Da Paris stets die Stadt der Überschwenglichkeiten sein muß, so wurde auch ein Frauenklub gegründet, wo die Männer nur als Zuschauer Einlaß fanden. Der Vorsitzende war eine Vorsitzende, die Beisitzer Beisitzerinnen. Ich weiß nicht, ob er mehrere Sitzungen hielt. Der Bericht über die im Laufe des Oktober im Gymnasium Triat abgehaltene ergötzte ganz Paris. Der Bürger Jules Allix, Sekretär jenes Damen-Komitees, ver-

teidigte hier zwei Anträge: der erste bestand darin, daß die Frauen bewaffnet werden sollten, um auf die Wälle zu gehen; der zweite, daß sie aufgefordert würden, ihre Ehre den Feinden gegenüber zu verteidigen und — auf welche Weise? Hier machte der Redner eine geschickte Pause und fuhr dann mit starker Stimme fort: mittels Preußisch-blau-Säure.[1] Preußisch-blau-Säure! Der Bürger Jules Allix giebt jetzt mit feinem Lächeln zu verstehen, wie merkwürdig es doch sei, daß die Preußischblau-Säure dazu dienen könne, die Preußen zu töten. Dann beginnt er die Beschreibung eines Apparates, mit dem es ein Leichtes sein wird, alle Preußen zu töten, die in Paris eindringen sollten. Der Erfinder hätte diesen Apparat „den Finger Gottes" genannt! Aber der Bürger Jules Allix meint, es wäre besser, ihn den „preußisch-blauen Finger" zu nennen. Er besteht in einer Art Fingerhut aus Kautschuk, den die Frauen sich an den Finger stecken. Am Ende dieses Fingerhutes befindet sich ein kleines Röhrchen, das Preußischblau-Säure enthält. Der Preuße nähert sich, du streckst die Hand aus, du stichst ihn, tot ist er. Kommen mehrere Preußen, aus deren Händen die Frau sonst nur entweder wahnsinnig oder tot gekommen wäre, so wird diejenige, die den preußisch-blauen Finger besitzt, sie stechen; sie bleibt ruhig und unberührt und hat dabei eine Corona von Toten um sich herum. So spricht der Bürger Jules Allix, und die Frauen vergießen Thränen der Rührung, während die Männer vor Lachen bersten wollen. Man geht nun zur Kleidungsfrage über, und der Bürger Jules Allix will wieder das Wort ergreifen, um die Vorteile des hygienischen Gürtels auseinanderzusetzen, als eine Stimme bemerkt, daß der Bürger Jules Allix in seiner Eigenschaft als Mann aus dem Vorstande ausgeschlossen werden sollte. Der Bürger Jules Allix interpelliert den Inhaber jener Stimme und fordert ihn auf, sich zu erkennen zu geben. Der Inhaber der Stimme ist ein sechs Fuß hoher Nationalgardist, der mit einem Sprung auf der Tribüne steht. Bei seinem Anblick bricht ein furchtbarer Tumult aus: Vorsitzende, Beisitzerinnen und der ganze Chorus stürzen sich auf ihn los, kneifen ihn und kratzen ihn, sodaß er nur ganz zerfetzt aus ihren Händen entkommen kann.... Diese Ausschreitungen, die sich infolge großer politischer und socialer Erschütterungen fast überall zeigen, wollen wir jedoch nicht der Pariser Bevölkerung in Rechnung stellen.

[1] acide prussique, also eigentlich Blausäure.

Eine andere Überschwenglichkeit, welche die öffentliche Meinung ernsthafter beschäftigte, war der von einigen Maires gegen die Christusbilder und gegen die Schulen der „Christlichen Brüder" unternommene Kreuzzug; die ersteren ließen sie aus den Lazaretten entfernen, die letzteren ließen sie schließen. Herr Mottu, der Maire des 11. Arrondissements, hat seinem Namen durch dieses Verfahren eine traurige Berühmtheit verschafft. Die Frage wurde leidenschaftlich in den Klubs verhandelt und gab zu unzähligen Zeitungsartikeln Anlaß. Die Behörde gab Herrn Mottu unrecht und setzte denselben ab. Sie folgte darin nur dem Zuge der öffentlichen Meinung, die sich energisch gegen jenes mindestens unangebrachte Verfahren ausgesprochen hatte. Es blieb von dieser ganzen Agitation nichts übrig; der Unterricht wurde wie gewöhnlich, sowohl bei den Brüdern, wie bei den Schwestern und auch in den Lyceen wieder aufgenommen; Herr Jules Simon, der Minister des öffentlichen Unterrichts, erließ ein schönes Rundschreiben, in dem er erklärte, daß Erziehung und Wissenschaft nicht unter den nichtigen Stürmen der Politik leiden sollten, und demzufolge verfügte er, daß das Institut eins seiner Mitglieder, das beauftragt war, die in Algier sichtbare totale Sonnenfinsternis zu beobachten, im Ballon ausschicken möchte. Der Gelehrte reiste auch ab; aber wir glauben, der Ballon, in dem er sich einschiffte, war gerade derjenige, den uns später eine englische Zeitung als im Ocean verunglückt gemeldet hat.

2.

In dieser Zeit wurde auch die Einrichtung der Post definitiv geregelt. Unsere Briefe wurden im Ballon abgesendet und uns die leider allzu seltenen und zu kurzen Antworten durch einen Brieftauben-Dienst übermittelt. Die Regierung richtete eine große Ballonfabrik ein, um einen solchen stets zum Aufsteigen bereit zu haben, sobald der Wind günstig wäre. In der ersten Zeit der Belagerung stiegen diese Ballons am Tage auf, aber bald bemerkte man, daß die von der Abgangszeit benachrichtigten Preußen ihren Flug belauerten und Brandraketen oder Kugeln aus weittragenden Gewehren, sogenannten Wallbüchsen, nach den Ballons schossen. So entschloß man sich denn, sie nur noch des Nachts steigen zu lassen. Die Ballons wurden fast immer auf einem Bahnhof gefüllt und gingen von dort ab: auf dem Nordbahnhof oder dem Orléaner Bahnhof. Wer einem solchen Schauspiel beigewohnt hat, wird es in seinem ganzen Leben nicht vergessen. Mitten in

einem weiten Hofe schwankt der halbgefüllte Ballon unter dem Druck des Windes; er besteht aus gelbem Taffet, und die Blendlaternen der Lokomotiven werfen phantastische Lichter auf den Weg. Ringsumher in der Dunkelheit bewegen sich Leute hin und her, die man für Dämonen halten könnte, welche bei irgend einer infernalischen Arbeit eifrig beschäftigt sind. In einer Ecke steht Herr Rampont, der Oberpostdirektor, und zieht seine Uhr, prüft mit sorglicher Miene den Wind und scheint den Luftschiffer, Herrn Godard, mit dem er in leisem Gespräch begriffen ist, um Rat zu fragen. Augenscheinlich ist Gefahr vorhanden, drei Männer sollen aufsteigen; dabei ein Reisender, dessen Name geheim gehalten wird. Er ist in Pelze gehüllt; unruhig und bleich geht er auf und ab und bemüht sich, wenn er sich beobachtet glaubt, eine sichere Haltung anzunehmen. Dann ein Seemann, der unbefangen seine Pfeife raucht; man fühlt, er wird mit demselben gleichmütigen und entschlossenen Sinn in die Gondel steigen, mit dem er an Bord eines geenterten Schiffes springt. Das ist Sache des Dienstes. Endlich ein Postbeamter, der sehr beschäftigt ist, denn der Wagen mit den Drucksachen ist eben eingetroffen; er trägt nun die kostbaren Beutel heran und verteilt sie um die Gondel. Fünf kleine Käfige langen an, die sechsunddreißig Tauben enthalten; reizende Tauben, schwarze, weiße, goldige, Tauben mit kriegerischen Namen wie „Gladiator, Vermouth, Tochter der Lüfte.“ Der Eigentümer bringt sie selbst und überwacht ihre Einschiffung. Im Moment der Abreise zeigt es sich, daß niemand von den Reisenden an Mundvorrat gedacht hat; man läuft; man sucht in den Taschen und bringt schließlich drei Semmeln, zwei Tafeln Chokolade und eine Flasche Wein zusammen. Diese Verzögerung hat ihre gute Seite gehabt. Ganz atemlos erscheint ein Adjutant: „Eine Depesche des Gouverneurs!“ Der Luftschiffer nimmt sie in Empfang; die Gondel wird angehängt und man hört den Kommandoruf: „Alles loslassen!“ Der Ballon macht einen Sprung, er beugt sich unter der Gewalt des Windes, der ihn heftig niederdrückt. Das giebt eine Sekunde unaussprechlicher Aufregung. Mit verhaltenem Atem stehen wir alle da, die Blicke auf die schwarze Masse geheftet, die sich in furchtbaren Zuckungen hin und her wendet. Wird sie zerschellen? Nein, sie steigt in die Höhe, und kaum ist der Ballon über das Glasdach des Bahnhofes hinaus, als er auch schon in der Nacht verschwindet, er verschmilzt sozusagen im dunkeln Nebel. — „Adieu! adieu!“ rufen uns die Reisenden zu, und

wir antworten ihnen unter Hüteschwenken mit Wünschen für eine glückliche Reise. — „Hoch lebe Frankreich!"

Die Tauben, die sie mit sich führen, werden bald zu uns zurückkehren, wenn die Kälte, der Nebel, der Habicht oder eine preußische Kugel nicht ihren Flug unterwegs stören. Jede von ihnen wird ein mit drei Fäden an eine ihrer Schwanzfedern gebundenes leichtes Röhrchen mitbringen, in dem sich ein kleines zusammengerolltes viereckiges Blättchen Papier von vierzig Millimetern Länge und dreißig Millimetern Breite befinden wird. Es ist dies der auf photographischem Wege hergestellte mikroskopische Abzug eines gewöhnlichen Drucksatzes. Dieses kleine, kaum mit einer sehr starken Lupe lesbare Blatt hat einigermaßen Ähnlichkeit mit einer Zeitung in vier Spalten. Die zur Linken enthält ausschließlich die folgende Angabe:

Depeschendienst durch Brieftauben.
Steenackers an Mercadier, 103, Rue de Grenelle.

Die drei übrigen Spalten enthalten auf der Vorder- wie auf der Rückseite den Abdruck von Depeschen, eine hinter der anderen, ohne freie Stellen oder Zwischenräume. Einige von diesen Depeschen sind amtlich, andere sind privaten Ursprungs, O wieviel Trost und Freude haben sie uns gebracht! Wieviel Hundert-Sousstücke und Louisdors sind in die Hände der Briefträger geglitten, die uns die so sehnlich erwartete Depesche brachten! Und mit welch zarter Aufmerksamkeit wurden jene Tauben überhäuft! Wenn zufällig eine von ihnen, kraftlos, von Regen triefend, auf einen Gesimsrand niederfiel, mit wie begierigen Augen verfolgte da die schnell zusammengeströmte Menge jede ihrer Bewegungen. Wie alle Hände sich ihr entgegenstreckten, um ihr das Brot oder die Hirse hinzuhalten, die sie anlocken sollte! Und was gab es für einen Freudenschrei, wenn sie ihren Flug direkt nach ihrem Taubenschlag richtete! Es konnte nicht ausbleiben, daß man sie poetisch verherrlichte. Eugène Manuel verfaßte auf sie eine nette Dichtung, die im Théâtre français vorgetragen wurde, und Paul de Saint-Victor feierte sie in Prosa mit mehr Poesie, als es die Verse des Dichters der „Arbeiter" vermocht hatten. Die Stelle ist zu hübsch, als daß sie nicht vollständig hier wiedergegeben werden sollte:

„Es sind die Tauben jener ungeheueren Arche, umspült von Blutwellen und Feuergarben. Die zarte Spirale ihres Fluges zeichnet im Luftkreis den Regenbogen ab, der das Ende des Gewittersturmes verkündet. Das Herz des Vaterlandes pocht

unter ihren kleinen Flügeln. Wieviel Thränen und Küsse, wieviel Tröstungen und Hoffnungen entfallen ihrem Gefieder, durchnäßt von Schnee oder vom Raubvogel zerzaust! Wenn sie zu ihrem Nest heimkehren, bringen sie auch für tausend menschliche Heimstätten Hoffnung, Ermutigung und neues Leben mit. Mehr als jemals sind sie heute, und im ernstesten Sinne des Wortes, die Vögel der Liebe. — Wie die Störche der nordischen Städte, wie die Tauben Venedigs verdienten auch sie heilige Vögel zu werden. Paris müßte die junge Brut ihres Schlages sammeln und sie unter dem Dache eines seiner Tempel bergen und nähren. Ihre Rasse würde die poetische Überlieferung sein jener großen, einzig in der Geschichte dastehenden Belagerung. Wenn ihre Futter suchenden Schwärme dann unsere Straßen, unsere Gärten belebten, würden sie eine Erinnerung für uns sein, daß es einen Tag gab, wo alle Herzen dieser großen Stadt vertrauensvoll an den Flügeln einer Taube hingen. Eine pietätvolle Verehrung würde die heiligen Vögel schützen. — Venedig, das während seiner langen Belagerung viel mehr ausgehungert war als Paris, duldete nicht, daß sich jemand an den Tauben von San Marco vergriff. Das Korn mangelte, man kämpfte um ein Stück Brot, aber den Tauben fehlte ihre Nahrung auch nicht einen Tag. Das vor Hunger sterbende Venedig streute ihnen die letzten Körner seiner leeren Magazine hin.

Erzählt ihnen unser Elend, ihr Winde!
Ihr Vögel, bringt ihnen den Liebesgruß!

rufen die Verbannten in Victor Hugos Liede. Dieses Bild des Dichters ist heute lebendige, schöne Wirklichkeit geworden. Es sind die Winde, die Frankreich die Leiden und Hoffnungen von Paris erzählen; und Vögel sind es, die den Lieben in der Ferne seinen Liebesgruß bringen."

3.

Das waren unsere Sorgen, unsere Trauer und unsere Freuden zu jener Zeit der Belagerung. Es waren kaum drei Monate seit Beginn des Krieges verflossen und schon erschien uns das Kaiserreich mit seinen schmachvollen Zuständen in wunderbare Ferne entrückt. Wir dachten kaum mehr an das gestürzte Kaiserreich als an Nebukadnezars Verwandlung in ein Tier, oder Pharaos und seines ganzen Heeres Untergang im Roten Meere. Es war uns aus dem Gedächtnis entschwunden, und der beste Beweis für dieses schmachvolle Ver-

gessen liegt in dem geringen Erfolge seiner letzten „Fascikel.“ Nach Proklamierung der Republik, schon am folgenden Tage, hatte die neue Regierung beschlossen, in kleinen Broschüren, die den Namen „Fascikel“ erhielten, die in den Tuilerien vorgefundenen Papiere zu veröffentlichen, um die Schäden dieser verrotteten Regierung klarzulegen und ihre Machinationen aufzudecken. Die ersten Hefte waren im Nu vergriffen und machten ungeheueres Aufsehen. Es lag eine Art Racheburst in der Neugier, die sie erregten. Man war entzückt in die Geheimnisse solcher Sittenverderbnis eindringen zu können, die dichten Schleier zu lüften, welche bis dahin diese Ärgernisse verhüllt hatten. So ergötzten die Briefe des Exkaisers an Marguerite Bollanger, eine berühmte Courtisane, und die Antworten der Courtisane an den Kaiser das ganze Pariser Publikum. Es kam darin die Geschichte von einem untergeschobenen Kinde vor, und wer weiß was sonst noch für abscheuliche Enthüllungen, bei denen der erste Präsident des Kassationshofes keine sehr würdige Rolle gespielt zu haben schien. Unsere Bosheit weidete sich mit Lust an diesen schmachvollen Dingen. Man las auch begierig die Briefe, die alle Zweifel beseitigten über das, was wir nur geargwöhnt hatten: daß nämlich der mexikanische Krieg nur unternommen worden war, um dem Herzog von Morny Gelegenheit zu geben, einige Millionen Entschädigungsgelder einzustecken, die mit dem Abenteurer Jecker abgekartet waren. Aus anderen erfuhren wir auch, daß Napoleon ganz genau über die ungeheueren Streitkräfte unterrichtet worden war, über die Deutschland verfügte, sodaß seine unsinnige Kriegserklärung also nicht einmal in der Verblendung eine Entschuldigung fand. Allmählich erregten die einander folgenden Veröffentlichungen eine weniger lebhafte Neugier, obgleich sie ein beinahe gleiches Interesse boten. Aber jeder Tag, der uns weiter von dieser Zeit der Schande entfernte, zählte für uns gleich einem Jahrhundert. Und als gemein denkende Schlauköpfe diese anrüchigen Dinge zu Karikaturen benutzten und ihre cynischen Erzeugnisse in den besuchtesten Passagen auslegten, und an den Eingängen der Boulevards riefen: „Frau Bonaparte, ihre Verbrecher und ihre Liebhaber,“ als man an den Schaufenstern der Buchhändler jene widerwärtigen Portraits der Männer des zweiten Kaiserreiches sah, bei denen der eine als Wolf, der andere als Makrele,[1] ein dritter als Esel oder als Schwein dargestellt

[1] maquereau, auch Zuhälter.

war, da machte sich ein allgemeiner Ekel bemerkbar und die Zeitungen, indem sie dem öffentlichen Widerwillen Ausdruck gaben, verlangten, daß diese Ausstellungen unterdrückt werden müßten, da sie noch anstößiger wären als die Skandale selbst, die sie zu geißeln vorgäben.

Die durch Unglücksfälle so mannigfacher Art geläuterten Gemüter vermochten nicht, die unwürdigen Schauspiele länger zu ertragen. Wir wurden besser, und wir werden alsbald den Geist der Pariser sich noch höher aufschwingen sehen und den schrecklichen Ereignissen gewachsen finden, die wir noch zu erzählen haben.

Achtes Kapitel.

Die Provinz hat sich erhoben. — Schlachten vor Paris. — Die Beschießung soll beginnen.

Man erinnert sich wohl jener Sagen aus der Vergangenheit, die uns den Wächter auf der Zinne vorführen, wie er in die Ferne späht, ob nicht das Hilfsheer erscheine, um die eingeschlossene Stadt zu entsetzen. Eine ungeheuere Menschenmenge hat sich unten am Turme versammelt und fragt den Wächter von Zeit zu Zeit, ob er nichts herannahen sähe. Man gerät in Verzweiflung, man weint, und schon steht es unabwendbar vor aller Augen, daß man sich ergeben müsse, als plötzlich der Mann auf dem Turme einen lauten Schrei ausstößt: „Ich bemerke dort unten, ganz fern in der Ebene eine ungeheuere Staubwolke, die näher kommt. Dazwischen blinkt der Stahl der Lanzen und das Erz der Helme . . .“ und die ganze Bevölkerung beantwortet diese gute Nachricht durch einen langen freudigen Zuruf. Man umarmt sich, man schwört, lieber gemeinsam zu sterben als sich zu ergeben. Das Vertrauen und die Freude sind wiedergekehrt, und mit ihnen der Mut und der unerschütterliche Entschluß, bis zum Ende auszuhalten.

Diese Legende aus dem Jahrhundert Attilas ist unsere Geschichte, und vielleicht ist es auch die Geschichte aller belagerten Städte. Es war am 15. November, als uns durch Taubenpost eine Depesche zukam, die uns mitteilte, daß eine Armee unter dem Kommando von Aurelle de Paladines die Preußen von Orleans zurückgedrängt und diese Stadt wieder in Besitz genommen habe. Nein — nichts kann einen Begriff

von der Aufregung geben, die sich bei dieser unerwarteten Nachricht über die ganze Stadt verbreitete. So war es also doch wahr! Diese Provinz, die man für uneinig, gleichgiltig, vielleicht für feindlich gehalten, hatte durch eine ruhmwürdige Anstrengung eine Armee zusammengebracht, eine wirkliche Armee, die imstande war, es mit den Preußen aufzunehmen, sie sogar zu schlagen, und diese Armee stand — kaum 25 Lieues von uns — im Rücken des Feindes. Die Stunde der Befreiung hatte geschlagen!

Diejenigen, welche nicht die wunderbare Schnellkraft des Charakters der Pariser kennen, die nicht beobachtet haben, mit welcher Geschmeidigkeit er von der tiefsten Niedergeschlagenheit zu den Ausbrüchen der lebhaftesten Schwärmerei emporschnellt, sie werden den wunderbaren Umschwung nicht begreifen können, der in diesem Augenblick sich in allen Gemütern vollzog. Alles war vergessen, Mißtrauen, Elend, Haß und Verzweiflung.

Die Taube, welche uns diese Nachricht brachte, erschien uns wie die Taube Noahs aus der Arche, — die uns im Schnabel den Ölzweig der Hoffnung gebracht. In aller Herzen erglänzte der Regenbogen des Sieges. Der Name Aurelle de Paladines, der bisher vollständig unbekannt gewesen war und alsbald wieder in Vergessenheit zurücksinken sollte, wurde plötzlich berühmt. Alle Zeitungen machten ihn um die Wette zum großen Manne. Sie schilderten seinen unbeugsamen Sinn für die Disciplin, seine Organisationsgabe, seine Geschicklichkeit als Taktiker. Sie unterließen nicht, malerisch zu schildern, wie eine Kugel, die man ihm nicht aus dem Hirn hatte entfernen können, wo sie sich festgesetzt hatte, ihm zuweilen im Kopfe umherrolle und seiner Physiognomie einen abschreckenden Ausdruck verleihe. Er war ein großer Kriegsmann, ein Held, der verheißene Erretter. Man berechnete schon, wieviel Schlachttage er gebrauchen würde, um uns die Hand zu reichen; und alle bezeichneten wir, über die Karte gebeugt und mit Nadeln mit rotem Knopf bewaffnet, im voraus seine Etappen. Wir flogen von Sieg zu Sieg. Das Vertrauen war so fest, daß wir alle am folgenden Morgen eine Art Enttäuschung empfanden, als wir unsere Zeitung zur Hand nahmen und darin keine Mitteilung eines neuen Erfolges fanden.

Na, aber was treibt denn nur Aurelle de Paladines?

Wir fanden, daß er nicht schnell genug vorging. Aus Mangel an Tauben schossen die Enten scharenweise auf die

Boulevards nieder: Amiens ist wiedergenommen . . Chartres gleichfalls . . . . Etampes ist nahe daran . . . es ist schon geschehen — Aber wirklich! Etampes? — Wie ich Ihnen sage. — Und woher wissen Sie das? — Durch einen Bauer, der durch die feindlichen Linien gelangt und in einem Wirtshaus in Montrouge eingekehrt ist. Dort hat er Soldaten getroffen, denen er das Ereignis erzählt hat. — Und was ist aus diesem Bauer geworden? — Man sucht ihn.

Zu sagen, daß man ihn nicht fand, wäre überflüssig. Wieviel phantastische Bauern, unwahrscheinliche Briefträger, sagenhafte Wildschützen während dieser Belagerung vorgekommen sind, welche die unsinnigsten Gerüchte verbreitet haben, das ist ganz unglaublich. Der „Charivari“ hatte sich damit belustigt, eine humoristische Studie über „den Mann, der durch die feindlichen Linien gekommen ist,“ zu verfassen. Der „Officiel“ antwortete auf alle Aufforderungen, die er erhielt, sich über alle diese Gerüchte zu erklären, stets, er wisse weiter nichts als was er veröffentlicht habe; sobald er eine Nachricht erhielte, mache er sie bekannt, und verschweige dabei weiter nichts als was die Zwecke der Verteidigung gefährden könne. Aber wenn die Einbildungskraft der Erzähler von Neuigkeiten einmal auf einen Weg gelenkt ist, dann bleibt sie nicht so leicht stehen. Sie gewann die Siege mit derselben Eile, mit der früher eine Niederlage auf die andere über sie kam.

Einige Leute waren unerschütterlich in dem Glauben, daß noch nicht jede Hoffnung auf einen Waffenstillstand aufzugeben sei, sie wiederholten eines Tages fortwährerd, Herr Thiers hätte das preußische Hauptquartier nicht verlassen; dann wieder, Lord Lyons hätte die von England abgebrochenen Unterhandlungen wieder aufgenommen. Dieses Gerede, das in der vergangenen Woche Paris in tiefe Aufregung versetzt hätte, ging aber fast unbemerkt vorüber. Der Wind hatte sich gedreht. Ein Waffenstillstand! wozu einen Waffenstillstand abschließen? wer hat jemals an einen Waffenstillstand gedacht? Das ist wirklich zum Lachen! Den Krieg bis aufs Messer, das ist die Losung! Das ist die seltsame Beweglichkeit des Parisers, und sein Eifer, sich durch einen ungestümen, plötzlichen Drang zu jedem Extrem hinreißen zu lassen.

So war denn, wie am Tage nach der Zusammenkunft von Ferrières, alle Welt noch einmal darüber einig, den Kampf wieder aufzunehmen. Allgemein war das Vertrauen und der frohe Mut zurückgekehrt! Man war so glücklich, daß man endlich, wenn auch von ferne, das Herz der Provinz wieder

schlagen gehört hatte! War doch diese Provinz, wie man sagen muß, mehr als Paris für den schrecklichen Krieg verantwortlich, den wir durchzumachen hatten. Sie hatte zweimal dafür gestimmt: das erste Mal, indem sie uns eine erdrückende Majorität zu Gunsten des kaiserlichen Plebiscits gesandt, und so, trotz Paris und der Pariser, der Regierung, welche die mexikanische Expedition unternommen, von neuem carte blanche gegeben hatte; und das zweite Mal mittelbar durch ihre Abgeordneten, als diese die Stimme der Vertreter von Paris erstickt hatten, welche verlangten, man solle sich wenigstens vierundzwanzig Stunden Zeit zum Überlegen nehmen, bevor man Frankreich in ein Abenteuer verwickle, viel gefährlicher als alle anderen. Es war also nur in der Ordnung, wenn sie uns zu Hilfe kam, daß sie ihr altes Mißtrauen gegen die Hauptstadt ablegte und nicht ein jeder in seinem Winkelchen verschanzt blieb mit der egoistischen Ermutigung: „Hilf dir heraus, wenn du kannst!“ .... Nein, die Provinz wird sich niemals vorstellen, wie sehr wir uns ihr verpflichtet fühlten, daß sie ihre Pflicht anders aufgefaßt hatte. Nicht nur eine patriotische Dankbarkeit empfanden wir damals, nein, vielmehr das Vergnügen, die Verpflichtungen würdig erfüllen zu sehen, die sie sich selbst auferlegt hatte. Gerettet zu sein, das war schon viel; aber nun erst durch sie gerettet zu sein, die wir zu unserem Kummer der Undankbarkeit hatten zeihen müssen! So fand sich denn ganz Frankreich wieder zusammen, und über die preußischen Linien hinüber sendeten Paris und die Provinz, nachdem sie so lange voneinander geschieden gewesen waren, einander herzliche Grüße und einen Wink der Ermutigung zu.

Durch die ganze Bevölkerung ging nur ein Ruf: sie kommen zu uns; laßt uns zu ihnen gehen. Man muß durchaus einen Ausfall machen. Vorwärts! wir sind unser viermalhunderttausend, und viermalhunderttausend Mann kommen immer durch! So sagte die große Menge, aber nichtsdestoweniger zauderte Herr Trochu. Dieser ehrenwerte Soldat ließ sich nicht mit Worten abfinden. Er wußte ganz gut, daß viermalhunderttausend Mann noch nicht 400,000 Soldaten bedeuten, und daß der entschiedenste Patriotismus nicht genügt, um gute Truppen zu schaffen. Diejenigen, auf die man am sichersten zählen konnte, die Seesoldaten, waren nicht eben zahlreich, und man mußte ihrer mehrere für die Forts zurückbehalten, denen sie als Artilleristen dienten. Die Mobilgarde bestand aus sehr verschiedenen Elementen. Ohne Zweifel konnte man darauf rechnen, daß sie tüchtig ins Zeug gehen würde, alle Mann=

schaften, aus denen sie bestand, mochten sie kommen woher sie wollten, hatten keinen sehnlicheren Wunsch, als der Sache ein Ende zu machen. Aber sie waren nicht alle gleich geübt und in den Bewegungen geschult. Mochte es nun Lässigkeit in der Oberleitung, mochte es Hang zur Disciplinlosigkeit bei den Offizieren sein, die ihr Handwerk nicht verstanden oder sich nicht die Mühe gaben, es auszuüben — jedenfalls hatten jene 100,000 jungen Leute, so tapfer jeder einzelne für sich auch sein mochte, sich nicht zu einer kriegstüchtigen Armee verschmolzen, wo jeder Soldat den Ellbogen des Nachbars fühlt, wo jedes Bataillon Vertrauen zu dem voranschreitenden und dem nachfolgenden hegt, wo alle, von derselben Zuversicht und demselben Eifer beseelt, blind dem Befehlshaber folgen, der sie zum Kampfe führt. Sie schätzten ihre Generale; aber diese Herren besaßen nicht jenen Schwung des Geistes, wie er der Menge gefällt und sie fortreißt. Sie fanden nicht im gegebenen Augenblick das anregende Wort, vielmehr waren sie in der Wahl desselben oft unglücklich. Die Berichte, in denen man jeden Tag dem Publikum mitteilte, was über Nacht vorgefallen war, waren in einem traurigen Stil abgefaßt. Es war ein im Lager gebräuchlicher Scherz, wenn man von Herrn Trochu und seinem Stabschef, Herrn Schmitz, sprach, den einen den General „De Profundis"[1] und den Oberst „Contreordre" zu nennen. Diese beiden Spitznamen sagen über den Zustand der Mobilgarde mehr als alle Betrachtungen aller Welt. Sie wurde weder mit jener heroischen Freudigkeit befehligt, die fröhliche Hingebung entflammt, noch mit jener Genauigkeit und Festigkeit der Disciplin, die Vertrauen einflößt. Sie hatte zu Oberbefehlshabern brave Leute, die fest entschlossen waren, vollauf ihre Pflicht zu thun, die aber die Gefahren der Lage in ihrem ganzen Umfange vor sich sahen und dabei nicht sahen, daß es möglich war, dieselben zu überwinden; zu Offizieren Männer, die entweder wenig verstanden oder der Sache überdrüssig waren. Selbstverständlich spreche ich im allgemeinen; denn ich habe das Vergnügen gehabt, in Paris zahlreiche, von Begeisterung erfüllte junge Leute kennen zu lernen, die von Vaterlandsliebe beseelt waren und es verstanden, ihren Leuten von dem Feuer mitzuteilen, das sie durchglühte. Sie bildeten jedoch die Ausnahme; freilich hätte es nur eines Schimmers von Erfolg bedurft, um die anderen umzuwandeln und denselben Eifer auch bei ihnen anzufachen.

---

[1] De profundis, Totengebet der katholischen Kirche.

Die Nationalgarde war zu jener Zeit noch weiter nichts als ein lärmendes Chaos von Leuten mit gutem Willen, den die Unordnung nutzlos machte. Hätte vom ersten Tage der Belagerung an ein hervorragender Organisator aus dieser Menge die Männer von 25 bis 35 Jahren, verheiratete oder unverheiratete, herausgenommen, wozu ein auf ganz Frankreich anwendbares Dekret ihm das Recht gab, sie ausgerüstet, geschult und zu Truppenkörpern vereinigt, so hätte er eine vorzügliche Armee aus ihnen schaffen können. Die anderen hätte man dann für den wenig anstrengenden Dienst auf den Wällen und an den Thoren behalten, dem sie sich, wie dies auch der Fall war, mit niemals sich verleugnender Hingebung unterzogen hätten. Aber lohnte es sich wohl, jung, unterrichtet zu sein, entschlossen zu jeder That, um zwei- bis dreimal die Woche mit dem Gewehr im Arm auf einer Bastion spazieren zu gehen, die niemand angriff? Die Zeitungen hörten nicht auf, dem General Trochu täglich mit der größten Dringlichkeit die Mahnung zu wiederholen: Mache aus der Nationalgarde was du willst, aber mache etwas aus ihr. Läßt du in demselben ungeheueren Haufen Junge und Alte, ausgediente Soldaten und behäbige Bürger zusammen, unter Führern, die sie sich auf gut Glück gewählt haben, dann wirst du niemals etwas anderes als einen Heerhaufen unter den Händen haben, aber kein Heer, einen Trupp aber keine Truppe.

Weshalb zögerte der General Trochu so lange, über diese Frage einen Entschluß zu fassen? Meinte er, weil er nicht an die Möglichkeit glaubte, die Belagerung in die Länge zu ziehen, daß es ihm überhaupt an Zeit fehlen würde, die Nationalgarde zu organisieren? Setzte er in seiner Eigenschaft als alter Soldat nur ein mittelmäßiges Vertrauen in die Leistungen, die man von ihr erwarten konnte, selbst nachdem man sie neu gebildet hätte? Oder lag es nicht vielmehr daran, daß er seiner geistigen Anlage nach schwer zu einem Entschluß kommen konnte, daß er nicht imstande war, nach mehreren Seiten hin eine lebhafte Thätigkeit zu entfalten? oder daß er es nicht liebte, eine Sache früher in Angriff zu nehmen, bevor er mit der fertig war, die ihn gerade beschäftigte? Keine von diesen Annahmen ist ausgeschlossen, und vielleicht sind sie alle in gleichem Grade berechtigt.

Die Mehrzahl der Maßregeln, die während dieser Blockade von der Behörde getroffen wurden, geschahen unter dem unwiderstehlichen Druck der öffentlichen Meinung. Während es in einer belagerten Stadt gewöhnlich der Kommandant ist,

der die Civilbevölkerung anregt und fortreißt, war es hier umgekehrt das Volk, das mit einer stets wachsenden Energie den kommandierenden General zum Handeln drängte. Die Verfügung über die Errichtung von aus der Nationalgarde zu entnehmenden Kriegscompagnien erschien endlich am 9. November, mehr als fünfzig Tage nach Ankunft der Preußen vor Paris. Sie war so schlecht abgefaßt, daß niemand etwas davon begriff. Man mußte sie durch Rundschreiben erklären, und dann wurden die Offiziere beauftragt, die Rundschreiben zu erläutern, die nicht viel verständlicher waren als die Verfügung selbst. Ein Wirrwarr von Gedanken, ein Wirrwarr von Stil.

Diese Verfügung schuf keine neuen Bataillone; sie reorganisierte die schon bestehenden, indem sie eine neue Einteilung bei ihnen einführte. Jedes Bataillon bestand, je nach seiner Stärke, aus acht bis zehn Compagnien; die neue Verfügung ordnete bei denselben die Bildung von vier Compagnien, „Kriegscompagnien“ genannt, an, die man folgendermaßen zusammensetzte. Man nahm erstens die Freiwilligen jeden Alters; zweitens die Junggesellen oder kinderlosen Witwer von 20 bis 35 Jahren; drittens die Junggesellen oder kinderlosen Witwer von 35 bis 45 Jahren; viertens die Verheirateten oder Familienväter von 20 bis 35 Jahren; fünftens die Verheirateten oder Familienväter von 35 bis 45 Jahren. Das war eine recht komplizierte Kategorienbildung, wo es ein so einfaches Gesetz gab, welches lautete: Jeder Franzose im Alter von 25 bis 35 Jahren ist Soldat. Die Reklamationen gingen hageldicht ein. Ich führe nur eine an, weil sie eine der Hauptschwierigkeiten des Augenblicks bezeichnete. Man entsinnt sich, daß es in der Nationalgarde Bataillone gab, die man voneinander durch die Bezeichnung „alt“ und „neu“ unterschied. Die alten Bataillone bestanden fast sämtlich aus verheirateten und die neuen aus unverheirateten Leuten. In den ersteren wurden also die vier ersten Kategorien sehr bald vollzählig, während die letzteren nicht einmal an die dritte heranreichten. So kam es, daß ein verheirateter Mann von 45 Jahren genötigt war, in einem alten Bataillon zu marschieren, während anderseits ein junger Mann von 35 Jahren, ein rüstiger Junggeselle, wenn er zu einem neuen Bataillon gehörte, zurückblieb, und in einem der Pariser Wachtlokale seine Partie Whist spielen konnte.

„Wohlan,“ sagten die Rundschreiben, „ihr werdet Überweisungen von einem Bataillon zum andern vornehmen.“

Man sieht hieraus alle Unzuträglichkeiten des Systems, abgesehen davon, daß man den für den Garnisondienst zurückbleibenden Nationalgardisten die verbesserten Gewehre abnehmen mußte, mit denen der größte Teil bewaffnet war, um sie den Kriegscompagnien zu geben. Die Auswechselung vollzog sich nicht überall friedlich. Irgend eine Compagnie von Patrioten die ebenso feurig in der Sprache als dem Namen und der That nach gemächlich war, antwortete stolz wie Leonidas, wenn man ihr damit kam, daß sie ihre Gewehre abtreten sollte:

„Kommt und nehmt sie!“

„Aber ihr thut doch nichts damit und könnt nichts damit thun.“

„Wer weiß?“

Nun gab es ein Hinundherzerren, bis schließlich, dank der Gutwilligkeit des Pariser Bürgers, alles möglichst zum Ausgleich kam. Man errichtete eine gewisse Anzahl von Kriegscompagnien, rüstete sie aus — ob man sie auch einübte wage ich nicht zu behaupten. Es waren fast sämtlich brave Leute, wenig an die Strapazen eines Feldzuges gewöhnt, aber entschlossene Männer, die fühlten, daß es pro aris et focis zu kämpfen galt. Sie gaben sich über die Dienste, die sie leisten konnten, keiner Selbsttäuschung hin, und wußten wohl, daß bei einer ordentlichen Schlacht ihre Schwerfälligkeit im Manövrieren sie darauf beschränken würde, nur als Reservetruppen zu dienen. Aber sie sagten sich auch, in den Laufgräben und bei den Vorposten würden sie schon für die Linientruppen und die Mobilen eintreten können; und indem sie diese von solch anstrengendem Dienst frei machten, würden sie ihnen für andere wichtigere Operationen wieder volle Freiheit der Bewegung verschaffen. Vielleicht machte man von ihrem Eifer in zu beschränktem Maße Gebrauch. Man überhäufte sie mit Lobsprüchen; man führte sie in den Tagesberichten an. Man pries sie ganz übermäßig; man machte geflissentlich großen Lärm von dem ersten Ausfall, an dem eines dieser neugebildeten Bataillone teilnahm. Es war dies das 72., welches am 24. November um zwei Uhr in Verbindung mit dem 4. Bataillon der Eclaireurs de la Seine unter dem Befehl des Fregattenkapitäns Massion zur Besetzung des Dorfes Bondy ausgezogen war. „Das 72. Bataillon,“ sagte der amtliche Bericht, „hat eine so stramme Haltung gezeigt, daß es die Barrikaden von Bondy erstiegen und den Feind von Baum zu Baum auf dem Wege nach Metz und längs des Ourcq-

Kanals zurückgedrängt hat. Es hat nur vier Verwundete gehabt...." Man begnügte sich für die zum Felddienst bestimmte Nationalgarde mit diesen Paradeaufmunterungen. Man verstand nicht zwischen Lebensmittelverteilung und Strapazen geschickt zu vermitteln, sie dabei den Druck der Notwendigkeit betreffs der Leistungen, die man von ihnen fordern müsse, empfinden zu lassen, und durch Rede auf ihr Gemüt einzuwirken, um sich Truppen zu erziehen, die ausgezeichnet und sehr zuverlässig geworden wären angesichts der ernsten Dinge, die man erwarten konnte.

Neben der regelmäßigen Armee, Linie und Mobilgarde, der Nationalgarde, der mobil gemachten und für den Garnisondienst bestimmten, darf der Geschichtschreiber der Belagerung von Paris nicht die „Freicorps" vergessen. Die Errichtung der Freicorps schreibt sich unmittelbar vom Beginn des Krieges her. Es waren dies, wie es ihr Name hinlänglich bezeichnet, Compagnien von Freiwilligen, die sich nach ihrem Belieben kleideten, auf ihre Kosten ausrüsteten und nach ihrer Idee Krieg führten. Nach unseren ersten Unfällen hatte beim Publikum sehr schnell die Ansicht Glauben gefunden, daß, wenn es auch unsinnig sei, gegen eine so streng disciplinierte und geschulte Armee wie die preußische anders als mit großen Heereskörpern standhalten zu wollen, man doch mit großem Nutzen einen Parteigängerkrieg auch gegen solche Feinde eröffnen könne, indem man ihnen die Zufuhren abschnitt, ihre Truppenabteilungen auf dem Marsche überraschte, sie unaufhörlich reizte und in den Flanken wie im Rücken beunruhigte; mit einem Wort sie allmählich aufrieb. Diese Art Krieg zu führen entsprach sehr unseren abenteuerlichen Neigungen; so hatte sich denn auch eine bedeutende Anzahl ehemaliger Soldaten und junger Leute beeilt, in diese Freicorps einzutreten, wo man weniger Peinlichkeit in der Disciplin zu befürchten, dagegen mehr Abwechslung und Überraschung in den Gefechten erwarten konnte. Man sah damals auf unseren Boulevards eine Art Karneval der phantastischten Kostüme. Einige von jenen Corps hatten eine ernste Tracht angenommen; aber andere hatten sich als Räuber aus der Komischen Oper kostümiert. Die Feder auf dem Hut, die vielfarbigen Schärpen, die Stulpenstiefel, die übertriebensten Besätze und Tressen, die Troddeln, die goldenen Raupen funkelten an all diesen zierlichen Herrchen, von denen manche einem Blumenstrauß nicht unähnlich waren. Man dachte nicht daran, das alles lächerlich zu finden, und sie schienen mit ihrer Person sehr zufrieden zu

sein. Es war die Zeit, wo man sich noch amüsierte. Übrigens waren sie alle, oder wenigstens fast alle, tapfer und sehr verwegen, was jedoch einer Einschränkung bedarf in Bezug auf diejenigen, welche in den Reihen der Freiwilligen, wo sie nur dem Namen nach erschienen, den ernsteren Pflichten der gewöhnlichen Aushebung sich entzogen hatten. Einige von diesen Freicorps machten sich sehr schnell einen Namen, sogar noch vor der Belagerung; so die Franctireurs von Paris, bekannter unter dem Namen der Franctireurs Lafont-Mocquart, die 960 Mann stark nach Sedan zogen, von denen nur 167 zurückkehrten; die Franctireurs Arronshon, die vor der Einschließung aus Paris entschlüpften und sich bei der Einnahme von Châteaudun durch eine heldenmütige Verteidigung auszeichneten.

Es schien, nachdem Paris einmal blockiert war, als ob für das Bestehen der Franctireurs eine Veranlassung nicht vorliege. In der That war in den Sitzungen des Verteidigungsrates davon die Rede, die schon bestehenden in die regelmäßige Armee aufzunehmen und die Bildung neuer derartiger Corps nicht mehr zu gestatten. Aber man verstand es dort, wie anderwärts, nicht, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Man wagte nicht, an diese Bataillone zu rühren, die das für sich hatten, daß sie dem Publikum gefielen, seinen Imaginationen schmeichelten, viel guten Willen anregten, der vielleicht in der regelmäßigen Armee unthätig geblieben wäre, und dann Soldaten und Mobilgarden durch ihr Beispiel zur Nacheiferung angespornt hätten. Aber zu gleicher Zeit bemühte man sich, sie soviel man konnte in den Rahmen der beschlossenen Operationen zurücktreten zu lassen. Man durchkreuzte ihre Initiative, oder, wenn man sie derselben überließ, so geschah es nur eben, ohne Wert darauf zu legen. Man beschuldigte sie der Unordnung, weil sie nicht den geheiligten Respekt vor dem Gamaschenknopf besaßen. Da man sich aber einmal herbeiließ, ihre Dienste anzunehmen, so hätte man dies freimütig thun und sie zu verwegenen Handstreichen drängen sollen, die mehr Behendigkeit und Kühnheit als Disciplin erforderten.

Herr Trochu verbarg nicht die schlechte Laune, die ihm diese Hilfstruppen zuweilen erregten, deren Beistand so sprungweis und so ohne Ordnung war. Es fand sich in den letzten Novembertagen ein wackerer Kriegsmann, ein ehemaliger Kapitän, Herr Beauregaire, der in allen Pariser Klubs eine Art Kreuzzug zu predigen begann. Er verlangte 12,000 freiwillige Franctireurs und machte sich anheischig, an ihrer Spitze durch die feindlichen Linien zu dringen, dann den Preußen in den

Rücken zu fallen und einen unermüdlichen Parteigängerkrieg gegen sie zu führen. Er sprach mit vieler Überzeugung und Beredsamkeit, und hatte, wie es scheint, seine kleine Armee von Anhängern auch zusammengebracht. Aber — er bedurfte der Genehmigung des Gouverneurs. Diese gab ihm Trochu, nachher verweigerte er sie wieder, indem er sich auf die Verlegenheiten und Ärgernisse berief, die der Verteidigung durch die Freicorps stets bereitet worden wären.

Es steht fest, daß sie in Paris von geringerem Nutzen waren als in den Vogesen und Ardennen. Es gab aber eine große Anzahl, die von der Behörde anerkannt war. Unter ihnen einige sehr ernst zu nehmende: so bei der Artillerie „die Batterien der polytechnischen Schule,“ von Herrn Mahein befehligt, und „die Bedienungsmannschaft der Mitrailleusen“ unter Herrn Pothier, Artillerie-Escadronschef; beim Geniecorps „die Legion der Freiwilligen,“ Befehlshaber Flachet, und „das Bataillon der Hilfspioniere,“ Befehlshaber Jaquot; bei der Infanterie und der Kavallerie gab es so viele, daß ich nur die berühmtesten zu nennen wüßte: „die Freude Frankreichs,“ die sich durch ihre kastanienbraune, gleichzeitig strenge und geistvoll kokette Tracht bemerklich machten; die „Eclaireurs Franchetti,“ die ihren Namen von dem ihres Befehlshabers, eines tapferen, ehrenhaften Mannes herleiteten, der von einem Geschoß getötet wurde, als er eine Ordre überbrachte, und dessen Verlust allgemeines Bedauern erregte; „die Pariser Tirailleurs,“ von Herrn Lavigne befehligt, und „die Tirailleurs der Seine,“ von Herrn Dumas befehligt; die „Pariser Eclaireurs,“ die „Eclaireurs der Nationalgarde,“ die „Pariser Carelliniers,“ die „Retter der Republik,“ und noch viele andere, die eine so lange Aufzählung geben würden wie bei Homer. Es dürfte ziemlich schwer sein, den Totalbestand dieser verschiedenen Legionen genau zu schätzen; selbst das Kriegsministerium kannte denselben nur annäherungsweise. Alles zusammen waren es wohl ihrer 15—18,000 Mann. Jeder aus diesen Corps wird, wenn die Belagerung vorüber ist, Erlebnisse zu erzählen haben, denn es ist kein einziger darunter, der sich nicht durch bedeutende Waffenthaten ausgezeichnet hätte; aber Trochus peinliche und kühle Art und der bureaukratische Routinegeist seines Generalstabes ließen es nicht zu, daß man diese Streitkräfte bei Gelegenheiten verwendete, wo sie das Höchste hätten leisten können.

Man sieht aus dieser Zergliederung, was es in Wirklichkeit mit jenen 400,000 Mann auf sich hatte, die man dem Gou-

verneur von Paris fortwährend vorhielt, indem man von ihm um jeden Preis verlangte, er solle eine Lücke reißen, koste es was es wolle. Er fühlte wohl, daß diese 400,000 Mann nicht so viel wert waren wie 80,000 Mann wirklicher Soldaten, und es war sein Unglück, daß er es zu sehr fühlte, ohne in seinem Genie alles zu finden, was an Hilfsmitteln, Thätigkeit, Energie und glühender Zuversicht nötig gewesen wäre, um diese 400,000 Mann zu wirklichen Soldaten zu machen.

Ein Punkt, über den unsere Besorgnisse nicht verscheucht worden waren, betraf die Bewaffnung. Die öffentliche Meinung war durch die Überlegenheit, welche die preußische Artillerie bei Reichshofen und Sedan bewiesen hatte, wunderbar erregt worden. Man hatte früher Solferino auf Rechnung der gezogenen Kanonen, Sadowa auf Rechnung der Dreyse-Gewehre geschoben; man schrieb alle unsere Niederlagen den Hinterladergeschützen zu. — „Weshalb haben wir keine Hinterlader-Kanonen? Wir müssen Hinterlader-Kanonen haben! Sie haben solche, die 5000 Meter weit tragen; wir wollen andere von 6000 Meter Tragfähigkeit herstellen . . .“ Die Zeitungen, darunter die „Temps“ und die „Opinion nationale,“ eröffneten diesen Feldzug mit äußerster Kraft. Sie kamen jeden Morgen auf die Notwendigkeit zurück, uns eine neue Artillerie zu schaffen, und ihrem heftigen Drängen kam nur der passive Widerstand gleich, den die Mitglieder des Artillerieausschusses entfalteten. Ich nehme in diesem Streit ganz und gar nicht Partei, da ich von der Sache gar nichts verstehe. Ich berichte als guter Pariser Bürger, was im Publikum gesprochen wurde. Es gab zwei kleine Gemeinden, die entsetzlich eifersüchtig aufeinander waren, die eine im Konservatorium der Künste und Handwerke, wo die Civil-Gewerbthätigkeit unter der Leitung des Herrn Tresca von nichts als von neuen Geschützen sprach; die andere in Saint Thomas-d'Aquin, wo der Artillerieausschuß, mit dem General Guiod an der Spitze, erklärte, daß in der besten der Welten alles aufs beste bestellt wäre, daß es unmöglich wäre, eine der französischen Kanone überlegene Kanone zu finden, daß jedenfalls die Herstellung der Kanonen keine Sache wäre, die sich so im Handumdrehen abmachen ließe; daß man dabei überlegen, nachdenken, vergleichen, abwarten müsse . . .

„Abwarten! Aber wir haben doch keine Zeit, abzuwarten,“ rief Herr Tresca außer sich, und alle Zeitungen und das Publikum im Chorus wiederholten den populären Refrain:

„Wir müssen Hinterlader-Kanonen haben!“

Bei einer so hochwichtigen Frage hätte Herr Trochu sofort für oder wider Partei nehmen müssen. Er zögerte, machte Ausflüchte! Einen Ausschuß gegen sich zu haben, der aus lauter Berühmtheiten bestand, die aus der polytechnischen Schule hervorgegangen waren, das war grausam, und dieser furchtbaren Verantwortlichkeit gegenüber mußte ihn, den Emporkömmling der Revolution, ein Schauder ergreifen. Er war zu sehr Militär, als daß er sich nicht vor dem hierarchischen Ansehen hätte beugen sollen. Und was ließ sich wieder anderseits ohne Kanonen anfangen?

Hier wie überall war es das Publikum, das durch seinen Druck auf die Oberhäupter dieselben zum Handeln nötigte. Von allen Seiten wurden Subskriptionen eröffnet, um der Regierung eine Kanone zum Geschenk zu machen. Jedes Bataillon der Nationalgarde, jedes Gewerk gab sein Scherflein. In den meisten Theatern wurden Vorstellungen veranstaltet, deren Ertrag zum Guß von Kanonen bestimmt war. Die Kanonen erhielten Namen, die teilweise an die näheren Umstände der Schenkung erinnerten; die Übergabe erfolgte in Begleitung von Trommelschlag und Musik mit offiziellen Ansprachen. Sie zogen durch Paris, das sie mit Enthusiasmus begrüßte. Es war eine Art Sieg der öffentlichen Meinung. Denn diese Kanonen wurden von hinten geladen und waren von der Pariser Industrie hergestellt. Von den zuerst gegossenen sprangen einige oder bekamen Risse. Wie es scheint, hatte Herr Tresca mit der gleichen Hartnäckigkeit die Ratschläge und den Beistand der jungen Artillerieoffiziere abgelehnt, mit der General Guiod die Dienste der Privatindustrie zurückgewiesen hatte. Er hatte alles allein machen wollen, aber es giebt eine Menge von Einzelheiten, bei denen aller guter Wille nicht die Erfahrung ersetzen kann. Allmählich fand zwischen diesen rivalisierenden Mächten eine Einigung statt, und nun gingen aus dem zur Gießerei umgewandelten Hüttenwerk von Cail und aus den Werkstätten des Herrn Claud die Siebenpfünder, ausgezeichnete Kanonen, Hinterlader-Kanonen, Kanonen, die der Feldartillerie überlegen waren welche uns die Preußen entgegenstellen konnten, zu Hunderten hervor. Diese Siebenpfünderkanone wird heute Reffye-Kanone, nach dem Namen ihres Erfinders, genannt, der die ersten Stücke derselben in Paris unter der Leitung des Kommandanten Pothier herstellen ließ.

Gleichzeitig mit den Kanonen fing man eifrig an Mitrailleusen herzustellen, eine andere Erfindung desselben Obersten

Neffye. Für jeden Pariser war es zu jener Zeit ein Schauspiel, das Hüttenwerk von Cail zu besuchen. Es gab wohl keinen Pariser, der nicht den verschiedenen Verrichtungen beigewohnt hätte, die die Fertigstellung einer Kanone erfordert, der nicht einige aus der Form hätte herauskommen sehen, in der sie lange Zeit als lavaartige Masse geglüht hatten. Wer hätte sie nicht voll Erstaunen auf den Drehbänken bewundert, wo sie sich drehten wie ein ungeheurer bronzener Braten am Spieße; wer hätte nicht an diesen Wunderdingen, die uns so fremd waren, seine Neugierde befriedigt. Kein geringeres Erstaunen erregten die Mitrailleusen. Es war ein Fest, zu den Proben eingeladen zu werden, wo man sie prüfte. Man kann sich nichts Sonderbareres vorstellen als das unheimliche Geräusch einer Mitrailleuse, welches im Ohr dieselbe Empfindung hervorbringt, als würde ein Seidenstoff heftig mit einem Ruck zerrissen.

Dieser improvisierten Artillerie muß man eine andere hinzufügen, die die Pariser außerordentlich interessierte und bald Stoff zu einer Legende lieferte. Das war die, welche die Flottille der Seine führte. Diese Flottille war von Toulon mit der Eisenbahn gekommen und man hatte sie auf der Ile du Cygne untergebracht, wo wir ihr unseren Besuch abgestattet haben. Es waren schwimmende Batterien, von denen jede zwei Vierzehnpfünder-Kanonen von 5500 Meter Tragweite und Espingolen führte. Die Besatzung bestand aus 40 Mann, die von einem Schiffslieutenant befehligt wurden. Diese ganze Flottille stand unter dem Befehl des Kommandanten Thomasset,[1] eines energischen Seemannes, dessen Name bei uns bald populär wurde.

Neben diesen Batterien wirkte getrennt das Kanonenboot des Lieutenant Farcy. Der Lieutenant Farcy und sein Kanonenboot bildeten in Paris den Gegenstand einer jener Modebegeisterungen, wie man sie nur in dieser Stadt kennt. Dieses Kanonenboot bestand aus einer ungeheuren Kanone auf einer drehbaren Lafette, die sich so leicht bewegte, daß sie die geringste Strömung benutzen konnte, um sich in Flußarmen in Hinterhalt zu legen, in die keine andere Batterie eindringen konnte, und von dort aus in jeder Richtung, in jedem Winkel die Wälder zu bestreichen, in denen sich die feindlichen Feldwachen verbargen. Man schrieb seinem Kapitän die kühnsten

[1] Er ist seitdem zum Contreadmiral ernannt worden.
Anm. d. Verf.

Streiche zu, und es verging kaum eine Woche, wo man nicht in den Zeitungen entweder eine Rangerhöhung oder eine ehrende Belohnung für ihn gefordert hätte. Es entstand fast eine Trauer in der Stadt, als man gegen Ende Januar erfuhr, das Kanonenboot Farcy wäre demontiert und das Geschütz auf eins der Forts geschafft worden, um die eröffnete Beschießung zu erwidern und einer preußischen Batterie entgegengestellt zu werden.

Dieses Gemälde würde nicht vollständig sein, wenn ich nicht „Josephine,“ „Marie Jeanne“ und andere weittragende Geschütze erwähnen wollte, die ihren Namen dem Kalender entlehnt hatten. „Josephine“ ist lange berühmt gewesen. Es war eine ungeheuere, in der Bastion von Saint-Ouen aufgestellte Kanone, deren Tragweite mehr als 9000 Meter betrug. Hörte man schwere Schüsse, so sagte man: ‚Aha! da hustet „Josephine,“‘ oder da seufzt „Josephine.“ Die Preußen haben sich an „Josephine“ gerieben, und es ist ihnen warm dabei geworden. Banville, der Dichter der Belagerung, hat „Josephine“ in hübschen Versen besungen, die auf offener Scene vorgetragen wurden. Woher kam es, daß „Josephine“ so in Aufnahme stand, und nicht „Marie-Jeanne“ oder „Cunégonde“? Das ist ein Geheimnis! Die Mode waltet, wie sie Lust hat. Die Seesoldaten lächelten väterlich zu dieser Begeisterung. Sie sind die Schoßkinder von Paris während der ganzen Belagerung gewesen, diese Seesoldaten. Ich werde nicht von den Diensten reden, die sie der Belagerung geleistet haben; diese Dienste sind unermeßlich. Sie sind es gewesen, welche die von allem entblößten Forts instandgesetzt haben, „geschmückt,“ wie sie sagen, als sie dieselben besetzten; sie sind es gewesen, die das Beispiel einer strengen Disciplin, eines unbeugsamen Mutes, einer männlichen und heiteren Energie gegeben haben. Was aber die Pariser besonders in Erstaunen gesetzt hat, das ist die ausgesuchte Höflichkeit und das gediegene Wissen der Marineoffiziere, vom Admiral bis zum geringsten Lieutenant; das ist das Vornehme ihres Auftretens und der Schliff ihrer Sprache. Was für ein Kontrast mit den alten Lederhosen der Landarmee! Wir sind alle darüber betroffen gewesen! Ich entsinne mich des Erfolges, den diese Elitetruppen hatten, als man sie zum erstenmal in Paris vorüberziehen sah. Uns stand noch der klägliche Anblick der decimierten Linientruppen und der Mobilgardisten in ihrer Bluse vor Augen. Als wir nun diese beherzten Gesellen mit ihrer entschlossenen Miene erblickten, die mit ihren aufgekrempten ledernen Hüten und

ihrem auf die Schultern zurückgeschlagenen Hemdkragen einen so malerischen Anblick boten, da hörte man nur einen Ausruf: „Das sind doch Männer, und richtige Männer! Und ihre Miene war so vertrauenerweckend, sie atmete eine solche Zuversicht! Ach! wenn unsere ganze Armee so ausgesehen hätte!“

Sie war sehr weit entfernt von diesem Musterbilde; man weiß es hinlänglich aus den Einzelheiten, die wir soeben über jeden ihrer Bestandteile gegeben haben. Ganz gleich! Der Wind stand auf Vertrauen! „Man muß ein Ende machen,“ das war das Wort, das von Mund zu Mund ging, und alle Herzen schwollen von Hoffnung und Freude, als man am 29. November morgens an den Mauern von Paris eine Proklamation des General Ducrot las, die uns verkündete, daß endlich der Augenblick gekommen sei, den Eisenring zu sprengen, von dem wir umschlossen waren .... „Die Anfänge werden schwierig sein,“ sagte der General, „und es wird einer kräftigen Anstrengung bedürfen; doch sie übersteigt nicht unsere Kräfte. Mehr als 400 Kanonen, wovon mindestens zwei Drittel vom größten Kaliber, werden die Armee begleiten, die aus über 150,000 wohlbewaffneten, wohlausgerüsteten, reichlich mit Munition versehenen Leuten bestehen wird. — Was mich betrifft,“ fügte Ducrot am Ende hinzu, „so werde ich nach Paris nicht anders als tot oder siegreich zurückkehren; ihr könnt mich fallen sehen; aber niemals werdet ihr mich zurückweichen sehen. Dann haltet euch nicht auf, aber rächen sollt ihr mich!“

Bei dieser edeln und patriotischen Sprache erzitterte die ganze Stadt in heiliger Erregung. Wie herzlich wünschten wir den armen Leuten guten Erfolg, die fröhlich, mit dem Tornister auf dem Rücken, auszogen, den Sieg und die Befreiung mit ihrem Leben zu erkaufen! Wer jene fieberhaft erregten Tage gesehen hat wird sie niemals vergessen! Die ganze Bevölkerung auf den Straßen, die einen auf den Boulevards, die anderen an den verschiedenen Barrièren, durch die, mit den Verwundeten, Gerüchte über den Gang der Schlacht zu uns dringen konnten: eine ungeheuere Menschenmenge, die sich vor der Mairie der Rue Drouot drängte, welche eine Art Hauptquartier für die Nachrichten bildete. Es liegt nicht in meiner Absicht — wie ich schon gesagt habe — die kriegerischen Vorgänge zu erzählen; denn nicht allein, daß ich mich auf derartige Dinge nicht verstehe, wäre es auch sehr schwierig, aus den Berichten der Augenzeugen, von denen jeder fast

immer das Gegenteil wie sein Nachbar gesehen hatte, die Wahrheit auszuscheiden.

Das Gefecht begann am 29. des Morgens; die Truppen des General Vinoy griffen im Süden von Paris die beiden Stellungen des Viehbahnhofs und von L'Hay an und nahmen sie mit großer Entschlossenheit. Die Division, die L'Hay besetzt hielt, bekam Befehl, sich zurückzuziehen; nun stürzten sich die Preußen auf das Dorf und wurden alsbald von allen Seiten von den Batterien der Hautes-Bruyères mit Kugeln übersät. Sie verloren viele Leute und wurden genötigt, sich von den Höhen zurückzuziehen. Das waren vortreffliche Resultate, die die Pariser mit Freude erfüllten, als die Meldung davon allmählich in Bruchstücken nach der großen Stadt gelangte.

Dies war der Moment, den ein Abendblatt wählte, um in einem Entrefilet mitzuteilen, daß die des Morgens glänzend begonnene Unternehmung des Abends auf unglückliche Weise gescheitert sei. Diese Nachricht hatte einen Schrei des Schmerzes und der Wut zur Folge. Von wo hatte die Zeitung eine so ernste Nachricht? Und wenn sie richtig war, weshalb wurde sie verheimlicht? Sie war nur zum Teil richtig. Der General Ducrot, dem die Hauptrolle im Gesamtplan der Operationen zugeteilt war, hatte dieselbe nicht durchführen können. Er sollte auf einer Schiffbrücke über die Marne gehen, und da der Fluß durch eine plötzliche Anschwellung gewachsen war, so hatte er nicht zur Zeit anlangen können. Das war eine ärgerliche Verzögerung; denn Vinoys Angriff bildete in dem Gesamtplan nur eine Diversion, und der bei L'Hay errungene Erfolg hatte keinen Zweck mehr, wenn Ducrots Armee nicht schnell genug zur Stelle war.

Sie überschritt Mittwoch den 30. die Marne, und indem sie die preußische Armee, die auf steile Höhen beschränkt war, vor sich hertrieb, bemächtigte sie sich Fuß für Fuß der vom Feinde besetzten Stellungen, und setzte sich endlich des Abends — dank der Ankunft durch den General d'Exéa zugeführter Verstärkungen auf dem Plateau von Villiers fest. Die Preußen hatten sich unter Zurücklassung von zwei Kanonen, ihrer Verwundeten und ihren Toten zurückgezogen. Das war das erste Mal seit Beginn dieser unglückseligen Belagerung, daß wir einen Erfolg erlebten; ich rede von einem wichtigen, wirklichen Erfolg. Die Freude war in Paris grenzenlos. Man hob den General Ducrot, der wie ein Löwe gekämpft und, wie es hieß, an Kaltblütigkeit und Scharfblick alle Eigenschaften eines Heerführers entfaltet hatte, bis in die Wolken.

Trochu, den falsch beurteilt zu haben man sich beschuldigte, erhielt seine Ehrenrettung. Er war es, schrieben die Journalisten reumütig, der diese Armee aus dem Nichts geschaffen, der den heutigen Sieg ermöglicht hat. Den Sieg! Wie wohlthuend klingt dieser Name französischen Ohren. ach, wir waren seiner so lange entwöhnt!

Während dieser Hauptkampf so glücklich verlief, hatten andere Nebenoperationen sich rechts und links, im ganzen östlichen Umkreise mit verschiedenem Erfolge vollzogen. So hatte zur Rechten die Division Susbielle die anfangs das Plateau von Montmesly genommen hatte, sich später gegen überlegene Streitkräfte nicht halten können und sich nach links zurückgezogen; man hatte sich bei Drancy ohne großen Erfolg geschlagen.

Aber was that das! Im Centrum waren wir Meister geblieben; wir schliefen in den eroberten Stellungen auf den Lagerstätten der Feinde.

Was für eine Nacht des Triumphs! Ich entsinne mich, daß ich sie im Moulin de la Galette, einem kleinen auf die Höhe der Butte Montmartre aufgesetzten Observatorium verbrachte, von wo Herr Bazin, der berühmte Erfinder der elektrischen unterseeischen Apparate, mit einer kräftigen Maschine die ganze ungeheuere Ebene von Gennevilliers, vom Mont Valérien bis zum Fort von La Briche erhellte. Man hatte dort seit Beginn der Belagerung einen Posten der Nationalgarde eingerichtet, dem ich zugeteilt worden war. Wieviel hübsche Stunden habe ich hier mit Betrachtung der weiten Rundsicht verbracht, die sich von diesem hochgelegenen Punkte vor unseren Augen ausbreitete: Paris zu unseren Füßen, und ganz weit, kaum noch sichtbar jener lange Höhenzug, den die Preußen besetzt hielten und dem das Fort Valérien mit seiner dunkeln Masse Trotz zu bieten schien! Des Abends gab es ein feenhaftes Schauspiel, zu dessen Anblick ganz Paris herbeiströmte. Herr Bazin warf einen ungeheueren Strahl von elektrischem Licht weit in die Landschaft hinaus. Der Strahl, welcher über die in dunkle, mit Tausenden von Lichtpunkten übersäete Schatten gehüllte Stadt glitt, ließ die Dächer der Häuser in mattem Weiß erscheinen und einige ferne Bäume, auf die er fiel, in seltsamen Formen hervortreten; man konnte an eine Dekoration aus der „Biche au Bois“ denken. Gegen ein Uhr morgens erschien eine Estafette, die uns meldete, die Preußen versuchten über die Brücke von Bezons einen nächtlichen Angriff auf die Ebene von Genne-

villiers, und Befehl erteilte, die Umgegend mit dem elektrischen Licht zu durchforschen. Mit welch kindlicher Freude wir den Strahl auf den bezeichneten Punkt richteten! „Klitsch, klatsch! vor die Augen!“ sagten wir, indem wir einen damals in Paris in Mode stehenden Scherz wiederholten. Ich bitte den Leser um Verzeihung, daß ich hier diese ganz persönlichen Erinnerungen vorführe; aber gerade meinen langen Stationen auf diesem Posten verdankt dieses Buch seine Entstehung; dort habe ich den Verleger getroffen, der mich aufforderte, dasselbe zu schreiben; und wenn die Schilderung dieser Eindrücke der Belagerung getreu ist, so kommt es daher, daß ich sie der Prüfung der Pariser unterbreiten konnte, die ich auf dem Moulin de la Galette zu Stubengenossen hatte.

Am 1. Dezember wurde der ganze Tag dazu verwendet die Verwundeten fortzuschaffen und die Stellungen, die wir genommen hatten, zu verstärken. Jedermann machte sich auf einen erneuerten Angriff der Preußen gefaßt und gab sich der Hoffnung hin, jenes abscheuliche Datum des 2. Dezember endlich durch eine glorreiche Erinnerung aus unserem Gedächtnis ausgelöscht zu sehen. In der That stellten sich die Preußen am 2. mit ungeheueren Streitkräften und einer furchtbaren Artillerie wieder ein. Sie griffen wütend an und brachten anfangs unsere Truppen zum Weichen, die aber bald den Schrecken überwanden, und, vom General Ducrot fortgerissen, nach einem siebenstündigen Kampfe den Anprall des Feindes endgiltig abwiesen und das Plateau behaupteten.

Das war ein Sieg, und bedeutender sogar, als wir im ersten Augenblick glaubten. Denn als es uns später möglich wurde, in den deutschen Zeitungen die Beschreibung dieser Schlacht zu lesen, erfuhren wir mit Erstaunen, daß dieselbe sie mehr Leute gekostet hatte als die so furchtbare von Gravelotte vor der Einschließung von Metz. Sie schätzten ihre Verluste auf 15,000 Mann. Sie waren von den Mitrailleusen, die ganze Reihen zu Boden streckten, förmlich hingemäht worden. Unsere neue Artillerie hatte bei dieser Veranlassung eine Überlegenheit bewiesen, die für die Zukunft vielversprechend war. Wenn man in Paris nicht illuminierte, so geschah das erstlich, weil man nicht viel Gas für Possen übrig hatte, und dann auch, weil man klüger geworden war und an die Lehren dachte, die man schon bekommen hatte. Aber die Freude war deshalb nicht weniger groß und innig: — Oh! das ist doch der Anfang vom Ende!

Man hatte die ersten Schritte auf jenem Wege nach Osten

gemacht, und dachte man nun auf jener Seite weiter vorzudringen oder wollte man die ganze übrige Truppenmacht auf den Weg nach Orléans und die Stellung von Choisy konzentrieren, jedenfalls war es mit der Befreiung zu Ende. So war man denn auch höchlichst und sehr unangenehm überrascht, als man Montag den 4. Dezember an den Mauern von Paris einen Aufruf des General Ducrot las, worin er seinen Soldaten erklärte, er habe sie wieder über die Marne zurückgehen lassen, um sie nicht in einen mörderischen und unnützen Kampf zu verwickeln; aber die Ruhe würde von kurzer Dauer sein und sie müßten sich auf neue Anstrengungen gefaßt machen. Vergebens verdeckte er diesen Rückzug mit schmeichelhaften Lobsprüchen auf die Tapferkeit seiner Soldaten, er blieb trotz alledem eine Niederlage. So gab man also freiwillig die eroberten Stellungen wieder auf; aber wozu war es denn nötig gewesen, sie mit so viel Blut zu erobern? Wir hatten gesiegt; aber dieser unfruchtbare Sieg brachte uns nicht mehr Vorteil wie eine Niederlage? Hatte Trochu eingesehen, daß er nicht imstande sein würde, die feindliche Linie weiter zu durchbrechen? Hatte er durch geheime Boten erfahren, daß Aurelle de Paladines, dem er die Hand zu reichen dachte, zurückgegangen wäre, und fürchtete er, nachdem die Lücke einmal gerissen, ins Blaue zu geraten? Das waren die verschiedenen Fragen, die das Publikum sich vorlegte und auf die es keine Antwort fand.

Diese unerwartete Rückwärtsbewegung hatte jedoch auf die öffentliche Meinung nicht die verderbliche Wirkung, die man davon erwarten konnte. Wir fühlten uns geschmeichelt, gegen die alten Truppen Preußens standgehalten zu haben, unter ihren Augen über einen großen Fluß hin und zurück gegangen zu sein, ohne daß sie gewagt hatten, diese Bewegung zu beunruhigen. Es war nur partie remise, dachten wir. Der Wind stand immer noch auf dem schönen Fixstern der Hoffnung. Die günstigsten und seltsamsten Gerüchte waren in der festlich gestimmten Stadt in Umlauf. Man erzählte, die ganze preußische Flotte wäre mit einem einzigen Fischzug im Jahdebusen weggenommen worden: zwei französische Fregatten hätten sich aufgeopfert und sich, indem sie über die zur Verteidigung des Hafens gelegten Torpedos hinweggegangen wären, in die Luft sprengen lassen, worauf unser Geschwader ohne Gefahr die Einfahrt passiert und den Vogel im Nest gegriffen hätte. Vergebens machten die Leute vom Fach auf die Unwahrscheinlichkeit dieser romantischen Erzählung aufmerksam; sie berückte die

Einbildungskraft der Menge, die sich gierig an diesen Hirngespinsten weidete.

Dazu kam, daß Nachrichten und Briefe uns jetzt im Überfluß zugingen. Ein geheimnisvoller Bote, dem man den Beinamen „der Mann von Amiens“ beigelegt hatte und der schon zweimal durch die preußischen Linien gekommen war, erschien wieder mit einigen tausend Briefen. Amtliche und Privatdepeschen waren uns auf dem Ballonwege zugegangen, und deutsche und englische Zeitungen, von denen man jene Gefangenen abgenommen, während diese durch geheime Kanäle zu uns gelangt waren, hatten uns wieder mit der Provinz in Verbindung gebracht. Alle diese Nachrichten waren sehr ermutigend; sie stellten uns die Departements kampfgerüstet und ganz Frankreich von einem Ende zum andern von gleicher Begeisterung ergriffen dar. Wir kamen leicht darüber hinweg, daß einige Gefechte unglücklich ausgefallen waren, einige Städte ihre Thore geöffnet hatten, einige Gegenden mehr oder weniger ausgeplündert waren; das wesentliche für uns war, daß man sich schlug, und man schlug sich. „Wir werden überall hingehen, überall,“ hatte einer der Chefs im Generalstabe des Königs Wilhelm gesagt, und überall erhob man sich, überall! Überall machte man Preußen, viel Preußen nieder! Ach, wenn man sie doch zuletzt alle hätte niedermachen können!

Unter all diesen guten Nachrichten war es eine, die uns mehr Freude machte als alle übrigen, und welche? das wird man gewiß nicht erraten. Wir erfuhren, daß Rußland soeben in einer diplomatischen Urkunde den Friedensvertrag von 1856 aufgekündigt hatte. Diese Kündigung traf die Engländer empfindlicher als uns; denn für uns und in der Lage, in der wir uns befanden, bildete die orientalische Frage wirklich die geringste aller Sorgen, die uns bedrückten. Aber für die Engländer bedeutete es eine Bedrohung ihrer Herrschaft in Indien und die Vernichtung oder wenigstens Minderung ihrer Weltstellung. Wir schlürften in vollen Zügen die Wonnen der Vergeltung. Man kann sich kaum vorstellen, wie weit unsere Erbitterung gegen unsere ehemaligen Verbündeten von der Alma und von Sebastopol ging. Nicht nur deshalb, weil sie uns bei dieser Krisis im Stich gelassen hatten — nichts hatte ihnen ja geboten, uns zu Hilfe zu kommen — sondern die systematische Verunglimpfung in ihren Zeitungen, ihr Ton hochmütiger Verspottung, ihr kaltes, ironisches Übelwollen hatte uns zur Verzweiflung gebracht. Wir waren so weit gekommen, sie von Herzen zu hassen, und ich bin überzeugt, daß viel Zeit vergehen wird,

bevor dieser Eindruck aus den Gemütern verschwindet. Ich weiß nicht, was die Zukunft uns vorbehält; aber sollte uns der Zufall jemals in die Lage versetzen, den Engländern einen bösen Streich spielen zu können, so werden unsere Staatsmänner viel Kaltblütigkeit und ein großes Ansehen bei der Nation nötig haben, um uns zu verhindern, der Leidenschaft, die uns gegen sie beseelt, blind den Zügel schießen zu lassen.

Ein einziger Mann hatte es sich zur Aufgabe gemacht, uns die üble Handlungsweise seiner Landsleute vergessen zu machen und den englischen Namen bei uns wieder zu Ehren zu bringen: das ist Sir Richard Wallace, der Erbe des Marquis von Hertford. Nicht nur daß er so liebenswürdig war, bis zuletzt in Paris zu bleiben und alle Beschwerden dieser langen Belagerung mit uns zu teilen, hat er noch sein ungeheueres Vermögen zu milden Stiftungen und allen möglichen Hilfsleistungen hingegeben. Er hat das als wahrer Gentleman mit einem Adel der Form, einem Edelmut der Sprache gethan, die uns tief gerührt haben. Die Pariser Bevölkerung hat aus eigenem Antriebe die „Rue de Berlin“ umgetauft und ihr seinen Namen gegeben, um durch dieses glänzende und dauerhafte Zeugnis die Innigkeit ihres Dankes darzuthun.

Es waren mindestens drei Gerechte nötig, um Israel zu retten. Herr Richard Wallace konnte nicht ganz allein dem bitteren Groll das Gleichgewicht halten, den ein ganzes Volk erregt hatte. Man war deshalb entzückt, als man von dem Dachstein hörte, der unseren ausgezeichneten Nachbarn auf den Kopf gefallen war. Man sah schon den Krieg am Horizont aufleuchten und rieb sich die Hände.

Es wird also ein allgemeines Klarmachen zum Gefecht geben! Jetzt steht ganz Europa in Flammen! Seht doch! Man hat es uns ganz allein überlassen, uns aus der Schlinge zu ziehen; man hat sich über uns lustig gemacht; man hat uns als einzigen Trost bei unserem Unglück ein verächtliches „Geschieht euch recht!“ zugerufen. Jetzt ist an uns die Reihe zu antworten: „Geschieht euch recht!“

In dieser Gemütsverfassung fand uns der folgende Brief, den der General Trochu durch die preußischen Vorposten erhielt:

„Versailles, den 5. Dezember 1870.

Es dürfte zweckmäßig sein, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß die Loire-Armee gestern bei Orléans geschlagen worden, und daß diese Stadt von den deutschen Truppen in

Besitz genommen ist. Wenn Ew. Excellenz es jedoch für angebracht halten sollten, sich durch einen Ihrer Offiziere davon zu überzeugen, so werde ich nicht verfehlen, denselben mit einem Passierschein zu versehen.

Genehmigen Sie, mein General, den Ausdruck der hohen Achtung, mit der ich die Ehre habe, Ihr sehr ergebener und gehorsamer Diener zu sein.

Der Chef des Generalstabes,
Graf von Moltke."

Auf diesen Brief hatte Herr Trochu, der einmal in seinem Leben Geist bewies, geantwortet:

„Paris, 6. Dezember 1870.

Ew. Excellenz haben gemeint, daß es zweckmäßig sein dürfte, mich zu benachrichtigen, daß die Loire-Armee bei Orléans geschlagen worden und diese Stadt von den deutschen Truppen wieder in Besitz genommen ist. Ich habe die Ehre, Ihnen den Empfang dieser Mitteilung zu bestätigen, deren Richtigkeit durch die von Ew. Excellenz mir bezeichneten Mittel festzustellen ich jedoch keine Veranlassung zu haben glaube.

Genehmigen Sie ꝛc.

Der Gouverneur von Paris,
General Trochu."

Ich weiß nicht, welchen Eindruck die Nachricht von diesem Schlage zu anderer Zeit auf die Pariser gemacht haben würde; aber wenn wir in hoffnungsfreudiger Stimmung sind, so ist nichts so leicht imstande, unsere Vertrauensseligkeit zu stören. Wir wenden alles zu unserem Vorteil, und wir besitzen das seltene Vorrecht, bei den Dingen immer nur das zu sehen, was sie für unsere Wünsche Angenehmes haben. — „Nun," sagte man zu einander auf den Boulevards, „was beweist das? Achten Sie auf den Ausdruck, den Herr von Moltke gebraucht hat; er hat ‚geschlagen' gesagt, nicht ‚vernichtet.'" O, wenn die Armee vernichtet oder auch nur auseinandergesprengt wäre, so hätte er es sicherlich nicht verschwiegen. Aber nein, „geschlagen" hat er gesagt. Es ist wahrscheinlich, daß wir eine Schlappe erlitten haben; wir wollen sogar zugeben, daß es eine ernste Schlappe gewesen ist. Nichtsdestoweniger ist die Loire-Armee da, ganz in unserer Nähe. Sie reicht uns die Hand. Sie wird von einem großen General geführt. — Aurelle de Paladines war noch ein großer General, wie es bei uns alle sind, für die das Publikum sich begeistert bis zu dem Tage, wo sie geschlagen werden

Noch ein anderer Umstand trug dazu bei, uns zu beruhigen. Zwei Tage nach jenem Briefe des Herrn von Moltke kamen gerade zwei Tauben an, die uns ordnungsmäßig Depeschen überbrachten. Man erkennt diese Tauben sehr genau als solche, die mit dem „Daguerre“ aufgestiegen waren, einem Ballon, von dem wir wußten, daß er in Ferrières dem Feinde in die Hände gefallen war. Man bemerkt, daß die Depeschen wohl in gleicher Art befestigt sind, aber nicht in der bis jetzt von der französischen Verwaltung befolgten Weise. Man öffnet sie und liest folgendes:

„Gouverneur von Paris.

Rouen von den Preußen besetzt, die auf Cherbourg marschieren. Landbevölkerung jubelt ihnen zu. Orléans von diesen Teufeln wiedergenommen. Bourges und Tours bedroht. Loire-Armee gänzlich geschlagen. Widerstand bietet keine Aussicht auf Rettung mehr.

(Gezeichnet) A. Lavertujou.“

Das Ergötzliche dabei lag darin, daß Herr Lavertujou, der als Absender dieses Briefes von Rouen aus gelten sollte, in Paris sich aufhielt, wo er das Amt eines Regierungssekretärs versah. Die andere Depesche war noch lächerlicher. Es war also eine von jenen derben, schwerfälligen deutschen Possen mit denen sich diese plumpen Biertrinker in unbeholfener Weise belustigen. Sie hatten unsere Tauben eingefangen und meinten ohne Zweifel, wir würden so thöricht sein, in die uns gestellte Falle zu gehen. In ganz Paris gab es ein anhaltendes Gelächter. — „Da habt ihr's!“ sagte man, „es handelt sich um ein ausgebildetes Lügensystem. Nach Herrn von Moltkes Brief die gefälschten Telegramme einiger Offiziere seines Generalstabes. Man darf kein Wort von dem glauben, was diese Leute uns mitteilen. Alles geht gut ...“

Dennoch war in der amtlichen Mitteilung, die der Chef des preußischen Generalstabes erlassen hatte, viel Wahres. Wir sollten es alsbald durch Depeschen aus Tours erfahren, die vom 5. und 11. Dezember datiert waren. Die Stadt Orléans war wiedergenommen und Aurelle de Paladines' Armee in zwei Teile getrennt worden. — „In zwei Teile getrennt!“ erwiderten die unverbesserlichen Pariser; „das giebt zwei Armeen. Ein gutes Geschäft!“ — „Nach dieser Art Schlußfolgerung,“ schrieb Herr Louis Ratisbonne geistvoll in den ‚Debats,‘ „würde man, wenn ein Franzose in vier Teile getrennt würde, vier Soldaten bekommen.“ — Was aber noch seltsamer war: die günstigsten Gerüchte gingen jeden Tag über die in

der Umgegend von Paris fortgesetzten Unternehmungen um und wurden trotz des vom Generalstabe beobachteten Stillschweigens, oder vielleicht gerade wegen dieses Stillschweigens, von der Leichtgläubigkeit des Publikums mit Begeisterung aufgenommen.

„Wissen Sie schon die Neuigkeit? Es scheint, daß in Boulogne zehntausend Preußen, — nicht ein Mann weniger, — heimlich eingerückt waren, daß sie von den Unsrigen überrascht und vollständig vernichtet worden sind!"

„Vollständig?"

„Ich hab's von einem Offizier, der dabei war!"

Ah! „Der Offizier, der dabei war!" wieviel hat der während der Belagerung herhalten müssen! Ein andermal hatte man in der Stille der Nacht, wenn man das Ohr an die Erde hielt, deutlich das dumpfe Geräusch von Geschützdonner gehört, der sich in der Ferne hinter den preußischen Linien erhob. Das war augenscheinlich eine Hilfsarmee. Bald erschien sie von Süden her, gegen L'Hay zu, bald bedrohte sie Versailles. O ihr Tage der Hoffnung und Freude, wo seid ihr geblieben?

Dieses Vertrauen haftete so fest im Herzen der Pariser, daß es selbst durch den ungünstigen Erfolg eines neuen Angriffs, den der Gouverneur von Paris um diese Zeit (21. Dezember) unternahm, um die preußischen Linien zu durchbrechen, nicht irregemacht werden konnte. Diesmal richtete man den Stoß gegen Le Bourget .... Und was soll man dazu sagen, wenn wir noch zur Stunde nicht wissen, ob Le Bourget es wert war, daß man sich seiner bemächtigte! Ein erstes Mal hatte man es schon genommen, und als man sich daraus vertrieben sah, hatte man uns mit verächtlicher Miene gesagt: „Le Bourget! ja, das brauchen wir durchaus nicht! Das ist eine Stellung, aus der wir nichts machen können! Wir wollen nicht, daß die Preußen sich dort festsetzen; aber uns selbst dort einzurichten, was hätte das für einen Zweck?" — Und dennoch hatten die Preußen sich dort festgesetzt; sie hatten sich dort befestigt, was mehr sagen will, und sogar stark, wie wir auf unsere Kosten erfahren mußten.

Dieser Angriff vom 21. wurde, wie es im Kriege Gebrauch ist, von kräftigen Diversionen eingeleitet und unterstützt. Zur Rechten besetzte der General Vinoy Neuilly-sur-Marne, Ville-Evrard, wo der General Blaise seinen Tod fand, und La Maison Blanche. Auf der anderen Seite unternahm der General Noël zur selben Zeit eine starke Demonstration auf

Montretout, Buzenval und Longboyau, während der Geniekapitän Faure sich der Insel Chiard bemächtigte. Aber das waren nur beiläufige Unternehmungen. Das Ziel unserer Anstrengungen war dieses Mal Le Bourget. Man beging den Fehler, gegen die Barrikaden und mit Schießscharten versehenen Mauern Soldaten vorzuschicken, die mit entblößter Brust gegen einen unsichtbaren Feind anrückten. Es waren dies unsere Seesoldaten, die mit einer Axt in der Hand zum Sturme schritten, als wäre es zum Entern gegangen. Dem Umgestüm dieses ersten Anpralls konnte zuerst nichts widerstehen. Durch Erklettern nahmen sie den nördlichen Teil des Dorfes und vermochten sich hier unter einem Hagel von Geschossen, die ein Haus nach dem andern fortnahmen, lange Zeit zu halten. Aber einer überlegenen Artillerie gegenüber mußte man endlich doch weichen und sich zurückziehen. Das war wieder Bayard, der hartnäckig mit dem Degen in der Hand gegen einen Feind standhält, welcher mit einer Arkebuse aus dem Hinterhalt auf 150 Schritt auf ihn zielt: ritterlicher, aber ebenso thörichter Heldenmut.

Der Versuch war fehlgeschlagen. Schlicht und nicht ohne eine gewisse Würde gestand es Trochu in seinem amtlichen Bericht ein. Aber diese Schlappe erschütterte unseren Mut nicht so arg, wie man es hätte fürchten können. Wodurch unser Vertrauen auf ihn erschüttert wurde, das wird niemand erraten können: das waren die Nachrichten, die wir in den deutschen Zeitungen fanden, welche man den Toten und Verwundeten von Le Bourget abnahm. Alle jene Blätter waren einstimmig in der Klage über diesen nicht endenwollenden Krieg. Aus allen sprach eine gewisse, mit Zorn gemischte Unruhe. Indem sie ihren Lesern jene unerwartete Erhebung von ganz Frankreich mitteilten, überhäuften sie Gambetta mit Schmähungen, die uns denselben noch werter machten, und uns ein unendliches Vergnügen bereiteten. Sie brachten uns einen Aufruf des Königs Wilhelm, der sich an seine Soldaten wendete, und indem er die außerordentlichen Anstrengungen von Paris und ganz Frankreich konstatierte, sie durch indirekte Anspielungen zu ermutigen schien, Unfällen tapfer zu begegnen, die man für möglich in Aussicht nahm.

„Sie fangen also jetzt auch an zu zittern, diese unverschämten Sieger;“ dachten wir; wir sind sehr krank, aber fühlen sie sich denn wohl? Augenblicklich ist die Hauptsache nicht, daß wir sie möglicherweise schlagen, sondern daß wir fortfahren zu kämpfen. Es ist dies ein Vernichtungskrieg, wo es sich

darum handelt, ihnen viele Leute zu töten. Ihrer sind 900,000 Mann; aber wir sind vier bis fünf Millionen; wir werden sie schließlich stückweis zu Grunde richten. Jeder ihrer Siege schwächt sie.

So hielten wir uns bis zuletzt mit leeren Hirngespinsten hin. So schöpften wir aus jenem unerschöpflichen Hoffnungsquell, den die Natur den Franzosen in die Brust gelegt hat, die Kraft, den Entbehrungen, den Schlappen, den schlechten Nachrichten zu begegnen, — sogar die Kraft, uns gegen die Strenge der gegen uns erbitterten Elemente zu wehren. Am Tage des Angriffs auf Le Bourget hatte ein plötzlich eingetretener dichter Nebel unsere Operationen gestört und unser Feuer gehemmt. Und dann war bald darauf ein starker Frost eingetreten, so ein trockener und scharfer Frost, der an den Händen, den Füßen und dem Gesicht das Gefühl des Brennens erzeugt, der den Soldaten unter seiner Kapotte bis aufs Mark durchkältet. Seit zwanzig Jahren hatte man keinen so strengen Winter erlebt. Jede Nacht sank das Thermometer auf — 12° C. im Innern von Paris; wie mußte es erst auf freiem Felde sein? Auf der Seine trieben große Eisschollen; der Boden fror fest und jede Arbeit in den Laufgräben wurde unmöglich. Die Hacke wurde an diesem Boden so stumpf wie an einem Felsen.

Man brachte die auf ihren Posten erfrorenen Soldaten zu Hunderten in die Lazarette. Die Unglücklichen waren nicht alle genügend mit Kleidern versehen, um eine solche Polartemperatur aushalten zu können. Während die Preußen sich mit Fett einrieben, sich in dicke Schaffelle hüllten, sich in künstlich hergestellten Gruben verkrochen und vor der Kälte geschützt schliefen, waren die Unsrigen frostzitternd dem scharfen Winde ausgesetzt, der sie an der Brust packte. Es war ein Jammer, sie anzusehen. Sie umhüllten sich den Kopf mit Taschentüchern, wanden sich ihre Bettdecken mehrfach um den Leib, schützten sich die Beine mit allen Wäschestücken, deren sie habhaft werden konnten, und so gingen sie schmutzig, widerwärtig, nicht mehr in der Gestalt von Soldaten hinaus, um ihren Dienst zu thun. Die Intendantur suchte sich gerade diese Tage aus, um die Alltagskost zu beschränken und die Weinration zu verringern. So gesellte sich zur Ermüdung und zur Krankheit die Unzufriedenheit. Diese Armee hatte niemals durch Disciplin geglänzt; schon respektierte sie nur die Hälfte der von ihr selbst gewählten Vorgesetzten, wenn sie nicht die feste Hand des Commandeurs fühlte. So viele Leiden gaben ihrer schon erschütterten sittlichen Kraft den letzten Stoß.

Diejenigen von uns, die entweder als mobilisierte Nationalgardisten oder als Lazarettgehilfen Gelegenheit hatten, mit unseren Liniensoldaten oder unseren Mobilen zu reden, kamen erschreckt und tiefbetrübt über ihre Verzagtheit nach Hause.

Viele waren krank; denn Lungenentzündung, Pocken, Augenentzündungen richteten große Verheerungen unter ihnen an. Aber die unheilbarste Krankheit, mit der sie alle ohne Ausnahme behaftet waren, das war die Verdrossenheit. Alle diese Mobilgardisten, die plötzlich aus ihrer Arbeit gerissen waren und ihre Heimat höchstens auf vierzehn Tage zu verlassen glaubten, fingen an, ihr Haus, ihre Felder, ihre Familie zu vermissen. Sie litten an jenem geheimnisvollen Übel, das man Heimweh nennt. Sie zürnten diesen Parisern, zu deren Verteidigung sie gekommen waren. Sie bekamen keine Nachricht von Hause; ohne Zweifel, sagten sie sich, würde der Feind in diesem Augenblick in ihren Dörfern alles verwüsten und sie wären nun nicht da, um ihre Mütter, um ihre Bräute zu schützen; sie gäben ihr Blut für eine Stadt her, die sie nichts anginge. Vergebens sagte man ihnen, in dieser Stadt läge das Heil Frankreichs. Dieser abstrakte Begriff des von den Mauern einer Stadt umgrenzten Vaterlandes berührte sie weniger empfindlich als der Kummer über die verlorene Heimat und die für uns unter unseren Mauern ausgestandenen Leiden. „Wann wird das alles nur ein Ende nehmen?“ seufzten sie und hauchten in ihre blaugefrorenen Hände. Ihre Offiziere, die ihren Mut hätten heben sollen, schärften noch ihre Verdrossenheit. Es waren das größtenteils brave Männer, die voll entschlossen waren, am Tage der Schlacht ihre Schuldigkeit zu thun; aber sie glaubten nicht an einen schließlichen Erfolg. Es loderte in ihrem Busen nicht jene kräftige Flamme der Zuversicht, deren Wärme ansteckend wirkt. Aus ihren mit Bitterkeit erfüllten Herzen sprudelten die entmutigenden Äußerungen, die Beschuldigungen und Klagen, die gewöhnlichen Lösungsmittel jeder Disciplin. Dazu kam noch, daß der Generalstab, entweder aus Nachlässigkeit oder aus Ungeschicklichkeit unter die verschiedenen zu seiner Verfügung gestellten Corps die Gefahren und die Belagerungsarbeiten nicht gleichmäßig zu verteilen verstanden hatte. Das eine Regiment war niemals in die Laufgräben gekommen, noch weniger hatte es da irgendwelche Arbeit geleistet; ein anderes wieder war stets dorthin kommandiert worden. Das eine war verdrossen über seine Unthätigkeit, das andere murrte darüber, sich derart hingeopfert zu sehen.

Bei den meisten Belagerungen sind die Truppenführer und die Soldaten diejenigen, die gezwungen sind, die Civilbevölkerung bei gutem Mut zu erhalten und anzuregen. Hier fand gerade das Gegenteil statt. Die Generale hielten wider Willen aus; die Soldaten hätten vielleicht nichts lieber gesehen, als wenn die Sache zu Ende gewesen wäre. Es war vielmehr die Bürgerschaft, die, von einer unbeugsamen Zuversicht und einer unvergänglichen Hoffnung beseelt, durch ihre energische Haltung alle von der Notwendigkeit des Kämpfens überzeugte. Und man soll nicht etwa sagen, daß sie gut darüber zu reden hatte, weil sie dabei nicht selbst ihre Haut zu Markte trug. Außerdem, daß sie schon bei dem Gefecht von Le Bourget beteiligt gewesen war und sich dabei sehr tapfer gezeigt hatte, werden wir weiterhin im Januar sehen, wo man sie gegen Montretout vorschickte, daß sie im Feuer nicht wankte und auf dem Schlachtfelde die Festigkeit einer schlachtgewohnten Truppe bewies. Nein, sie war entschlossen, Paris nicht zu übergeben, weil es sich um ihre Ehre handelte, und dann, wie man wohl nicht erst zu sagen braucht, weil sie dieses Paris liebte, mit einer innigen, zarten, unbegrenzten Liebe liebte, und weil sich schon bei dem bloßen Gedanken, es von Barbaren unter die Füße getreten und entweiht zu sehen, eine furchtbare Wut in ihrem Herzen regte. Alle vierzehn Tage gab die „Revue des deux Mondes" durch die Feder des Herrn Vitet diesen Schmerzen und Zornesergüssen der Pariser Bevölkerung beredten Ausdruck, und diese Briefe, die die glühendste und erleuchtetste Vaterlandsliebe atmeten, wurden von den Zeitungen wiedergegeben und machten im Publikum einen tiefen Eindruck.

So erreichten wir die letzten Tage des Dezember. Wie traurig waren sie diese Tage, die gewöhnlich der Freude gewidmet sind! Allerdings hatten wir einen schwachen Trost befriedigter Rache, wenn wir daran dachten, daß die vor Paris zurückgehaltenen Deutschen auch nicht ihr Weihnachtsfest in der Familie feiern würden, und daß der herkömmliche „Weihnachtsbaum" nur schwermütige Gesichter und thränenfeuchte Augen um sich sehen würde. Aber wie verschieden war diese Weihnachtsnacht für uns selbst von jenen Nächten mit ihren festlichen Gelagen, wie sie sonst zu Ehren jenes Gedenktages in ganz Paris fröhlich gefeiert wurden! Die meisten Kirchen hatten ihre Thüren geschlossen; in den mit Petroleum erleuchteten, in Halbdunkel versunkenen Straßen hallte nur selten der Schritt eines verspäteten Fußgängers. Eine kleine Anzahl von Restaurants war offen geblieben, teils im gewöhnlichen

Mittelpunkt der Pariser Vergnügungen, vom Boulevard des Italiens bis zum Boulevard Montmartre, teils in den volkreichen Vierteln, in Montmartre, in Ménilmontant und in Belleville. Dort hatte man sich zu Liebhaber-Soupers nach extravaganten und absonderlichen Speisekarten zusammengethan. Hier gab es Wolfskoteletten zu gebratenem Elefantenrüssel und Känguruh-Ragout, alles mit dem althergebrachten Champagner angefeuchtet. Das hieß sich kitzeln, um sich zum Lachen zu bringen. Niemand stand der Sinn danach, sich zu amüsieren. Mit welch melancholischer Bitterkeit gedachte man des lustsprühenden Aussehens von Paris, von unserem Paris an diesen dem ersten Januar vorausgehenden Tagen. Welches Leben auf unseren Boulevards und in unseren Straßen! Wie die Wagen lustig zu Tausenden auf dem Macadam dahinrollten! Welch heiterer Lichterglanz in den Schaufenstern der großen Magazine, die sich für diese Festzeit besonders geschmückt hatten! Man traf nichts als Leute, die außer Atem mit gefüllten Palletottaschen, Puppen oder Bonbonschachteln auf dem Arm und in den Händen, dahinrannten. Und diese lange, diese unendliche Reihe von kleinen Buden, die allen unseren Boulevards einen so reizenden Charakter allgemeiner Freude aufprägten! Ach du mein Himmel! wie weit waren wir von alledem entfernt! Ein grauer, schneeerfüllter Himmel, der schwer auf einer düsteren Stadt lagerte! Halb in Dunkel gehüllte Läden und auf der Schwelle ihre Besitzer, die gelangweilt nach dem Wetter sahen; einige seltene Omnibusse, die fast leer ihre vorschriftsmäßige Fahrt machten; eine kleine Anzahl Fiakers, die unbenutzt auf dem fast einsamen Fahrdamm dahertrotteten. Nur am 31. Dezember schienen einige bevorzugte Stadtviertel diese Erstarrung abschütteln zu wollen; die Menge drängte sich vor zwei bis drei renommierten Confiseurs, die wie in früherer Zeit glasierte Maronen feilhielten. Maronen vom vorigen Jahre! Denn der Winter hatte uns diesmal nicht jene ehrlichen Kinder der Auvergne gebracht, die sich an unseren Straßenecken aufpflanzen und auf dem Ofen bei Wind und Wetter die Maronen umrühren, während sie platzen und sich goldig bräunen.

Und nun der Morgen des ersten Januar! Nein, niemals werde ich diesen ersten Morgen des Jahres 1871 vergessen, da das Dienstmädchen mir auf einem Tischchen das Frühstück brachte und ich mich an diesem Feiertage, wo sonst die vollzählig versammelte Familie sich mit Glückwünschen und Küssen überhäufte, ganz allein an meinem Kamin sah, vor einem

Teller mit einem Stück dampfenden Pferdefleisches darauf; wie ich mich da von Schwäche überwältigt fühlte und in Thränen zerfloß! O, wie viele haben gleich mir in jener traurigen Stunde Thränen vergossen! Man bedenke, daß wir alle oder fast alle, unsere Mütter, unsere Frauen, unsere Kinder weit fortgeschickt hatten und seit drei Monaten ohne irgendwelche Nachricht von ihnen waren! In gewöhnlicher Zeit war es leicht, über diese Einsamkeit hinwegzukommen; die Geschäfte, die Unterhaltung, der Wachtdienst, der gewohnte Gang des Lebens, und dann auch jene sorglose Lebensanschauung, die den Grundton unseres Nationalcharakters bildet, das alles trug dazu bei, diese so teuren Bilder im Gedächtnis zu verwischen; der Lärm der Außenwelt zog unsere Gedanken von ihnen ab. Der Ernst des Tages führte sie uns alle wieder vor die Seele, und wie sie uns da mit betrübten Augen anblickten, und uns die Arme entgegenstreckend zu sagen schienen: „Denke an uns! Wird dieser verfluchte Krieg nicht bald zu Ende sein!" .... Nein, ich kann an all das nicht denken, ohne daß mir das Herz vor Ingrimm bebt. Ihr Elenden! ihr Hunnensöhne! ihr Barbaren! ihr habt uns alles genommen, wir sind durch euch zu Grunde gerichtet, von euch ausgehungert, und bald sollen wir auch von euch bombardiert werden, — da haben wir gewiß das Recht, euch ehrlich zu hassen. Nun denn, all diese Leiden, und eure Räubereien, und eure Morde, und die Verwüstung unserer Städte, und eure schändlichen Verrätereien, und eure plumpen Scherze, das alles hätten wir euch vielleicht eines Tages verziehen. Er ist so gutmütig, unser französischer Volksstamm, und so leichtlebig, daß er eines Tages vielleicht auch solch gerechte Gründe zum Groll vergessen hätte. Was aber niemals aus unserem Gedächtnis schwinden wird, das ist der ohne Familie und ohne Nachrichten verbrachte Neujahrstag, jener trostlose Tag, jener Tag, an dem wir den Kuß des Weibes und des blondlockigen Kleinen entbehren mußten!

Wir waren noch nicht am Ende unserer Leiden angekommen. Die Belagerung sollte jetzt in eine neue, schrecklichere Phase treten.

Die Nachricht darüber wurde uns durch einen jener militärischen Berichte mitgeteilt, deren trockener Stil uns zur Verzweiflung brachte.

27. Dezember, morgens.

„Der Feind hat heute morgen Belagerungsbatterien gegen die östlichen Forts von Noisy bis Nogent, und gegen den

nördlichen Teil des Avron-Plateaus demaskiert. Diese Batterien bestehen aus weittragenden Geschützen.

Augenblicklich, 11 Uhr, ist das Feuer gegen den bezeichneten Punkt sehr lebhaft, und da diese Kanonade der Vorläufer einer allgemeinen Beschießung unserer Forts sein könnte, so sind alle Maßregeln zur Abweisung der Angriffe und zum Schutze der Verteidiger getroffen.

Diese Nacht hat man vom Mont Valérien aus zwei starke Lufterschütterungen wahrgenommen, die vermuten lassen können, daß der Feind die Eisenbahnbrücke von Rouen in die Luft gesprengt hat. Man wird sich im Laufe des Tages Gewißheit darüber verschaffen. — Heute früh hat der Feind den Viehbahnhof von Choisy-le-Roi in die Luft gesprengt.

Diese Gesamtheit von Thatsachen scheint darauf hinzudeuten, daß der Feind, ermüdet von einem mehr als hunderttägigen Widerstand, sich anschickt, seine auf weite Entfernung wirkenden Angriffsmittel, die er seit langer Zeit zusammengebracht hat, gegen uns zu richten."

So standen wir also vor der Beschießung! Man mußte sich darauf gefaßt machen.

Keiner von allen Schrecken einer Belagerung sollte uns erspart bleiben. Alle sahen wir ohne zu erbleichen dieser furchtbaren Eventualität entgegen, faßten uns ein Herz und gürteten unsere Lenden, um diese neue Prüfung würdig zu ertragen.

Neuntes Kapitel.

Moralischer Zustand von Paris im Dezember. — Das Leben bei den Vorposten. — Die Lazarette.

Wir wollen einen Augenblick an dieser Stelle verweilen. Wir stehen jetzt vor der letzten Periode der Belagerung. Von dem Tage an, wo das Feuer der Beschießung gegen das Plateau von Avron beginnen wird, werden wir vom Strom der Ereignisse mit solcher Gewalt fortgerissen und weiter getrieben werden, daß wir für jene malerischen und Sittenstudien, die den vornehmsten Gegenstand dieses Buches bilden, kaum Zeit behalten dürften.

Dieser ganze Dezembermonat war entsetzlich schwer durchzumachen. Die Entbehrungen nahmen in dem Maße zu, in dem der Bestand unserer Vorräte sich verringerte. Wegen des

Brotes war man allerdings noch nicht in Unruhe. Freilich war, ich weiß nicht an welchem Morgen, in Montmartre und den angrenzenden Stadtvierteln eine Panik entstanden. Die Bevölkerung hatte bei den Bäckern verschlossene Thüren gefunden und, sich über die übrige Stadt verbreitend, im Handumdrehen alles fortgerafft, was sie von fertigem Brot erlangen konnte, sodaß es um drei Uhr nachmittags unmöglich gewesen wäre, auch nur einen Bissen zu erlangen, mochte man nun vom Norden zum Süden oder vom Osten zum Westen Paris durchmessen. Einigermaßen von diesem Vorfall erregt, der sich nicht wiederholen durfte, hatte die Regierung feierlich erklärt, man wäre reichlich mit Korn versehen, und was auch geschehen möge, nie würde es dazu kommen, daß das Brot in Rationen verteilt werden würde. Das war eine Unklugheit, wie es die Folge der Ereignisse klar erwies; denn man gelangte dennoch zu diesem äußersten Schritt, und man hätte besser gethan, diese Art der Zuteilung vom ersten Tage an einzuführen, wodurch unser Widerstand reichlich um einen Monat verlängert worden wäre. Niemals wird man erfahren, was für eine schreckliche Verschleuderung mit dem Mehl vor sich ging. Man gab es den Pferden, weil es nicht so teuer als Heu und Hafer war. Man machte Zwiebäcke daraus, die jeder in der Voraussicht einer Hungersnot in einer Schrankecke aufstapelte, und als ein Verbot erging, Zwieback zu machen, da gab es keine Wirtschaft, die nicht die doppelte Menge des benötigten Brotes gekauft hätte; man schnitt es in dünne Scheiben, die man rösten ließ, um es so aufzubewahren. Man hätte bedenken sollen, daß das verlorene Vorräte waren; denn war einmal der allgemeine Bestand erschöpft, so mußte man sich wohl ergeben, und die Übergabe bedingte die sofortige Lebensmittelzufuhr. Aber zieht die Furcht Schlußfolgerungen? Man hatte die Drohung des Herrn von Bismarck vollkommen ernst genommen, der es in einer amtlichen an Europa gerichteten Erklärung ausgesprochen hatte, daß, wenn Paris einmal übergeben wäre, er es nicht auf sich nehmen würde, dasselbe mit Lebensmitteln zu versehen, und daß er die französische Regierung für vier- bis fünfmalhunderttausend Menschen verantwortlich mache, die dann auf den Straßen Hungers sterben würden. So schöpfte denn jeder mit vollen Händen aus den staatlichen Vorratsquellen, und man behauptet, der Mehlverbrauch hätte sich fast verdoppelt. Als man dann zu der notwendigen Maßregel der Verteilung von Rationen gelangte, war es zu spät. Man gab nicht mehr als täglich 300 Gramm

Brot auf den Kopf! Dreihundert Gramm! als wenn es möglich gewesen wäre, mit 300 Gramm Nahrung zu leben! und was für Brot dazu! Das, was wir in den letzten Tagen der Belagerung genossen haben, war ein schwärzliches, klebriges Gemisch namenloser Dinge, worin neben dem Korn sich alles mögliche befand. Es giebt keinen von uns, der nicht ein Stück davon als Probe- und Erinnerungszeichen an die Blockade aufbewahrt hätte. Und wenn man nun bedenkt, daß wohl die Hälfte der Bevölkerung nichts anderes aß als diesen klumpigen und schweren Teig. Aber erst allmählich kam es so weit, daß das Brot nur aus einer Verbindung zusammengebackener Überreste bestand. Das im Dezember und bis in die ersten Tage des Januar ausgeteilte war zwar von grauer Farbe aber sehr appetitlich, und mit jenem leichten Sinn, mit dem der Pariser zu allen Leiden ein heiteres Gesicht macht, biß man herzhaft hinein und dachte dabei an das gute Schwarzbrot der Landleute. Ach! wenn man Milch gehabt hätte, um es einzutauchen, es wäre ein Göttermahl gewesen!

Das Rindfleisch war zur Mythe geworden, ebenso das Hammelfleisch. Man aß nur noch Pferdefleisch. Wo war der Widerwille der ersten Monate geblieben? Es fiel sogar niemand mehr ein, über dieses Nahrungsmittel zu scherzen, so sehr war es in den allgemeinen Gebrauch übergegangen. Ich glaube nicht, daß es jemals Bürgerrecht auf den Karten irgend eines Restaurants erlangt hat, aber in Frankreich bleibt auch das Hergebrachte in den Formen noch lange bestehen, nachdem in den Thatsachen längst eine Umwälzung sich vollzogen hat. Ein Wirt, der Pferdefleisch angezeigt hätte, würde bewirkt haben, daß seine Gäste sich schüttelten; alle wußten, daß sein Rindfleisch, mochte es nun gekocht oder gebraten sein, den Sattel auf sich gehabt hatte, und aßen es deshalb nicht mit geringerem Appetit. Durch welches Wunder machten es aber diese Leute möglich, jeden Abend, und zwar sehr reichlich und zu verhältnismäßig niedrigen Preisen eine beträchtliche Anzahl von Gästen zu beköstigen? Das sind Abgründe, wo alles Denken aufhört. Das Pariser Leben hat immer aus Geheimnissen bestanden, zu denen nur die Eingeweihten den Schlüssel liefern könnten. Aber sie werden sich wohl davor hüten! Eine Thatsache, die ich bestätigen kann, weil ganz Paris sich davon überzeugt hat, bleibt es, daß ein Dutzend Restaurants, von denen ich keins besonders anführen will, um nicht in den Verdacht zu kommen, als wollte ich Reklame machen, bis zu Ende mit allen möglichen Lebensmitteln ver-

sehen gewesen ist, ausgenommen, selbstverständlich, Seefische und frische Gemüse, und wenn man bei ihnen des Abends um sechs Uhr eintrat und ein Diner für zehn Personen bestellte, so erhielt man es, und zwar sehr komfortabel. Freilich mußte man danach bezahlen, aber jedenfalls doch weniger als es zu Hause gekostet haben würde.

Alles was man zum Brot und zum Fleisch genießt, hatte übertriebene Preise erreicht, die täglich noch stiegen. Das Pfund Öl kostete allgemein zwischen 6 und 7 Fr.; von der Butter lohnt gar nicht zu reden; sie hatte Phantasiepreise, 40 oder 50 Fr. das Kilo; Schweizerkäse war nicht käuflich, er wäre zu teuer gewesen und wurde als Geschenk gegeben. Ich kenne manche hübsche Frau, die am Neujahrstage statt der gewohnten Bonbons einen Sack Kartoffeln oder ein Stück Käse bekommen hat. Ein Stück Käse war ein fürstliches Geschenk; die Kartoffeln galten 25 Fr. der Scheffel; den kleinen Wirtschaften, die sie im Liter oder auch häufchenweise kauften, kamen sie noch viel teurer. Ein Kohlkopf galt 6 Fr., er wurde blattweise verkauft und ein Zeug, wie man es früher kaum den Lapins anzubieten gewagt hätte, und dabei erschien er noch stolz im Pot-au-feu von Pferdefleisch. Zwiebeln, Lauch und Karotten waren einfach nicht zu haben. Es gab keinen Marktpreis für diese Artikel und nur die Liebhaberei des Käufers bestimmte den Preis dafür. Die unappetitlichsten Fette wurden feilgeboten und fanden zu unsinnigen Preisen Käufer. Die Zeitungen gaben täglich merkwürdige Anweisungen, sie zu reinigen und ihnen jeden übeln Geruch zu nehmen. Es gab in Paris noch ungeheuere Mengen von Lapins und Federvieh, aber all das war unbezahlbar. Ich habe in den Tagen vor Neujahr eine Schar von Gaffern eine Pute umlagern sehen, wie sonst die Schaufenster der großen Juweliere in der Rue de la Paix. Man war erstaunt, daß ein solch lockender Bissen hinter der einfachen Schutzwehr einer Schaufensterscheibe die Begierde einer verlangenden Menge reizen durfte. Viele hatten Lapins gekauft, die sie mit Gemüseabfällen ernährten, bis die Hungersnot sie nötigen würde, Pasteten daraus zu machen. Pasteten „sind ausgiebiger“ als Frikassee. Während ich dies schreibe, habe ich bei mir in meinem Kabinett zwei Lapins, die brüderlich in einer Ecke hocken und mich mit ihren großen verstörten Augen anstarren. Die Haushälterin hat sie mir unter dem Vorgeben gebracht, sie langweilten sich in ihrem Nest, sie frören und wollten nicht mehr fressen. Diese letzte Erwägung hat mich bestimmt; ich habe sie aufgenommen und versuche, sie zu zer-

streuen. Ich werde mich wohl hüten, ihnen das Kapitel vorzulesen, welches ihr Todesurteil enthält, sie würden dann vor Kummer abmagern. Verhängnisvolle Prophezeiung! Dann besitze ich auch noch zwei Hühner, die ich mit Aufmerksamkeiten überhäufe. Sie mögen keine Hirse. Ich befinde mich in einer entsetzlichen Unklarheit über das Futter, womit ich sie mästen muß. Ich habe über diesen wichtigen Punkt mehrere Beratungen mit der Köchin gehalten. Wenn ich in dieser Weise dem Leser meine Gäste vorstelle, so geschieht es durchaus nicht aus Dünkel, um mit der guten Gesellschaft Staat zu machen, die ich bei mir empfange; nein, es geschieht einzig und allein, um genau zu schildern. Diese kleinen Einzelheiten werden über das häusliche Leben des Parisers in diesem Zeitabschnitt der Belagerung mehr sagen als große Phrasen und besser den Humor schildern, mit dem Leute sich erheiterten, die noch Geld genug besaßen, um zuweilen lachen zu können.

Die Zahl derselben wurde mit jedem Tage kleiner. Die Bürgerschaft sah ihre Ersparnisse zu Ende gehen. Ich hatte mit neugierigem Interesse die Fortschritte dieser Auszehrung verfolgt. Ich gehörte zu einer kleinen Gesellschaft, wo man sich entweder zum Whist oder zum Bouillottespielen zusammenthat. Im ersten Monat wechselte die Höhe der Sätze und die Art, wie man das Spiel betrieb, nicht merklich; vom zweiten an galten die Marken die Hälfte, dann ein Viertel und endlich um die letzten Tage der Belagerung kam man überein, nicht mehr um Geld zu spielen. Wir waren sämtlich auf dem Trocknen und hatten kaum noch so viel, um bessere Tage damit abwarten zu können.

Was soll man von denen sagen, die gar keine Ersparnisse besaßen? Es war das, wie sich nicht leugnen läßt, die ungeheuere Mehrheit der Pariser. Nein, ich kann es unseren Brüdern aus der Provinz nicht genug wiederholen, mit welch unbeugsamem Mut, mit welch rührender Ergebung, mit welch unerschütterlichem patriotischen Geist diese ganze Bevölkerung die Härten dieses langen Elends ertrug. Besonders die Frauen waren bewunderungswürdig. Die Männer brauchte man nicht allzusehr zu beklagen; die Mehrzahl hatte ihre dreißig Sous den Tag, die viele von ihnen ohne Scham vertranken. Aber die Frauen! die armen Frauen! in dieser entsetzlichen Dezemberkälte bildeten sie den ganzen Tag Queue: beim Bäcker, beim Fleischer, beim Gewürzkrämer, beim Holzverkäufer, auf der Mairie. Keine murrte; niemals habe ich aus einem solchen an harte Worte gewöhnten Munde ein lästerliches Wort gegen

Frankreich kommen hören; sie waren vielmehr am eifrigsten dafür, daß man bis zum letzten Stück Brot aushalten sollte. Und Gott weiß, was dieser unglückselige Bissen Brot sie kostete! Die Sterblichkeit stieg von Woche zu Woche und forderte eine entsetzliche Menge von Opfern. Von zwölf= bis dreizehnhundert, der normalen Ziffer der Pariser Todesfälle, war dieselbe reißend schnell auf 2000 gestiegen, dann auf 2400, dann auf 3000; auch diese Grenze hatte sie überschritten und hatte 4000 erreicht, dann endlich 4500. Die Lungenentzündung, die Brustwassersucht, die Diarrhoe, das ganze dunkle Gefolgeder aus langem Wachtdienst und schlechter Nahrung entstandenen Krankheiten hatte sich auf diesen beklagenswerten Haufen menschlicher Wesen herabgesenkt. Man sah nichts als Leichenwagen, die einsam nach dem Kirchhof zogen. Mit den Kindern machte man noch weniger Umstände. Ein Leichenträger nahm den kleinen Sarg unter den Arm und trug ihn wie ein Paket mit, ich weiß nicht was, bis zur gemeinschaftlichen Grube, in die er ihn zu den anderen warf. Die schon an und für sich zu engen Pariser Kirchhöfe waren mit Leichnamen überfüllt, die man nicht zu lassen wußte. Diese Gleichgiltigkeit bei den Leichenbestattungen bildete ein recht trauriges Symptom bei einer Bevölkerung, welche die Pietät gegen die Toten bis zum Aberglauben treibt. Das prächtige Kapitel des Thucydides über die Pest in Athen ist mir dabei mehr als einmal ins Gedächtnis gekommen. Das Schauspiel derselben Gefühllosigkeit wird man aber bei außergewöhnlichen Schicksalsschlägen stets wiederfinden.

Die Frage der Heizung war in diesem traurigen Monat Dezember nicht weniger schwer zu lösen.

Keine Kohle, kein Koks, kein Holz mehr, und dabei wütete die Kälte mit der schon erwähnten Heftigkeit. Unsere Regierenden hätten vorher wissen können, daß es im Winter meistens kalt zu sein pflegt und daß man, wenn es kalt ist, sich wärmen muß; aber es gehört zu den Eigentümlichkeiten der Regierungen in Frankreich, daß sie sich stets überraschen lassen. Die Holzhändler machten sich natürlich die Gelegenheit zu nutze, ihre Ware teuer zu verkaufen. Momentan hatte das Leiden sich zu solcher Höhe gesteigert, daß das Volk (soll ich sagen „das Volk"? es waren ja kaum mehr als einige Banden, bei denen die Taugenichtse das große Wort führten) seine Ergebung und seine Ruhe verlor. Einige Holzplätze wurden geplündert; es gab in Paris mit Bretterplanken umzäunte unbebaute Terrains, man riß diese Zäune nieder und es bedurfte des kräftigen Einschreitens

der Nationalgarde, um diesen Verwüstungen, die überhand zu nehmen drohten, Einhalt zu thun. Die Verwaltung ergriff in der Eile einige Maßregeln, die ihre gewohnte Unerfahrenheit und Überstürzung verrieten. Sie ordnete Holzschläge in den Wäldchen von Boulogne und Vincennes und an unseren Landstraßen an. Aber das grüne Holz raucht stark und wärmt schwach. Dennoch hieß es, sich damit begnügen. In Montmartre, wo ich wohne, begegnete man in den Straßen nur Leuten im Überzieher, die tapfer ihren Tagesbedarf anschleppten, fünf oder sechs Stücke, die der Händler sich geweigert hatte, ihnen ins Haus zu liefern. Man lachte, sich in solcher Verfassung zu sehen! Und doch konnte man noch von Glück sagen, daß man überhaupt etwas bekommen hatte! Viele andere kehrten mit leeren Händen heim und hatten kein Feuer mehr, weder für den Kamin im Salon noch für den Herd in der Küche.

Der geringe noch vorhandene Kohlenvorrat war für die öffentlichen Verwaltungen, für die verschiedenen Werkstätten und für die Lazarette vorbehalten worden. Es gab eine schöne Zeit, wo Paris aus Mangel an Kohlen nur noch mit Petroleum erleuchtet wurde. Unsere Augen hatten sich schließlich daran gewöhnt, da der Wechsel sich allmählich und von Straße zu Straße vollzog. Indessen war darum das Gefühl nicht weniger eigentümlich, wenn man sich das ehemalige Paris mit seinem Lichterglanz und seinem lebendigen Treiben bis in die spätesten Nachtstunden ins Gedächtnis zurückrief. Das fahle Licht der Öllampe durchdrang kaum ab und zu die Dunkelheit, die es noch fühlbarer machte; keine Wagen mehr, denn wir hatten die Pferde verspeist; die Omnibusse immer seltener; alle Läden geschlossen; man hätte von einer ungeheueren Provinzialstadt reden können. Und in der That begann Paris, von jenem beständigen Fremdenzufluß abgeschnitten, der sonst seine Bevölkerung erneuerte, die Sitten der Provinz anzunehmen Zuletzt hatten sich auf dem Boulevard alle Leute kennen gelernt, und bald hätte man einander gegrüßt. Die Kaufleute standen schwatzend in ihrer Ladenthür, und die Nationalgardisten, die an die Straßenecke kamen, um sich nach dem Tagesbefehl zu erkundigen, verhandelten miteinander, ohne sich weiter zu kennen, politische Dinge.

Es steckte viel gesunder Menschenverstand in dieser Nationalgarde, die von den eigentlichen Soldaten von oben herab behandelt wurde, während sie besser daran gethan hätten, sich ihrer zu bedienen. Denn sie war es, durch welche wir in

diesem Dezembermonat das Leben bei den Vorposten kennen lernten und uns viele Eigentümlichkeiten dieses Krieges erklärt wurden, die uns bis dahin unbegreiflich gewesen waren.

Die Zeitungen — übrigens mit großem Recht, denn in einer belagerten Stadt gilt es stets den Mut der Bewohner aufrecht zu erhalten — entwarfen verführerische Schilderungen von diesen Vorposten. Man mußte ohne Zweifel anerkennen, daß unsere Soldaten dort vielerlei Strapazen und Entbehrungen durchmachten; aber man schilderte sie uns fortwährend thätig, immer im Zuge, nur auf nächtliche Unternehmungen und spaßhafte Überraschungen sinnend. Man war unerschöpflich in guten Scherzen über die Vorsicht der deutschen Schildwachen. Das eine Mal zeigte man sie uns, wie sie lange Stunden unbeweglich hinter ihrem Baum versteckt blieben. Zwei von unseren Mobilgardisten verständigten sich und schlichen bis auf fünfzig Schritt, der eine rechts, der andere links, an den Baum heran. Der zur Rechten gab Feuer, und als der Preuße den Knall hörte, sprang er mit einem plötzlichen Satz nach links; auf diesen Moment hatte der zweite Mobilgardist gelauert und streckte ihn jetzt mit einem Schuß tot zu Boden. Ein andermal wieder handelte es sich darum, eine deutsche Schildwache aus dem Loche zu ziehen, in dem sie sich verbarg: ein Franctireur verabredete sich dazu mit einem Kameraden. In aller Unschuld ging er seines Weges, und indem er eine Schiebkarre vor sich herschob, gerade an dem Loche vorüber. Als der feindliche Soldat bemerkte, daß jener so schön zu treffen sei, konnte er nicht mehr an sich halten; er steckte also sacht erst den Kopf und dann die Arme heraus, nahm sein Dreysegewehr an die Backe und knacks! hatte er seine Kugel weg, die der andere Franctireur, der im Hinterhalt gestanden hatte, ihm gerade ins Gesicht feuerte. Hundertmal hat man die hübsche Geschichte von dem Käppi erzählt, das unsere Soldaten auf ein Bajonett steckten; der Mann mit der Pickelhaube verließ seine Deckung, um auf dieses Ziel zu schießen, das er für ein richtiges hielt und wurde dabei selber erschossen. Noch ein andermal war es ein ausgestopftes Eichhörnchen, das unsere Soldaten vermittels eines Stockes in den Zweigen eines Baumes aufhingen. Dieses Wild fesselte mit der Zeit die feindliche Schildwache, sie streckte den Hals heraus und fiel von einer unsichtbaren Kugel getroffen zu Boden.

Alle diese Kriegslisten, deren tägliche Erzählung die Einbildungskraft der Pariser beschäftigte, sammelten sich sozusagen

und verkörperten sich in einer Persönlichkeit, die alsbald legendenhaft werden sollte, dem Sergeanten Hoff. Der Sergeant Hoff war keineswegs eine sagenhafte Gestalt, sondern vielmehr ein Soldat aus Fleisch und Blut, dem die Natur die Witterung eines Mohikaners verliehen hatte, und der die Jagd auf die Preußen nach Art der amerikanischen Wilden betrieb. Unser Kollege Yriarte, der humoristische Schilderer aller Pariserischen Überspanntheiten, war es, der zuerst dem Publikum dieses geheimnisvolle Wesen offenbarte. Yriarte gehörte zum Stabe des Generals Vinoy und sah in allen Morgen-Rapporten den Namen dieses Sergeanten Hoff wiederkehren. Er wollte ihn kennen lernen und beobachten. Der Sergeant Hoff war aus Saverne gebürtig. Als die Preußen durch diese Stadt kamen, hatten sie seinen alten Vater erschossen, und er hatte geschworen, denselben zu rächen. Er mußte jeden Tag seinen Preußen getötet haben. Er ging nachts davon, fast stets allein, als Wildschütz, als Freibeuter gekleidet, spürte alle ihre Schlupfwinkel aus, folgte ihnen Schritt für Schritt, blieb, wenn es nötig war, fünf Stunden auf der Lauer im Hinterhalt, lautlos wie eine Rothaut und fiel dann unvermutet über seine Beute her, die er besorgte, ohne ein Wort zu sagen. Eines Tages verkroch er sich im Rohr, blieb dort einen Teil der Nacht halb niedergeduckt, sprang dann auf eine nichtsahnende Vedette los, durchbohrte seinen Mann mit einem Bajonettstoß, zog ihn aus seinem Loch, nahm dort selbst die Stelle des Postens ein und wartete nun ab, daß man ihn ablösen käme. Endlich erschien der Korporal mit der Ablösung. Mit einem Säbelhieb schlug der Sergeant Hoff den einen zu Boden, deckte den anderen mit einem Kolbenschlage zu und machte sich nun mit eiligen und leisen Schritten davon. Man gab ihm oft das Kommando über kleine Unternehmungen, und da er seinen Leuten großes Vertrauen einflößte, so waren alle stets gern bereit, ihm zu folgen.

„Eines Tages (so erzählte er selbst die Geschichte an Yriarte) hatte ich zwölf sehr zuverlässige Leute bei mir. Ich hatte einen Laufgraben ausgehoben und sie dort bis an den Kopf versteckt, während sie das Gewehr an die Böschung gelehnt hielten. Ich selbst war ganz allein ein Stück vorgegangen, hielt das Ohr an die Erde und lauschte.... Da taucht plötzlich im Dunkeln, zweihundert Meter von uns, eine Kavallerieabteilung auf, Bayern mit Raupenhelmen, wenigstens ihrer hundertfünfzig; ich krieche auf dem Bauche zurück, gebe das Signal, und wir schießen in den Haufen hinein: es war

wie ein kleines Pelotonfeuer. Sie wußten nicht, waren wir hundert oder zehn. Die Schwadron löst sich auf, die Leute fallen; jetzt schicke ich meine Tirailleurs zurück, die hinter einem kleinen Holzschlag Deckung finden, und bleibe allein im Laufgraben. Eine halbe Stunde später kommen die Bayern wieder, aber diesmal vereinzelt, einer nach dem andern, um die Leichen aufzuheben. Ich habe ganz allein noch dreimal geschossen und bin dann spornstreichs zur Feldwache zurückgelaufen, ohne daß sie mich bemerkt hätten."

Der Sergeant Hoff wurde das Schoßkind von Paris. Diese Abenteuer sagten unserem romantischen Sinne zu. Unter dem Beifallsjubel des Publikums verlieh man ihm das Kreuz. Er verschwand bei der Affaire vom 2. Dezember und sein Leichnam wurde niemals aufgefunden Aber um die Legende vollständig zu machen, verbreitete sich einen Monat darauf das Gerücht, der berühmte Sergeant Hoff mit seinen Geschichten von dem zu rächenden Vater wäre weiter nichts als ein preußischer Spion; deshalb wäre es ihm nicht schwer geworden, so viele vom Feinde erbeutete Helme zu bringen oder durch die preußischen Linien zu kommen. Daß er hindurch gelangte, ging ganz natürlich zu, und der deutsche Generalstab versorgte ihn mit falschen Trophäen, die ihn bei uns beglaubigen sollten. Aber von allen Seiten erhob sich Widerspruch; die Gefährten des Sergeanten Hoff protestierten sämtlich dagegen, und sein Ruhm ging aus der Untersuchung, die man anstellte, nur um so reiner und glänzender hervor.

In ihm verkörperte sich jener Sinn für verwegene Waffenthaten, der so echt französisch ist. Die Feinde waren mehr darauf bedacht, sich zu schützen und schossen kaum anders auf unsere Schildwachen, als wenn sie zuerst durch einige Flintenschüsse herausgefordert waren. Es war ein sehr gebräuchlicher Scherz, sie mit einem Schwarzwälder Spielzeug zu vergleichen. Man stellte die deutsche Schildwache bei ihrem Dienst durch einen jener hölzernen Automaten dar, welche die Wonne der Kinder sind und den Eltern Ruhe verschaffen. Sie steckte zuerst den Kopf aus der Kulisse zur Rechten, soll heißen aus dem Gehölz zur Rechten, vor, dann durchmaß sie kerzengerade, steif, mit schnellen Schritten den Zwischenraum und verschwand in der Kulisse links. Zwei Minuten darauf erschien, wie von einem Uhrwerk getrieben, der Kopf aufs neue, dann der ganze Körper, und der Rückweg vollzog sich in demselben ebenso bedächtigen wie schnellen Schritt.

Und man lachte! Das Spiel bestand nun darin, auf diese

Marionette in der kurzen Zeit, wo sie ungedeckt blieb, zu zielen, und die Puppe zu zertrümmern! Während die Zeitungen uns jeden Morgen die wahren oder falschen Schilderungen von diesem Leben bei den Vorposten auftischten, verheimlichten sie uns das dort herrschende Elend und die entsetzliche Langeweile. Die Nationalgarde mußte erst selber diesen Teil des Soldatenlebens kennen lernen, um uns seine dumpfe Trostlosigkeit zu enthüllen, um uns sowohl die erstaunlichen Mißbräuche der Militärverwaltung, die Unfähigkeit der Oberen, die Fehler der Intendantur und, um es mit einem Wort auszudrücken, die erschreckliche Verfassung der alten Maschine, die man die französische Armee nennt, klar vor Augen zu führen. Die Nationalgarde hatte das Verdienst, mit unbefangenen Augen jene Mißbräuche zu sehen und darüber zu sprechen, wie man sich in der Familie von diesem und jenem unterhält, in jenem Tone bürgerlicher Aufrichtigkeit, der stets überzeugt.

Alle Nationalgardisten, wenn sie von ihrem achttägigen Dienst bei den Vorposten zurückkehrten, empfanden als erstes Gefühl, daß sie überflüssig wären. Wahrhaftig! so viele Strapazen und so sauere Nächte hatte man unter freiem Himmel zugebracht und so wenig damit erreicht! Die Tage gingen mit der Erfüllung einer Menge von müßigen Aufgaben dahin, wie Handarbeit, Besichtigungen, Putzen, Appell; und von ernsthafter Arbeit, die zu einem sichtbaren Ziel führte, war keine Spur. Ohne Zweifel gab es Laufgräben auszuheben, Brustwehren herzustellen, Faschinen zu tragen, Kanonen auf eine geeignete Stelle zu ziehen, was weiß ich? alle die tausenderlei Einzelheiten kleiner Leistungen, die eine Belagerung mit sich führt, warum benutzte man sie nicht zu diesen Arbeiten? Weshalb übertrug man sie nicht der zum Garnisondienst bestimmten regulären Nationalgarde, und jenen Tausenden von Leuten, denen man keine Waffen hatte liefern können? Weshalb ließ man so viele Hände unbeschäftigt? Jedermann hat einen unbestimmten, allgemeinen Begriff davon, daß eine Belagerung die umfangreichsten Erdarbeiten, eine beständige Handhabung der Hacke und der Sappe erfordert; weshalb ließ man es nun zu, daß so viel brave Leute in faulem Müßiggange verkamen, wobei ihr Leben kein anderes Ziel hatte als das Frühstück und das Mittagsessen, dazwischen das Pfropfenspiel oder die Kantinen mit ihren Rednern, welche Sittenlosigkeit und Zwietracht säeten? Trieben es die Preußen etwa so? Man war nicht sehr auf dem Laufenden in Bezug auf ihre Arbeiten, und auch gerade das war ein schwerer Fehler. Aber sehr wohl

wußte man, daß sie unaufhörlich bei der Arbeit waren: von ihrer Seite entstanden die Laufgräben und tauchten die Erdbefestigungen wie durch Zauberei aus dem Boden auf; es waren ihrer kaum mehr als 300,000 um uns her; und wir, die wir, alles gerechnet, eine Million leistungsfähiger Männer hatten, wir stellten nicht Graben gegen Graben, Verschanzung gegen Verschanzung, Redoute gegen Redoute!

Man brauchte sich nicht darüber zu wundern, daß eine solche Unthätigkeit, die sich schon vier Monate hingeschleppt hatte, auf unseren braven Mobilgardisten und unseren mutigen Linientruppen schwer lastete. Wir fingen an, uns ihr leidendes Aussehen, ihre klägliche Miene und besonders jene peinliche Desorganisation zu erklären, die sich uns bisweilen durch unbegreifliche Ausbrüche bemerklich machte. So hatten wir durch außerordentlich strenge Tagesbefehle erfahren, einmal, daß einige von unseren Offizieren sich so weit vergessen hatten, mit dem Glase in der Hand eine Aufforderung zur Brüderschaft von feindlichen Offizieren anzunehmen; ein andermal, daß sechs derselben desertiert waren und verabredet hatten, eine große Anzahl ihrer Kameraden mitzunehmen; und Herr Trochu hatte angezeigt gefunden, ihr Benehmen feierlich der Verwünschung aller Patrioten preiszugeben. Dann erfuhren wir wieder durch die Veröffentlichung eines Briefwechsels, daß man in Rueil den Skandal eines mehrfach verbotenen Verkehrs unserer Truppen mit den preußischen Vedetten zur Sprache gebracht hätte; in irgend einer anderen Garnison waren es die wiederholten Ausschweifungen der Trunkenbolde, welche die öffentliche Mißbilligung der kommandierenden Generale gefunden hatten. Alle diese Äußerungen der Disciplinlosigkeit, die eine Menge anderer, die nicht zur Kenntnis gelangten, voraussetzen ließen, fanden ihre Erklärung durch das eine Wort: unsere Soldaten hatten nichts zu thun. Sie langweilten sich.

Sie zürnten ihren Offizieren wegen dieser beständigen Langeweile und sie hatten zu ihnen nicht das geringste Vertrauen. Sie hatten die Offiziere sich selbst gewählt (ich meine nur die Mobilgarde); also ein Grund mehr, vor ihrer Oberherrlichkeit nicht die Augen zu senken. Alle waren sie tapfer, diese Offiziere, vom Obergeneral bis zum einfachen Lieutenant; aber der größte Teil war unwissend, und in jenen militärischen Vorurteilen befangen. deren Gesamtheit das bildet, was man boshafterweise „einen Gamaschenhelden“ nennt. Sie war sprichwörtlich, diese Unwissenheit, und man erzählt

sich alle möglichen netten Geschichten davon. Hier eine von tausend:

Es war bei der Affaire vom Zweiten. Unsere Truppen sollten über die Marne gehen. Der Fluß macht an dieser Stelle nach einem langen Umwege eine rückwärtige Biegung und bildet eine Halbinsel, die da, wo sie mit dem Lande zusammenhängt und sehr schmal ist, nach einem sinnreichen Vergleich „die Schnalle der Marne“ genannt wird. Die Armee überschreitet die Brücke, die sich auf dem ersten Arm befindet, und ein alter General, der voran marschierte, wendet sich zu seinem Stabschef:

„Was ist das für ein Fluß?“

„Die Marne, General.“

„Die Marne! sieh doch! ich glaubte, die Seine flösse bei Paris.“

„Ja, General; aber dies hier ist die Marne.“

„Ah!“

Man marschiert weiter; man überschreitet die Landenge, welche die beiden Flußarme trennt, und kommt an die andere Brücke.

„Und dieser Fluß?“ fragt der General wiederum.

„Das ist die Marne, General.“

„Was! wieder! . . .“ Und er dreht mit wilder Miene seinen Schnurrbart und fährt fort: „Dann sind wir also auf dem Rückzug!“

Diese in einer so wunderbaren Unwissenheit befangenen Generale, für welche alles wesentliche der militärischen Leitung so gut wie nicht vorhanden war, zeigten sich dafür in den kleinen Einzelheiten des Kasernenlebens, deren Gesamtheit in Frankreich unter der alles sagenden Bezeichnung „Gamaschenknopf“ zusammengefaßt wird, vollkommen unbeugsam. Die Nationalgarde war betroffen, als sie sah, welche Wichtigkeit jene Herren Vorschriften beimaßen, die vielleicht einmal ihre Berechtigung gehabt; die aber, man weiß nicht auf welche Weise, die Umstände überlebt hatten, denen sie ihre Entstehung verdankten.

Hier ein Beispiel unter tausend. Unsere Generale haben das Vorurteil der Suppe. Das ist ein Axiom des Militärwesens in Frankreich: der Soldat muß seine Suppe gegessen haben. Napoleon, der andere, der Große, kostete zuweilen die Suppe des Soldaten. — „Ist die Suppe gut?“ fragt stets der Inspizierende, wenn er die Angelegenheiten des Regiments prüft. Nun ist die Suppe ja ein treffliches Nahrungsmittel.

weil sie warm ist und dem Magen wohl thut. Aber unsere Hausfrauen wissen, wie viel Stunden dazu gehören, bis das Rindfleisch die Bouillon mit seinem Aroma erfüllt. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, wenn man im Felde steht, Holz und Wasser zu suchen, den Kessel auszupacken und ihn aufs Feuer zu bringen. Kaum fängt das Wasser an zu singen, so kommt der Feind dazu oder die Trompete bläst zum Sammeln. Da ist nun das Fleisch halb gekocht und unbrauchbar. Jetzt heißt es, die Schnalle am Gurt fester ziehen und sich mit leerem Magen aufmachen. Man wird sich entsinnen, daß unsere Soldaten in diesem Feldzuge stets überrascht worden sind, während sie die Suppe bereiteten. Unsere Nationalgardisten aber haben bei allen Unternehmungen, zu denen sie kommandiert wurden, regelmäßig alle Bestandteile und alles Gerät zu einer Suppe auf dem Rücken mitschleppen müssen, ohne daß sie jemals dazu gekommen wären, eine solche zu bereiten oder zu essen. Die Suppe war und blieb für sie eine „Phantasie-Suppe“.

„Nun,“ sagte eines Tages einer meiner Kollegen, der zu einem Marschbataillon gehörte, bescheidentlich zu einem alten General, den er aus seinem gesellschaftlichen Verkehr her kannte, „würde es nicht einfacher sein, besonders wenn man wie hier vor den Thoren einer großen Stadt sich befindet, jedem Soldaten ein Stück gekochtes Fleisch auszuteilen, das er in einer Gefechtspause, Gewehr bei Fuß, verzehren könnte?“

„Der Soldat muß seine Suppe essen,“ antwortete in belehrendem Tone der General. „Der Soldat schlägt sich nur gut, wenn er seine Suppe gegessen hat.“

„Ohne Zweifel, wenn er sie äße; aber er ißt sie nicht. Ich weiß nicht, wie der Krieg zur Zeit des ersten Kaiserreiches geführt wurde, ob unsere Eisenfresser mehr Muße hatten oder ob das Wasser schneller kochte. Aber jetzt kommen diese verteufelten Preußen immer und werfen uns den Feldkessel um, bevor die Suppe fertig ist, und wir bleiben nüchtern.“

Der General zuckte leicht die Achsel wie ein Mann, für den es über einen Glaubensartikel keine Erörterungen giebt; die Suppe ist in das Stadium eines Dogma übergegangen. Es verhält sich damit wie mit dem Tornister, jenem berühmten Tornister des Soldaten, in das er in guter Ordnung alles hineinstopfen soll, was zum Leben notwendig ist. Man schnallt es ihm zwei Lieues von Paris ebenso auf den Rücken als wenn er einen Feldzug in den Steppen der östlichen Tatarei mit-

machte. Das erste was er thut, wenn es gilt, dem Feinde entgegenzustürmen, ist, daß er es auf die Erde wirft, und wenn er zurückkommt, findet er es niemals wieder, auch dann nicht, wenn er auf dieselbe Stelle zurückkehrt.

Es sind das unbedeutende Einzelheiten, die aber zeigen, daß im Soldatenleben in Frankreich die Ziele der Disciplin auf kleinliche Anordnungen hinauslaufen, welche die Umstände oder die Lokalität überflüssig gemacht haben. Die geistige Lässigkeit unserer Offiziere bequemte sich diesen Gewohnheiten an; sie führten die Instruktion so aus, wie der Gebrauch sie geheiligt hatte, und ließen sich nicht einfallen, dieselbe den Forderungen eines neuen Krieges anzupassen. Ob man sich nun zehn Minuten von einer ungeheueren Stadt befand, die mit allen Arten von Ausrüstungsgegenständen versehen war, oder in einer verwüsteten Gegend im Felde stand, sie hätten ihre Gebräuche und ihre Vorschriften nicht um ein Jota geändert.

So hatten sie sich niemals den Erfordernissen der neuen von den Preußen eingeführten Taktik zu fügen gewußt. Sie hatten nicht gelernt, sich der elektrischen Telegraphen noch der Eisenbahnen zu bedienen, jener beiden Hilfsmittel im Kriege, von denen unsere Feinde einen so merkwürdigen Gebrauch machten. Sie fuhren fort, ihre Soldaten mit dem Bajonett gegen die krenelierten Mauern zu führen, während die Deutschen sich niemals ohne Deckung zeigten und niemals anders vorgingen als über Bataillone, die bereits die Hälfte ihrer Leute verloren hatten. Einer unserer Lazarettgehilfen erzählte mir die folgende charakteristische Anekdote:

Während sie die Verwundeten und Toten auflesen ließen, plauderten preußische und französische Offiziere mit jener Höflichkeit, die bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich ist. Einer der Unserigen fing an von der schönen Haltung eines Kapitäns bei dem Angriff von Montretout zu reden. Dieser Kapitän war im Kugelregen aufrecht stehen geblieben, hatte sich auf einen freistehenden Baumstumpf geschwungen und während er unaufhörlich „vorwärts!" rief, seinen Soldaten mit der Spitze seines Degens den Weg gezeigt. Von drei Kugeln gleichzeitig getroffen, war er gefallen und hatte dabei nochmals „vorwärts!" gerufen.

„Das nennt man bewundernswert," sagten die französischen Offiziere.

„Das nennt man albern," erwiderte einer der preußischen Parlamentäre. „Ich war selber dabei, und ich kann Sie

versichern, daß unsere Deutschen diesen Kapitän sämtlich für toll hielten. Was nützte ihm dieses Zurschautragen von Bravour? Er vertrieb uns durchaus nicht aus der Stellung, die er zu nehmen beauftragt war, ließ sich töten und zum Überfluß auch noch drei oder vier von seinen Tirailleuren dazu, die, von Bäumen gedeckt, uns viele Leute niedermachten. Von seinem Beispiel angefeuert, stürzten sie vor, und da war's um sie geschehen."

Das Kampfsystem beider Nationen wird durch diese Anekdote sehr treffend zum Ausdruck gebracht. Es leuchtet ein, daß wir das unserige ändern müssen. Noch mehr leuchtet ein, daß unsere ganz in den Vorurteilen ihrer Kaste befangenen Generale nicht diejenigen sein werden, welche diese Reform bewerkstelligen werden, die Armee muß von oben nach unten zu umgeschaffen werden. Eine Einrichtung, mit der auch durchaus reiner Tisch gemacht werden muß, ist die Intendantur. Keine hat zu so vielen Beschwerden Veranlassung gegeben. Wäre nur der tausendste Teil von allem wahr, was man ihr vorwirft, so verdiente sie doch noch den scharfen Tadel, mit dem sie von der öffentlichen Meinung getroffen worden ist. Wenn man bedenkt, daß drei Kilometer von Paris kein ordentlicher Verpflegungsdienst eingerichtet werden konnte; daß während des ganzen Krieges die schrecklichste Verwirrung durch Befehle und Gegenbefehle entstand; daß selbst am Tage der Übergabe der Forts, einem Tage, den die Behörde im voraus kannte, alles so schlecht geordnet war, daß den Preußen ungeheuere Proviantvorräte dort zurückgelassen wurden, weil sich niemand fand, der beauftragt gewesen wäre, sie nach Paris zu schaffen, wo wir vor Hunger umkamen; wenn man schließlich bedenkt, daß wir den Schmerz gehabt haben, in einem deutschen Bericht über diesen ganzen Feldzug zu lesen: „Wir sind der französischen Verwaltung vielen Dank schuldig, denn ohne sie wären wir wegen unseres Unterhalts zuweilen in Verlegenheit gewesen; aber sie war so rücksichtsvoll, Lebensmittel gerade an der Stelle zurückzulassen, wo wir nachts lagern wollten," — was soll man dann noch sagen? Ja, es ist eigentümlich und zeigt recht die Macht des Corpsgeistes in Frankreich und wie einflußreich langbestehende Verwaltungen sind. Es giebt niemand, gegen den die öffentliche Meinung sich heftiger ausgelassen hätte als gegen die Militär-Intendanten; es giebt keine Verwaltung, die man häufiger und in energischeren Ausdrücken der Unfähigkeit und Trägheit geziehen hätte; die Intendantur ist während dieses Feldzuges

der Sündenbock der Armee gewesen, und noch jetzt ist sie so unpopulär, daß man ihren Fehlern den größten Teil der Schuld an unserem Unglück beimißt. Und dabei ist ganz besonders auf sie der Tau der amtlichen Belohnungen niedergeträufelt. Herr Trochu, der stets Ehrfurcht vor den Hierarchien bewies, hat sie mit Gunstbezeugungen überhäuft, die geradezu anstößig waren. Aber nichtsdestoweniger hat ihre Stunde geschlagen; sie wird bald ihre Rechnung ablegen müssen und wird, wie so viele andere von unseren Militär- und Civileinrichtungen verschwinden, auf die wir seiner Zeit so lächerlich stolz waren. „Europa beneidet uns darum!“ sagten wir. Wie würde es jetzt darüber lachen, wenn unser Unglück nicht mehr Bedauern als Spott verdiente!

Von allen Dienstverrichtungen, welche die Intendantur mit gierigen Händen an sich gerissen hatte, wurde kaum eine schlechter besorgt und erfuhr mehr Tadel als diejenige der Hospitäler. Herr Chenu hatte seiner Zeit über diesen Gegenstand ein dickes statistisches Buch geschrieben, worin er, ausschließlich an der Hand amtlicher Daten, bewies, daß in der Krim und in Italien die Sterblichkeit unter unseren Truppen entsetzlich gewesen war, und daß man den Mangel an Intelligenz und Sorgfalt bei unseren Verwaltungsbeamten dafür verantwortlich machen mußte. Es war ihm nicht schwer geworden, nachzuweisen, daß Leute, die schon so viel zu thun hatten, sich nicht mit Erfolg einer Arbeit widmen konnten, von der sie nichts verstanden, und daß der ganze Sanitätsdienst der Armee der Leitung des Oberarztes unterstellt werden müßte. War es nicht schmählich, einen Barrey dem Befehl eines kleinen Proviantbeamten unterstellt zu sehen? War es nicht beklagenswert, daß so viele Menschenleben einer Caprice der Unwissenheit oder der anmaßenden Routine irgend eines Bureaubeamten geopfert wurden? Die Reform war so notwendig, so dringend, daß sie nicht geschah. Man überhäufte den Doktor Chenu mit Lobsprüchen, man führte überall sein Buch an, ich glaube, man machte ihn sogar zum Offizier der Ehrenlegion; aber man änderte nichts an der eingeführten Unordnung. So geht es in Frankreich nur allzu oft, und auf diese Weise sind wir denn auch dahin gekommen, wo wir uns jetzt befinden.

Nichtsdestoweniger waren die Arbeiten des Doktor Chenu sehr nutzbringend gewesen. Die Wahrheiten, die er darin vertrat, hatten ihren Weg in das Publikum gefunden, sodaß es, als der Krieg ausbrach, einstimmig hieß: „Die Intendantur ist nicht bereit! Sie kann es nicht sein!“ Es waren damals

die Erinnerungen an den Secessionskrieg noch sehr lebhaft; man staunte über die Wunderdinge, welche die auf ihre eigenen Kräfte angewiesene Privat-Initiative in einigen Monaten verrichtet hatte. Anderseits hatte die berühmte Genfer Konvention augenblicklich allgemeine Begeisterung erregt, und nichts erschien schöner, als am Arm oder auf der Brust oder an der Mütze das rote Kreuz im weißen Felde zu tragen, welches das Unterscheidungszeichen derselben bildete. Aus der Vereinigung dieser beiden Empfindungen ergab sich ein großer Eifer für die Beteiligung an den öffentlichen Zeichnungen.

Es bildeten sich sehr schnell zwei Gesellschaften, von denen die eine amtliche Verbindungen hatte, und ihre Mitglieder hauptsächlich aus den vornehmen Kreisen nahm, „die Internationale,“ und eine zweite, deren Name hinlänglich ihren Ursprung bezeichnete, „die Lazarettgesellschaft der Presse.“ Der „Gaulois,“ eine in Paris sehr verbreitete Zeitung, hatte zuerst seine Spalten zu einer Subskription geöffnet, die in einem Monat auf eine Million gestiegen war. Es wurde ein fast ganz aus Journalisten bestehender Verband unter dem Ehrenvorsitz des Herrn Tarbé gebildet, um diese Gelder in möglichst nutzbringender Weise zu verwenden. Er hatte das Glück, zwei sehr hingebende Männer zu finden, die sich eifrigst damit befaßten: Herrn Dardenne de la Grangerie, den die Provinz besser unter seinem Pseudonym Marius kennt, und Armand Gouzien vom „Gaulois;“ der eine mit Gold überladen, ein Liebhaber der Repräsentation bis zur Lächerlichkeit, aber wunderbar thätig, hingebend, geistreich dabei, und so wie er sein mußte, um mit den preußischen Parlamentären die langen und heiklen Verhandlungen über die Fortschaffung der Gefallenen zum Austrag zu bringen; der andere einfacher, bescheidener, aber mit dem Geschick für Organisierung und dem Sinn für das Einzelne begabt.

Ich habe nicht die Absicht, die Dienste zu schildern, welche diese beiden Gesellschaften bis zur Belagerung von Paris leisteten. Die Provinz weiß ebensogut wie wir sowohl von den Lazaretten, die sie auf die Schlachtfelder sendeten, wie von all den Widerwärtigkeiten, die das Personal dieser Lazarette, Ärzte und Krankenwärter, durchzumachen hatte, wie sie vom Feinde gefangen genommen, dann befreit, dann wieder gefangen genommen und nach aller Art Drangsalen uns zurückgeschickt wurden. Als man nach Sedan zu glauben begann, daß die Preußen sicher kommen würden, um sich der großen Stadt zu bemächtigen, fand bei der ganzen Bevölkerung eine

Verdoppelung der Freigebigkeit statt. Die Geschenke strömten in Naturalien und Geld herbei. Überall wurden Lazarette eröffnet. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß sich viele darunter befanden, die nur der Form nach Lazarette waren; denn zu jener Zeit befürchtete man einen Sturmangriff, Plünderung und alles was damit zusammenhängt, und die Eigentümer stellten deshalb sehr gern ihr Grundstück unter den Schutz des roten Kreuzes im weißen Felde, welches übrigens, wie man später erfahren sollte, niemals überhaupt etwas geschützt hat. Eine große Anzahl war ernst gemeint und wurde schnell und gut eingerichtet. Es that dringend not. Die Ärzte hatten keineswegs verheimlicht, daß wenn man nicht sorgfältig die Krankheitserscheinungen bekämpfen würde, deren Entwicklung in Paris nicht ausbleiben konnte, der Ausbruch des Typhus sicher wäre. Das Interesse war so dringend, daß alle Welt sich eifrigst der Sache annahm. Alle verfügbaren Räumlichkeiten wurden in Beschlag genommen oder vielmehr angeboten. Die Mehrzahl der Theaterfoyers wurden in Lazarette umgewandelt und die Kosten teils durch Vorstellungen aufgebracht, welche die Schauspieler gaben, teils durch Sammlungen, denen sich die Schauspielerinnen unterzogen. Diese Lazarette hatten den schweren Fehler, daß sie mitten in Paris, in den Centren der Ansteckung lagen; aber sie wurden vorzüglich gehalten, sodaß einem unter ihnen sogar das eigentümliche Glück zu teil wurde, weder einen Verwundeten noch einen Kranken zu verlieren: es war das Lazarett der „Variétés," wo es dem Doktor Bonnière gelungen war, die Gefahren der Eiterung durch eine sinnreiche Methode in den Grenzen der Möglichkeit zu halten.

Die „Internationale" hatte ihr Hauptquartier im Industriepalast aufgeschlagen. Aber sie erkannte die Schwierigkeit, ein so geräumiges Gebäude zu heizen, und richtete sich deshalb im „Grand Hôtel" ein, wo sie für den Tag 500 Frcs. Miete bezahlte. Die Wahl war nicht sehr glücklich. Die Einrichtungen eines Hôtel garni lassen sich schwer den Bedürfnissen eines Hospitaldienstes anpassen, besonders wenn dieses Hôtel garni auf Massenbesuch berechnet ist. So war denn auch, trotz des Talentes des Oberarztes, der kein Geringerer war als Nélaton, trotz der liebenswürdigen Sorgfalt, mit der die Damen der großen Welt ihre Trostesworte und Süßigkeiten den Verwundeten spendeten, die Sterblichkeit beträchtlich. Von dort setzte sich der Leichenzug des Kommandanten Franchetti in Bewegung, der ein so braver Charakter war, jung, schön, tapfer,

mit einer langen Zukunft vor sich, dessen Verlust allgemeine Teilnahme erregte.

„Die Presse" richtete gleichfalls eine ziemliche Anzahl von Lazaretten in Paris ein, von denen nur wenige einigermaßen die hygienischen Bedingungen erfüllten, die ein Hospital für Verwundete erfordert. Sie war, wie alle Welt, unvorbereitet überrascht worden und mußte sich nun schon mit dem begnügen, was augenblicklich geschaffen werden konnte. Aber sie erwarb sich das Verdienst, ein Lazarett errichten zu lassen, das noch nach Beendigung dieses Krieges als Muster für Lazarette und vielleicht sogar als Typus für Krankenhäuser überhaupt bestehen bleiben wird: es ist dies das Hospital von Passy, das erst in den letzten Tagen des Dezember fertig wurde und infolgedessen erst sehr spät in Wirksamkeit treten konnte; aber es hat große Dienste geleistet und wird noch unschätzbare leisten. Es ist nach dem amerikanischen System eingerichtet.

Ganz Paris hat sich die „amerikanischen Feldlazarette" in der Avenue de l'Impératrice angesehen. Bei der großen Ausstellung hatten die Yankees die sämtlichen Bestandteile der für sie im Secessionskriege ersonnenen Feldlazarette hierher gebracht. Alles war in Paris zurückgeblieben, sodaß es, als die Belagerung begann, nur auseinanderzunehmen war, und so konnte in einer Nacht ein ganz vollständiges Hospital aus der Erde wachsen wie ein gewaltiger Champignon. Dasselbe bot einen reizenden Anblick. Er sah aus wie ein Lager in einem Gehölz. In Zwischenräumen erhoben sich Zelte, die einen kreisrund, die anderen viereckig, aber viel länger als breit. Diese Zelte bestanden aus einem Gewebe von Baumwollenzeug, das mit einer Art Teer imprägniert und dadurch wasserdicht gemacht war. Unter dem Erdboden, wo sie standen, hatte man eine Art Keller gegraben und dort Heizapparate aufgestellt, die den Fußboden sowohl erwärmten als trocken hielten. Die Luft erneuerte sich fortwährend durch ein sinnreich verteiltes System von Schubfenstern, und entfernte gleichzeitig jeden übeln Geruch. Man kann sich nichts Saubreres denken als diese Anlage, die zwar etwas nüchtern und kahl aussieht, dafür aber so bequem, so praktisch ist; die jeden unnützen Gegenstand ausschließt und doch alles zur Verfügung stellt, dessen ein Kranker oder sein Arzt bedarf; die das Ideal eines Feldlazaretts verkörpert, welches darin besteht, mit wenigem ohne Umstände und Kosten viel zu leisten; das zu verwenden, was man unter den Händen hat, indem man es

durch sinnreiche Abänderungen den Fällen, wie sie sich darbieten, anpaßt. Nicht des Gepränges und der Schaustellung wegen, keine andere Eitelkeit dabei, als die Leute geheilt zu entlassen. Ein einzelner Punkt wird das besser erläutern als alle Redensarten. Als ich in Gesellschaft des Herrn Swiburne, des Oberarztes und der Gebrüder Emile und William Brewer die ganze Anlage besichtigte, kamen wir auch in die Apotheke. Sie schien ganz leer zu sein, und diese Nacktheit setzte mich in Erstaunen; wir in Frankreich können uns eine Apotheke nur voll von buntfarbigen Gläsern und mit Tausenden von etikettierten Schubladen denken.

„Bei uns kennt man nur vier Heilmittel," sagte mir Herr Swiburne: „frische Luft, warmes oder kaltes Wasser, Opium und Chinin. Das alles zusammen nimmt nicht viel Raum ein und alles andere ist überflüssig und platzraubend; deshalb haben wir es verbannt."

Im Grunde genommen war es nur die sehr genaue und sinnreiche Anwendung der von Herrn Chenu in seinem Buche über den Krimkrieg, und vor ihm durch einen anderen Franzosen, Herrn Michel Lévy, in seinem großen Werke über die Hygiene der Hospitäler niedergelegten Ideen. Wenn also auch andere dieses System zur praktischen Ausführung gebracht haben, so hatten wir es doch erfunden und angepriesen. Als wir es nun in Thätigkeit sahen, war die Verwunderung allgemein. Es lebte in Paris ein fremder Architekt, Herr Javegger, der in Amerika und Deutschland diese Frage der Hospitäler in Zelten und Baracken vielfach studiert hatte; er bat das Geniecorps um Erlaubnis, ein solches auf den großen unbenutzten Flächen zu errichten, die an den Luxembourg grenzen. Man erteilte sie ihm, und man muß dem Geniecorps die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es bereitwillig zu diesem Versuch die Hand bot, der vollständig gelang und einstimmiges Lob erntete.

Nun beschloß die Lazarettgesellschaft der Presse ein solches zu errichten, in welchem man unter Nutzbarmachung aller Arbeiten der Vorgänger diese noch überbieten würde und so das System zur höchsten Stufe der Vollendung brächte. Die Intendantur ging auf diesen Vorschlag ein und machte die notwendige Summe vollständig; das Geniecorps beauftragte den Kapitän Chaillot mit der Ausführung des Planes und gab seine Arbeiter her. In drei Monaten war alles fertig. Man kann sich nichts Reizenderes als den Totalanblick dieser Anlage denken. Man könnte an ein Schweizerdorf oder eigent-

lich an eine jener kleinen hölzernen Städte denken, wie sie die Kinder aus den Nürnberger Spielzeugschachteln in Vierecken auf dem Tische aufbauen. Die Fläche ist noch kahl, aber man beabsichtigt Bäume anzupflanzen und Gärten anzulegen. Dann wird das Ganze wie eine Oase von im Laube versteckten Sennhütten aussehen, und wer auf einem Omnibus vorüberkommt und dieses Nest in Gehölz und Blumen bemerkt, wird kaum auf den Gedanken geraten, daß ihn sein Weg bei einem Zufluchtsorte aller menschlichen Leiden vorüberführt.

Das Dorf besteht aus 31 Baracken, von denen 21 den Kranken gewidmet sind. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn man in einen dieser Säle tritt. Sie sind sehr groß, dreißig Meter lang, zehn Meter breit, vier Meter hoch bis zum Dachwinkel. Das Dach steigt in einer Neigung von zwei und einem halben Meter bis zu einer Laterne an, die selbst im Größenverhältnis von zwei Meter Höhe auf drei Meter Breite der Länge lang durch den ganzen Raum geht. Aus dieser Laterne, deren verglaste Rahmen zum Öffnen eingerichtet sind, strömt ein prächtiges Tageslicht ein. Zehn mächtige Fenster befinden sich auf jeder Seite und gewähren dem Sonnenschein vollen Zutritt. Es läßt sich nichts dagegen sagen: der erste Eindruck ist wohlthuend. Die armen kleinen Betten und die Gedanken an die Schmerzen, die sie bergen, verlieren sich einigermaßen, da alles in diese Fülle von Licht getaucht ist. Zwei mächtige Öfen brennen an jedem äußersten Ende; ihre Röhren laufen nach der Mitte des Saales zu, wo sie sich zu einem einzigen Rohre vereinigen, das gerade zur Decke emporsteigt, sodaß der große Raum stets angemessen erwärmt ist. Außerdem ist das Holzwerk der Wände bis auf Mannshöhe panelliert, der übrige Teil mit Papiertapete auf Leinwand bekleidet.

Die Rekonvalescenten umlagern jene beiden Öfen und halten ein Plauderstündchen.

„Sie können sich gar nicht vorstellen," sagte mir Herr Demarquay, der berühmte Chirurg, der mir bei diesem Besuch zum Führer diente, „wie sehr das heitere Aussehen der Oertlichkeit den Mut der Kranken aufrecht hält. Daß die Öfen so gestellt wurden, um auf diese Weise einen Mittelpunkt für die Unterhaltung abzugeben, war mein Wunsch. Die amerikanische Heizung, die darin besteht, den Fußboden durch eine unter ihm angebrachte Heizvorrichtung zu erwärmen, hat einige Unzuträglichkeiten und besonders die, daß sie traurig wirkt. Die Leute wissen nicht recht, wohin sie sollen, wenn

sie ein freundschaftliches Wort wechseln, wenn sie die Zeitung lesen wollen; sie langweilen sich. Sehen Sie," sagte er zu mir, „ich bin noch nicht mit diesen Betten da zufrieden. Sie sind düster; ich habe gewünscht, man solle sie durch etwas lebhaftere Farben heben, als es das Grau der Bettdecke ist. Ich habe Fußdecken kaufen lassen wie diese hier." Damit schlug er eine soeben angekommene auseinander, welche die lebhaftesten Farben zeigte. „Wenn sie erst alle einen solchen Teppich wie der da auf dem Bett und Gardinen an den Fenstern haben werden, das wird ihren Augen wohlthun und sie hoffnungsfreudiger machen."

Er hatte recht: die Franzosen besitzen nicht das ernste Wesen der Nordländer; es mag sein, daß die kahle Einförmigkeit des amerikanischen Lazaretts etwas niederdrückend auf uns wirkt. Diese niedrigen Zimmerdecken, diese graue Leinwand, durch die ein gedämpftes Licht schimmert, die kahlen Flächen in diesen Zelten, wo das Auge keinen Gegenstand findet, der es fesselt und erheitert, das alles paßt mehr für ein praktisches Volk, das kein anderes Vergnügen kennt, als die Bibel zu lesen. Da die hygienischen Bedingungen dieselben sind, so scheint mir das System der Lazarette der Presse für Franzosen den Vorzug zu verdienen.

Als ich dort meinen Besuch abstattete, waren es die Verwundeten von Montretout, zum größten Teil Nationalgardisten, welche die Betten innehatten. Der Doktor Demarquay, ebenso wie der ihn unterstützende Doktor Cousin rühmten sehr ihre moralische Energie. Fast alle hatten Granatschüsse bekommen. Welch einen schrecklichen Anblick boten die von diesen abscheulichen Zerstörungswerkzeugen verursachten Wunden! Ich sah einen armen Mann, — er war verheiratet, sagte mir Herr Demarquay und Vater von sechs Kindern, — dessen Schenkel von Granatsplittern gebrochen, zerrissen, ausgerenkt war. Sein entsetzlich bleicher Kopf senkte sich kraftlos in das Kissen, das große, offenstehende, schwimmende Auge hatte keinen Blick mehr; die Hände irrten auf den Bettüchern umher. Man verband ihn, ohne daß er zu bemerken schien, was mit seinem Beine vorging.

„Hoffen Sie ihn heilen zu können?" fragte ich den Arzt, als wir draußen waren.

„Den? Für den gäb' es nur ein Heilmittel, und zwar eine Kugel in den Kopf. Leider ist diese Chirurgie nicht gestattet. Sie würde einigen dieser armen Teufel viele entsetzliche und sehr unnütze Qualen ersparen."

Der letzte Saal des Lazaretts, mit dem ich diesen Besuch endigte, war leider derjenige, in welchen eine große Anzahl von denen hineingelangt, die einmal die Eingangsthür hinter sich haben: es war der Saal für die Toten. Dort lagen drei unförmliche Päcke, in Leinwand gehüllt, deren Falten einen menschlichen Körper erraten ließen; weiter hinten auf einem Sektionstisch ein vollständig nackter Körper, dessen Brust furchtbar zerwühlt war, zuerst von einer Granate, dann von dem Seciermesser des Chirurgen. Ich fühlte, wie mir übel wurde, und griff schnell nach der Thür, um wieder frische Luft zu schöpfen. Ich erstickte. Die armen Menschen! So endet also der Ruhm der Waffen!

Außer diesen stabilen gab es auch ein ganzes System von mobilen Lazaretten, welch letzteres für die Schlachttage eingerichtet war. Ihr Sammelpunkt war in den Tuilerien. Am frühen Morgen brachten die Komiteemitglieder die medizinischen Karawanen in Gang, welche bei den Lazaretten der Presse, den einzigen, die ich ordentlich kennen gelernt habe, aus mehr als hundert Ärzten und Schülern bestand, die mit dem Material und den Lebensmitteln betrauten Intendanturbeamten gar nicht gerechnet. Darauf kamen zweihundert bis zweihundertfünfzig Brüder der Christlichen Schulen, die Krankenträgerdienste verrichteten, dann zweihundert große Wagen der Eisenbahngesellschaften von Lyon und Orléans, viele Gepäckwagen und einige besondere Wagen nach dem Modell Binder für solche Verwundete, die nur ganz ausgestreckt liegend fortgeschafft werden konnten. Auf das von der Intendantur gegebene Signal setzte sich die Karawane in Bewegung, und wenn man dem Gefechtsort soviel als möglich nahe gekommen war, suchte man ein leeres Haus aus, um dort das zeitweilige Hauptquartier aufzuschlagen, und dort teilten die Komiteemitglieder, die ihr Personal auf alle Schlachtfelder begleitet haben, dasselbe in mehr oder minder starke Rotten, je nach der Bedeutung des Gefechts und der Zahl der aufzunehmenden Verwundeten.

Man darf sich aber durch diese Schilderung nicht täuschen lassen: ich rede hier von einem Lazarett, das vorzüglich eingerichtet war, bei dem Herr Ricord verstanden hatte, eine strenge Zucht einzuführen und das er mit seinem Eifer beseelte. Aber leider! diese Ordnung herrschte nicht überall. In der ersten Zeit begab sich unter dem Vorwand, zu den Feldlazaretten zu gehören, jeder zu Wagen hinaus, der nur wollte, und es gab das seltsamste Durcheinander von Fiakern, verdeckten Transportwagen, Kabrioletts, Char à bancs, Omnibus,

Karriolen, die sämtlich mit dem roten Kreuz geschmückt, sich in der Umgebung des Schlachtfeldes kreuzten, und sich in unaussprechlicher Verwirrung durcheinander wanden. Diese ganze Gesellschaft erschien dort wie bei einer Steaple=Chase, um sich das Schauspiel anzusehen, und bekümmerte sich um die Verwundeten nicht mehr, als wenn man mit Brotkugeln gekämpft hätte. Es war ein unerhörtes, anstößiges Durcheinander. Die Verwaltung brachte endlich Ordnung in diese ungesunde Neugierde und öffnete die Thore nur den wirklichen Feldlazaretten.

Die Unordnung wurde geringer, war aber immer noch zu groß. Während die Preußen ihre Toten und Verwundeten mit bewundernswerter Hurtigkeit fortschafften, verwendeten wir eine unendliche Zeit darauf, und waren stets genötigt, die Erlaubnis der Feinde einzuholen, um nur damit zustande zu kommen. Sie ermangelten niemals, mit einer gewissen Geringschätzung zu antworten: „Euere Toten, die haben wir begraben, und um euere Verwundeten braucht ihr nicht besorgt zu sein, wir haben sie aufgenommen; sie befinden sich bei den unsrigen ebensogut versorgt, wie sie es bei euch sein würden." Nichts konnte für unsere Eigenliebe verletzender sein als diese kalte Ironie. Das Schlimmste bei der Sache war, daß sie recht hatten.

Mehrere Zweige dieses Dienstes waren bei uns in trauriger Weise organisiert und ließen unwiderleglich die beklagenswerte Verwaltung der Intendantur erkennen. Das Trägercorps bestand, wenn ich allen Berichten, die ich von Augenzeugen erhielt, glauben soll, aus erbärmlichen Elementen. Ich nehme die Brüder von der Christlichen Lehre aus, deren gute Haltung von ganz Paris bewundert und durch die Verleihung des Ehrenkreuzes belohnt wurde, das man dem Oberen der Genossenschaft, dem Bruder Philippe, feierlich überreichte. Diese Ordensbrüder übertrugen auf die Ausübung jener neuen Obliegenheiten ihren Geist der Entsagung, der Hingebung und jene Gewohnheiten passiven Gehorsams, welche die Regel ihres ganzen Lebens bilden. Sie gingen unter dem Hagel der Kugeln ruhig ihres Weges, hoben die Verwundeten auf, trugen sie in ihren Armen fort; sie schreckten vor keiner Arbeit, sie mochte noch so schwer oder widerwärtig sein, zurück, beklagten sich niemals über Nahrungsmangel, tranken nichts als Wasser, berührten niemals einen liegen gebliebenen Tornister, und kehrten dann zu ihrer bescheidenen Schulthätigkeit zurück, ohne nur daran zu denken, daß sie sich heldenmütig benommen.

Wie wenige glichen ihnen! Die Mehrzahl der Krankenträger waren nichts anderes als Plünderer, welche die Tornister der toten Soldaten ausleerten oder ihnen die Taschen umkehrten, anstatt die Verwundeten aufzuheben; sie verbrachten die Hälfte der Zeit mit Trinken am wärmenden Feuer; und während sie die zu diesem kleinen Festmahl selbst mitgebrachten Vorräte verschlangen, kreischten sie wie Adler oder besser wie Raben über die Unvorsorglichkeit der Verwaltung, die sie nüchtern lasse.

Kaum wage ich es auszusprechen, aber dennoch ist es wahr, daß man für dieses patriotische Geschäft auf die guten Dienste der Nationalgarde verzichten mußte. Mochte man es bei den ersten Versuchen, die man damit anstellte, schlecht getroffen, oder mochte sich kein fester Mann gefunden haben, der die Bürger, die man benutzte, zusammenhielt, jedenfalls zeigten sie sich mehr hinderlich als nützlich und erregten sogar Ärgernis. Ich erinnere mich, daß, als ich beauftragt war, den Lazaretten der Presse die Dienste einer sich meldenden Compagnie anzubieten, für die ich hätte bürgen können, man mir sagte: „Nein, wenn wir sie annähmen, würde es uns nicht möglich sein, einen Haufen Schelme zurückzuweisen, die nur mit Redensarten Hingebung üben und die über Bevorzugung schreien würden. Wir halten uns an die Brüder der Christlichen Schulen; sie sind freilich nicht zahlreich genug, aber sie gehorchen: und das ist die Hauptsache.“

Eine andere Art der Unordnung zeigte sich bei der Unterbringung der Verwundeten in Paris. Niemals konnte man es erreichen, daß die Intendantur vorher wußte, wie viel Betten dies und jenes Lazarett zur Verfügung hatte, und nach welchem, je nach der größeren oder geringeren Schwere seiner Verwundung, der Kranke unmittelbar zu schaffen war. Man mußte ihn zuerst in ein Central-Lazarett bringen, von wo man ihn nach mehrstündigem Warten in ein besonderes Lazarett sandte. Aber es fand sich fast immer, daß dieses voll war, oder daß es auf einen Kranken mit einem derartigen Fall nicht eingerichtet war; es verweigerte die Aufnahme. Man machte sich wieder auf den Weg, und der Unglückliche wanderte auf diese Weise durch die ganze Stadt von einem Lazarett zum andern. Es würde besser für ihn gewesen sein, wenn er von den Preußen aufgehoben worden wäre. Viel schlimmer waren noch diejenigen Soldaten daran, die von irgend einer Krankheit befallen waren, welche man für ansteckend halten konnte. Da die Intendantur nicht die besonderen

Lazarette oder Hospitäler bezeichnet hatte, wo sie untergebracht werden sollten, so fanden die Träger nirgends Gelegenheit, sie abzusetzen, da alle Thüren sich vor ihnen schlossen. Es kamen äußerst peinliche Scenen vor. Als man einen Pockenkranken mit Gewalt in ein Lazarett gebracht hatte, ordnete der Oberarzt die Hinausschaffung seiner sämtlichen Verwundeten an und machte in einem veröffentlichten Schreiben die Intendantur für die Folgen verantwortlich, die diese Maßnahme haben könnte.

Unvorsorglichkeit und Unordnung, von oben bis unten bei der französischen Verwaltung, das war die Ursache unserer Niederlagen und unserer Leiden. Hier trat die Privatwohlthätigkeit glücklicherweise für alles ein. Sie machte sich während jener Belagerungszeit in Paris in ganz außerordentlicher Weise geltend, dabei war sie erfinderisch, mannigfaltig und warmherzig: ich würde alle Beiwörter erschöpfen müssen, die sich auf ihre großartige Wirksamkeit anwenden lassen, wenn ich sie richtig charakterisieren wollte. Sie wußte sich jedem Bedürfnis anzupassen und jede Form anzunehmen. Niemals war man in allem kläglicher daran, und niemals gab man mehr. Es gab keine Wohlthätigkeitsveranstaltung, die vergebens das Publikum angesprochen hätte. Die Hospitäler und die Lazarette waren mit Betttüchern, Servietten und Wäsche jeder Art vollgestopft. „Wir haben Charpie auf zehn Jahre," sagte mir der Doktor Mallez, der Oberarzt des Lazarens im Théâtre Français, „und ich habe so viel alte Hemden zu Hause, daß ich mein ganzes Viertel damit versorgen könnte." Als die Kälte streng wurde, bildete man eine Hilfsgenossenschaft, um unsere Soldaten zu bekleiden; sie brauchte nur eine Ankündigung in die Zeitungen zu setzen und Flanell, Tuch und Molton strömten lawinengleich in ihre Vorratsräume. Nach den großen Schlachten von Villiers und Champigny fürchtete man, es könnte an Betten für die Verwundeten fehlen und forderte deshalb die Pariser auf, die Rekonvalescenten bei sich aufzunehmen, um für neu hinzukommende Verwundete Platz zu schaffen. Am nächsten Tage liefen mehr als zwanzigtausend Angebote bei der Präfektur ein. Von allen Seiten thaten sich neben den Gemeinde-Kantinen eine Menge Privateinrichtungen auf, von denen die einen den Zweck verfolgten, die Bedürftigen zu speisen, die anderen, ihnen Arbeit zu geben.

Alle Pariserinnen waren, was Eifer und Hingebung betrifft, bewundernswert. Es gab keine, die sich nicht entweder irgend einem Lazarett, der Führung einer Kantine oder dem

Besuch der Armen gewidmet hätte, um sich von ihren Bedürfnissen zu überzeugen und ihnen Unterstützung zu bieten. Es entstanden eine Menge Genossenschaften, von denen die berühmteste die der „Schwestern Frankreichs" ist, die ich als Muster anführe. Ich thue das nicht etwa, weil sie mehr Dienste geleistet oder mehr Hingebung als die anderen bewiesen hätte, sondern weil man bei dieser Art von Schilderungen auswählen muß, da nur die Einzelheiten interessieren. Es würde, wenn man von allen sprechen wollte, geradezu unmöglich sein, etwas anderes als allgemeine Redensarten zu machen. Man muß in diesem Falle sich das Wort Vergils vergegenwärtigen: „ab uno disce omnes" (nach einem Einzelnen beurteile alle).

Herrn Emile Barrault gebührt die Ehre, die Genossenschaft der „Schwestern Frankreichs" begründet und dieselbe organisiert zu haben. Er gehörte zum Civil-Ausschuß der Verteidigung, und es gingen ihm täglich eine Menge von Plänen durch die Hände, von denen der eine immer abenteuerlicher war als der andere. In einer Sitzung wurde seine Aufmerksamkeit durch den sehr lebhaften und warmen Brief einer Frau erregt, worin die Schreiberin klagte, daß man unter so vielen socialen Kräften, mit denen man nichts anzufangen wüßte, eine der mächtigsten und wirksamsten unbenutzt ließe, die der Frau. Man verlangte von den Bürgern den Dienst als Soldat: weshalb forderte man von den Frauen nicht die Dienste von Wäscherinnen, Krankenwärterinnen, Lebensmittel-Verteilerinnen, oder Näherinnen; weshalb requirierte man sie nicht für alle Arten von Dienstleistungen, zu denen sie schon von der Natur bestimmt seien?

Sie auf dem Verwaltungswege zu „requirieren," gab es kein Mittel. Ganz Frankreich hätte ein Gelächter erhoben, obgleich in Wahrheit der Gedanke an sich gar nicht so lächerlich war. Konnte man aber nicht eine Laien-Legion von Volontairinnen der Hingebung errichten, die sich entweder mündlich oder schriftlich auf Ehre verpflichteten, sich den Befehlen einer einzigen Leitung unterzuordnen, in allen Stücken zu gehorchen, alle Dienste zu leisten, die man von ihnen forderte, und die erst nach dem Kriege wieder frei über sich sollten verfügen dürfen? Aus diesem Gedanken gingen die „Schwestern Frankreichs" hervor, die nichts weiter sind als zeitweilige „Graue Schwestern" im Laienstande.

Herr Emile Barrault widmete sich dieser Einrichtung mit großem Eifer. Man wird verstehen, ohne daß es einer Aus-

einandersetzung bedarf, wie delikat die Aufgabe war und an welcher Klippe sie zu scheitern drohte. Die weiblichen Freiwilligen waren zahlreich; aber man durfte nur Personen von unbescholtener Moralität annehmen; man mußte sogar solche ausscheiden, die sich in unbesonnenem Eifer der Genossenschaft anschließen wollten, deren Begeisterung sich aber alsbald abkühlen mußte. Endlich (und das war nicht die kleinste Sorge in einer so zum Spott geneigten Stadt) kam es darauf an, keinerlei Vorwand zu Geldschwindeleien zu geben, das Publikum nicht durch unwillkommene Bittgesuche zu belästigen, vielmehr sich an den eigenen Kräften genügen zu lassen.

Die meisten dieser Schwierigkeiten wurden überwunden. Herr Barrault ging an alle Thüren von Paris, fand dort zahlreiche leerstehende Häuser, und erhielt von den Eigentümern die Erlaubnis, dieselben in Lazarette umzuwandeln. Er logierte seine Neophyten dort ein und beauftragte sie, in der Nachbarschaft Betten, Wäsche und Arzneien zu suchen. Was das Geld anbelangt, so erging ein striktes Verbot, dort irgend anderes zu haben als das, was die Schwestern von Hause mitbrächten.

Denn es gehört zu den Regeln ihres Ordens, daß die Schwestern sich aus eigenen Mitteln beköstigen müssen. Man kann sich denken, daß es bei der ganzen Einrichtung nicht ohne einige Plänkeleien von Eigenliebe abging; es gab Zänkereien, und es gehörte ein gewisser Scharfblick dazu, die „Mütter" unter solchen auszuwählen, die zur Aufrechterhaltung ihrer Autorität große Festigkeit mit Sanftmut verbanden.

Schließlich ordnete sich alles nach Wunsch. Man richtete etwa dreißig Lazarette ein, teils bewegliche, teils stehende; die einen für die Verwundeten, die anderen für die Kranken bestimmt, ohne die Unglücklichen auszuschließen, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren. Diese Lazarette werden von Schwestern bedient, deren Anzahl der Bedeutung der Anstalt entspricht, sie wohnen dort und weichen nicht, weder Tag noch Nacht, bis man sie von ihrem Posten abruft. Ihre Tracht ist keineswegs gleichmäßig; sie ist nur allgemein dunkelfarbig mit dem Genfer Roten Kreuz als einzigem Schmuck. Es giebt darunter einige Frauen der besten Kreise; viele sind aus dem Kleinbürgertum; einige bejahrte haben Söhne in der Armee und glauben, indem sie die Kinder anderer Leute pflegen, im voraus die Sorgfalt zu vergüten, die man den ihrigen widmen wird; andere jüngere (unter fünfundzwanzig Jahren läßt man

keine zu) hat der Krieg ihrer gewohnten Arbeit beraubt und sie suchen in der Ermüdung des Körpers eine Entlastung für die Trauer ihres Gemüts; in anderen endlich glüht das Feuer der Barmherzigkeit und sie verlangen von ihrer Hingabe nichts weiter als die Wonne, sich aufopfern zu dürfern.

Ich habe mit Herrn Emile Barrault einige von diesen Lazaretten besucht. Die Einrichtung ist keineswegs gleichmäßig, da sie sich in Häusern einrichten mußten, die man ihnen leihweise überlassen hat und die sie, so gut sie konnten, mit allem möbliert haben, was sie in der Nachbarschaft auftreiben konnten. Sie haben das Gute an sich, daß sie nur eine kleine Anzahl von Kranken aufnehmen können und daß sie sehr gut gelüftet sind; eines von denen, die ich gesehen habe, in Montrouge, hatte die Fenster auf einen weiten Garten hinaus, der zur Wohnung gehört. Ringsum Einsamkeit und Ruinen. Kein einziger Bäcker, kein einziger Krämer, nicht einmal ein Weinhändler.

„Und auf welche Weise beköstigen Sie sich?" fragte ich die Schwester, die uns führte.

„Des Morgens gehen wir nach Paris, um Einkäufe zu machen. Aber meistens leben wir von in Wein getauchtem Brot."

Die junge Person, die mir das sagte, war eine Engländerin, die seit einem Monat mit ihrer Schwester unter der Leitung einer „Mutter" dort lebte. Sie zeigte mir den Pferdestall, denn es ist ein Pferd vorhanden, um die Kranken fortzuschaffen.

„Der Stallknecht bin ich," sagte sie lachend.

Sie hatten an jenem Tage zwei geheilte Pockenkranke entlassen und erwarteten friedlich und heiter, trotz dieser für sie so neuen Mühewaltungen deren andere. Ich war während des ganzen Verlaufs dieser Besuche, die uns in die verschiedensten Stadtviertel geführt haben, von der Ehrerbietung überrascht, welche diese freiwilligen Krankenpflegerinnen dem Vertreter der Laienbehörde gegenüber an den Tag legten. Sicherlich, die Priester, welche die Klöster gegründet haben, waren große Meister der Lebenskunst, die das Herz der Frauen gründlich kannten; aber dennoch bin ich zu dem Glauben geneigt, daß es das religiöse Element allein nicht ist, auf welches diese Entsagungen und Gelübde zurückzuführen sind, die von dem Katholizismus den Ungläubigen immer entgegengehalten werden. Vielleicht, wenn man gründlich untersuchen wollte, würde man in der Menschennatur ein Bedürfnis finden, sich

hinzugeben und zu gehorchen, das diejenigen, welchen die Gabe des Befehlens verliehen ist und die moralische Kraft besitzen, nach ihrem Willen leiten können.

Eigentümlich! die Persönlichkeit, welche den Brief unterzeichnet hat, von dem diese ganze Bewegung ausging, ist in der Genossenschaft gar nicht aufgetreten. Sie trug einen kompromittierenden Namen, und so hat man sie denn ersucht, zu gestatten, daß man den Gedanken, den sie angeregt hatte, ohne sie ausführte. Seufzend hat sie sich dazu verstanden. Noch ein Herzeleid war ihr vorbehalten. Sie legte besonderen Wert (da sieht man wieder die Frau) auf eine Einzelheit der Tracht, die sie sich ausgedacht hatte. Es handelte sich um eine besonders geformte Haube, an der die „Schwestern Frankreichs" kenntlich sein sollten. Die Gründer haben diese Haube unterdrückt.

„Ach! meine Idee ist verloren!" hatte sie schmerzlich ausgerufen.

Nein, gewiß nicht. Ihre Idee war richtig und hat sich viel weitreichender bestätigt, als sie ohne Zweifel vermutet hatte. Wieviel, liegt schon in der Zusammenstellung dieser beiden Worte „Laien-Schwestern!" welche Aussichten eröffnet dieselbe!

Wer weiß, ob sich durch diese Antithese nicht die Frage der Mädchenerziehung lösen ließe. Ein Aufgebot von Frauen, die zwei Jahre ihres Lebens dem Unterricht widmen würden!... Man lächle nicht! die Sache ist ernst, sehr ernst. Die Zukunft spart uns noch ganz andere Überraschungen auf.

Wer weiß, ob sich von dieser Belagerung nicht eine Ära der Wiedergeburt herschreiben wird, ob nicht gerade aus dem Übermaß unseres Unglücks furchtbare Lehren erwachsen werden, deren Nutzbarmachung uns vergönnt sein wird. Dieser Krieg hat uns viele Fehler zu Gemüte geführt, von denen wir uns kaum träumen ließen; an uns ist es jetzt, sie zu verbessern und Frankreich neu zu schaffen. Er hat auch große Eigenschaften in helles Licht gestellt, die wir vielleicht gar nicht an uns vermuteten, und die besonders die Provinz, die uns nach unseren verteufelten Spottgewohnheiten beurteilt, bei uns nicht zu finden erwartete. Ich habe mir die Freude gemacht, sie mit kräftigeren Strichen hervorzuheben, und meine Entschuldigung, angesichts dieser zahlreichen Einzelheiten, liegt in dem sehr gerechtfertigten Wunsche, daß ich unsere Frauen, bei denen Frivolität nichts als ein leichter Firnis ist, die im Grunde jedoch ernst, gut, opferfähig und, um alles mit einem Wort

zu sagen, französisch sind, besser kennen und schätzen lehren wollte.

Eine durchaus beglaubigte Anekdote wird sie in ihrem wahren Lichte zeigen.

Eine alte Dame, die vor der Belagerung in guten Verhältnissen lebte, sogar fast reich war, sah sich, als die Preußen vor Paris anlangten, zu Grunde gerichtet. Sie entließ ihre Dienstboten, versah selbst ihre Wirtschaft und ging jeden Tag beim Bäcker und Fleischer mit Queue machen. Sie hatte bis dahin mit ihrem Sohne zusammengelebt, der zu Anfang des Krieges in das Heer eingetreten war. Die Abwesenheit dieses inniggeliebten Sohnes war für sie ein großer Kummer. Sie lebte, als hätte sie ihn noch bei sich, unter ihren Augen. Nachdem sie ihr Mittagsessen bereitet, stellte sie täglich zwei Gedecke auf den Tisch, das ihres abwesenden Sohnes und ihr eigenes. Sie teilte ihre magere Portion in zwei Teile; und nachdem sie ihr eigenes Mahl beendet, stieg sie mit dem ihres Sohnes zu einer kranken alten Nachbarin hinauf.

Damit fuhr sie während der ganzen Belagerung fort, ohne auch nur einen einzigen Tag zu versäumen, und ich kenne nichts Zarteres und Rührenderes als in solcher Weise geübte Wohlthätigkeit.

Zehntes Kapitel.

Die Beschießung. — Die Kapitulation. Übergabe.

Vor dem Fort Rosny befindet sich ein ziemlich großes Plateau, welches vom Feuer dieses Forts bestrichen wird, und von dem aus man die Straße nach Chelles beherrscht: es ist dies das Plateau von Avron. Zu Beginn der großen Schlacht vom 30. November und 2. Dezember war es ohne Schwertstreich vom Admiral Saisset besetzt worden, der sich hier mit einer ziemlich bedeutenden Truppenmacht aufgestellt und durch seine Artillerie die strategische Bewegung, die sich vollzog, unterstützt hatte. Seitdem hatte man es behauptet und der Gouverneur hatte große Schiffskanonen von bedeutender Tragweite dort postiert.

Der Besitz dieses Plateaus hatte uns über den übeln Erfolg des großen Ausfalls getröstet. „Man ist gezwungen worden, wieder über die Marne zurückzugehen, das ist richtig,“

sagten wir, „aber wir haben das Plateau von Avron behauptet, es gehört uns, die Preußen haben es uns nicht entreißen können.“ Die Zeitungen unterhielten uns jeden Morgen von der Wichtigkeit dieser Stellung, und von der bedeutenden Rolle, die sie bei den sich vorbereitenden Ereignissen zu spielen berufen sei. Wir vergaßen eins dabei, was doch so nahe lag: wenn der Besitz dieses Plateaus so große Vorteile bietet, weshalb hat man es nicht vor drei Monaten in Besitz genommen, was man unter dem Feuer des Forts von Rosny ungestraft hätte thun können? Aber so genau prüften wir nicht, d. h. wenn ich sage wir, so meine ich damit das große Publikum, das sich auf kriegerische Dinge nicht versteht und alles für wahr hält, was man ihm erzählt. Wie schliefen also sehr ruhig unter der Versicherung, daß das Plateau von Avron eine schöne Eroberung sei, und daß die Preußen es uns niemals wieder entreißen würden.

Das Armeecorps, von welchem es besetzt war, befand sich gleichfalls in diesem süßen Wahn. Unsere Truppen froren dort, denn die Kälte war furchtbar, und das Thermometer, das in Paris acht bis zehn Grad zeigte, sank auf diesem, allen Winden ausgesetzten Plateau bis auf zwölf; aber zu glauben, man würde jemals dort angegriffen werden, das fiel niemand ein.

Da erhob sich eines Morgens, in der Dämmerung, als unsere Leute in aller Unschuld ihre Lagerstatt verließen, um an ihre gewohnte Beschäftigung zu gehen, plötzlich ein furchtbares Getöse: es kommt von einer, zwei, drei Batterien, die zu gleicher Zeit schießen; die Granaten kreuzen sich in der Luft mit jenem eigentümlich pfeifenden Laut, den die Pariser genug Gelegenheit hatten kennen zu lernen, und fallen dicht wie Hagel auf dem Plateau nieder; auf dem frostharten Erdboden platzen sie; es ist wie eine vorüberziehende Eisen- und Feuertrombe, die alles verwüstet. Im ersten Augenblick scheint die Unordnung unaussprechlich gewesen zu sein. Geblendet, bestürzt suchten sich die Soldaten zu retten, doch bald kam man wieder zur Besinnung. Mit heroischer Kaltblütigkeit eilten die Kanoniere zu ihren Geschützen, um das Feuer des Feindes mit gleicher Heftigkeit zu erwidern. Man deckte die übrigen Truppen, so gut man konnte, in den Laufgräben und hinter natürlichen Hindernissen, und nun begann der Artillerie-Zweikampf zwischen unseren Batterien und denen der Preußen.

Jener erste Tag war entsetzlich. Der amtliche Bericht, den man den Parisern des Abends gab, gestand nur acht Tote

und fünfzig Verwundete ein; vielleicht sagte er die Wahrheit, aber die moralische Wirkung war ganz heillos. Alle, denen es vergönnt war, Zeugen dieses Bombardements zu sein, sprechen davon nur mit Staunen und Entsetzen. Niemals hatte man etwas Ähnliches gesehen. Es war ein unaufhörlicher Regen von Geschossen, die nach allen Richtungen flogen und Menschen und Pferde durchlöchert und von entsetzlichen Wunden zerrissen zu Boden warfen. Ein düsterer, schneeerfüllter Himmel hüllte diesen Schauplatz der Verwüstung in einen grauen Schleier. Man hatte zur Deckung nichts als einige Gräben, die kaum als Schutz gelten konnten. Eine nackte Ebene, die fernhin das entsetzlich großartige Schauspiel übersehen ließ, wo jeder, sobald er einen Kameraden fallen sah, sich sagte, nun wird bald die Reihe an dich kommen. Tapfer hielten die Truppen diesen Anprall aus, aber nach den ersten Stunden wurde es einleuchtend, daß man sie nicht lange diesem unaufhörlichen Feuer, dessen Heftigkeit sich noch verdoppeln konnte, würde aussetzen können. Es hätte sofort ein Beschluß gefaßt werden müssen, aber die Furcht vor der öffentlichen Meinung stand hemmend im Wege. Was würde die Pariser Bevölkerung mit ihrer Empfänglichkeit für jeden Eindruck, mit ihrem Hange zu vorschnellen Urteilen wohl sagen, wenn sie erführe, daß man eine Stellung aufgäbe, deren glänzende Vorteile man ihr mit so großer Beflissenheit aufgezählt hatte? Man hielt also die Nacht vom 28. zum 29. tapfer aus, indem man sich ohne Zweifel einredete, die Schutzpatronin von Paris, die heilige Genoveva, würde vom Himmel herabsteigen, um die Kanonen der Preußen zu berühren und sie schweigen zu machen. Mit dem Morgen fing das Bombardement wieder an, wie man erwarten mußte, weniger heftig zwar als am Tage vorher; und schon beglückwünschte man sich dazu, als am Nachmittage neue Batterien demaskiert wurden: Es waren jetzt ihrer acht, die gleichzeitig jenes unglückliche Plateau angriffen; die einen schossen in der Front, die anderen nahmen es von der Seite, und diesmal waren es die berühmten Kruppschen Kanonen, die in Thätigkeit traten. Sie waren außerhalb der Tragweite unserer Geschütze aufgestellt und schleuderten mit sicherem Wurf ihre hundert Kilogramm schweren Granaten. Fünfhundert Schritt vor ihren Mündungen fielen unsere Kugeln unwirksam nieder. Telum imbelle sine ictu! Man erzählt, daß unsere mit Marinefernrohren versehenen Offiziere beobachten konnten, wie die deutschen Kanoniere, wenn eine unserer Kugeln vor ihren

Linien niederfiel, dieselbe ironisch grüßten und unseren verblüfften Seesoldaten spöttisch eine Nase machten.

Die Stellung war nicht mehr zu halten, weder für unsere Infanterie, die Gewehr bei Fuß unter diesem Hagel von Geschossen ausharrte, noch für unsere Kanonen, welche die Granaten durch Niederschmettern ihrer Bedienung zum Schweigen brachten. Man wartete die Nacht ab, um den Befehl zum Rückzuge zu geben. Derselbe war weder leicht noch sicher, denn die feindlichen Mörser, die im stärksten Bogen und direkt den Weg beschossen, den man nehmen mußte, machten ihn sehr gefährlich, und dabei kam es darauf an, in einigen Stunden ein Material vollständig fortzuschaffen, zu dessen Anfuhr und Aufstellung man drei Wochen gebraucht hatte. Um das Unglück voll zu machen, kam weiter hinzu, daß der von der Kälte erhärtete Schnee den Hufen der Pferde nur noch eine einzige Glatteisfläche bot. Wie überall, benahmen sich die Seesoldaten auch hier heldenhaft und erhaben. Sie spannten sich vor ihre Geschütze und zogen sie auf diesem gefährlichen Eise unter dem entsetzlichen Feuer der Preußen bis zum sicheren Ort. So wurde diese schleunige Räumung fast zum Triumph. Aber traurig war es doch, das muß man gestehen, daß wir soweit gekommen waren, nur noch glückliche Rückzüge als Siege rechnen zu können. Das Bulletin, das diese Nachricht dem Publikum ankündigte, verbreitete bei uns eine Aufregung der Gemüter, die man sich leicht vorstellen kann. Es sprach von der „neue Phase," in welche die Belagerung eingetreten sei, und gab ziemlich deutlich zu verstehen, daß diese neue Phase nichts anderes wäre als die Beschießung. Es fügte allerdings hinzu, daß dieselbe lange schon erwartet worden wäre, und daß sie „die Art und Weise der Verteidigung abändern würde, ohne jedoch weder ihren Hilfsmitteln noch ihrer Energie zu schaden."

Die ganze Bevölkerung war im ersten Augenblick wie betäubt, aber nur zu bald machte das Erstaunen dem Zorne Platz. Was! seit vier Monaten hätten wir das Plateau von Avron besetzen können; seit einem Monat hatten wir es thatsächlich besetzt gehabt, ohne einen einzigen Tag dort beunruhigt zu werden, und man hatte dort keine von den Arbeiten ausgeführt, die nötig gewesen wären, um sich zu verschanzen und zu behaupten! Hatten doch die Preußen, nachdem sie Le Bourget besetzt, sogar unter dem Feuer des Forts von Aubervillers, es in drei Wochen ermöglicht, diese Stellung genügend zu befestigen, um sowohl eine Beschießung wie einen Sturm

aushalten zu können. Wir konnten etwas davon erzählen. Und wir, wir waren nach einer Beschießung von zwei Tagen genötigt, den Rückzug anzutreten, ohne dem Feinde den geringsten Schaden gethan, beinahe ohne ihn gesehen zu haben? Woran dachten denn unsere Generale? Woran dachten unsere Ingenieuroffiziere?

Was uns aber noch weit mehr beunruhigte, das war die Demaskierung so vieler Batterien, von denen wir bisher gar nichts gewußt hatten. Die Preußen hatten also 4—5000 Meter von unseren Linien riesige Werke errichten können, ohne daß wir die geringste Ahnung davon hatten, ohne daß ein Plänkler uns davon benachrichtigt hätte. Gut! aber wer stand uns dafür, daß diese plötzlich demaskierten Batterien die einzigen waren, daß sie nicht vielmehr nur der Teil eines Gürtels waren, den man um Paris gezogen, und daß nicht nächsten Tags ein furchtbares Feuer im gesamten Umkreise auf uns eröffnet werden würde? Dieses Feuer fürchtete man nicht, ich nehme dafür alle Pariser, die dieses Buch lesen, zu Zeugen, man erwartete es mit männlicher Ergebung; aber man fühlte, wie unsere Angst sich verdoppelte bei dem Gedanken, daß unsere Generale nichts davon vorhergesehen hatten, daß sie ebenso überrascht waren wie wir selbst, die wir doch sehr zu entschuldigen waren, da man nicht aufgehört hatte, uns in eitle Selbsttäuschungen einzuwiegen. Wir gingen im Geiste die Geschichte aller früheren Belagerungen durch. Wir fanden dort stets, daß die Belagerten unaufhörlich die Belagerer bei ihren Arbeiten beunruhigten, daß sie ihre Werke zerstörten, die Kanonen vernagelten; daß sie den Erdwerken, den Laufgräben und den Parallelen, Parallelen, Laufgräben und Erdwerke entgegenstellten; und wir, wir hatten nichts gethan, oder vielmehr man hatte uns nichts thun lassen als zwei bis drei große zur Schau vorgenommene Ausfälle. Und dann werden wir plötzlich von einer schrecklichen Menge von Batterien niedergeschmettert, die wie ein Versatzstück in der Zauberposse, das aus der Versenkung aufsteigt, aus der Erde hervorgewachsen schienen.

Diese Batterien schilderte man uns mit vielen Einzelheiten in ihrer furchtbaren und sinnreichen Konstruktion. Sie waren dreistöckig, hinter Brustwehren versteckt, die sie vor unseren Granaten schützten; ferner standen sie auf Eisenbahnschienen, um den Platz wechseln zu können und auf diese Weise die Beobachtung des Feindes beim Zielen zu täuschen. Die Bedienungsmannschaften verbargen sie wie die Maulwürfe in

künstlich angelegten Gruben und liefen, da sie niemals ungedeckt standen, keinerlei Gefahr. — „Ja, das sind Schlauköpfe! . . .“ riefen die militärischen Berichterstatter zum Schluß. Und wir, wir konnten nicht umhin uns zu sagen: „Sollte es denn unseren Artillerieoffizieren so schwer fallen, auch ihrerseits Schlauköpfe zu sein?“ Alle diese Ideen erscheinen sehr einfach; weshalb haben sie solche nicht zuerst gehabt? oder weshalb haben sie, wo sie dieselben durch schlauere Gegner ausführen sahen, nicht die Schlauheit besessen, sie sofort nachzuahmen? Und wir empfanden innerlich einen heimlichen Unmut über unsere Unwissenheit. Die Leute vom Fach antworteten uns nur achselzuckend mit verächtlicher, hochmütiger Miene, und wir waren aufgebracht über unsere Ohnmacht, sie zu überzeugen. Sie stürzten uns ins Verderben, das war nur zu augenscheinlich; aber doch gab es weiter niemand als sie, die uns retten konnten; wir waren besonnen genug, um das einzusehen, und so wiederholten wir denn nur immer mit gefalteten Händen und beschworen sie, entweder zart oder bitter, oder auch verzweifelt und selbst wütend: „Thut etwas . . . was, wissen wir nicht . . . was ihr wollt . . . aber, um Gottes willen! thut etwas!“

„Thun Sie etwas!“ wiederholten Herrn Trochu seine Räte, seine Freunde und auch seine Kollegen, die nicht ohne eine gewisse Unruhe die Flut des Unwillens beim Volke steigen sahen. Das dumpfe Gerücht von ernsten Meinungsverschiedenheiten, die bei dieser Gelegenheit unter den Mitgliedern der Regierung ausgebrochen wären, fand seinen Weg in das Publikum, und Trochu, der niemals um Proklamationen verlegen war, griff alsbald zur Feder: er schrieb, schrieb, schrieb. „Ich erkläre hiermit,“ sagte er eines Tages, „daß wir in den Sitzungen der Regierung den Nöten und den Gefahren des Landes gegenüber in dem Gedanken und der Hoffnung auf seine Befreiung sämtlich durchaus einmütig sind,“ und ein anderes Mal entschlüpfte ihm der folgende so unglücklich emphatische Ausspruch: „Beruhigt euch: der Gouverneur von Paris wird nicht kapitulieren.“ Beim Lesen dieser allzu bretonischen Albernheiten fühlte man einen sehr natürlichen Verdruß. Handelte es sich doch bei dieser Angelegenheit nicht um den Gouverneur von Paris, sondern um die Stadt selbst. Was nützte es uns, daß er erklärte, die Kapitulation nicht unterzeichnen zu wollen, wenn wir gezwungen waren, dieselbe abzuschließen.

Die extreme Partei, die auf jede Gelegenheit lauerte, wieder

obenauf zu kommen, hatte wohl eingesehen, daß dieses düstere Mißtrauen ihr sehr zu statten kam. Sie fing wieder an von dieser ewigen „Commune“ zu reden, die sich im passenden Augenblick bei schwierigen Lagen immer wieder einstellte, wie das „nehmen Sie mir meinen Bären ab“[1] des Vaudevilleschreibers. Durch den Journalismus konnte sie nicht wirken, denn sie hatte kaum noch Blätter für sich, die in Aufnahme standen. So nahm sie denn zu den Anschlagzetteln ihre Zuflucht; wir sahen einen solchen von blutroter Farbe an unseren Mauern, der uns zur Empörung aufrief, indem er die Regierung des Verrates und die Bürgerschaft der Feigheit beschuldigte. Die Männer, welche die Gewalt in Händen hatten, hielten es für notwendig, diesem Aufruf zum Bürgerkriege gegenüber einzuschreiten; sie veröffentlichten eine Proklamation, worin sie erklärten, daß gegen die Verfasser jenes aufrührerischen Plakats Verfolgung eingeleitet sei. Aber man weiß ja doch, wie die Sache gemacht wird: die wirklichen Anführer stellen sich niemals in den Vordergrund; gewöhnlich faßt die Behörde nur die Strohmänner, die Gliederpuppen der Partei.

Von den Maires gehörte, wie ich schon erwähnt habe, eine ziemlich große Anzahl zur Partei der „Commune.“ Es waren das weder die geschicktesten noch die thätigsten Verwaltungsbeamten, vielmehr waren es diejenigen, welche, weil sie hinter sich eine gut geeinigte Partei fühlten, sich am meisten in die Politik mischten und den größten Lärm machten. Sie hatten zu Versammlungen von Maires aufgefordert, wo geprüft werden sollte, wie die Verteidigungsarbeiten bei der Belagerung geleitet würden, und der Regierung Beschwerden vorgetragen werden sollten. Aus diesen Beschwerden wären bald Befehle geworden. Die auf der Straße besiegte Commune versuchte sich durch die halboffene Thür einer zweifelhaften Gesetzlichkeit aufs neue einzuschleichen.

„Wir sind ja unter den gegenwärtigen Umständen die einzigen Vertreter des allgemeinen Stimmrechts,“ sagten jene Herren. „Von ihm haben wir unsere Vollmachten; die Mitglieder der Regierung verdanken die ihrigen nur einer Revolution.“

„Man hat euch allerdings gewählt,“ antworteten wir, „aber zu einem bestimmten Zweck, mit dem beschäftigt euch also. Ihr seid Gemeindebeamte: so haltet euch in den Grenzen

[1] Bär, ours, ein von allen Direktoren zurückgewiesenes Lustspiel.

eurer Gemeindeangelegenheiten. Es fehlt euch da nicht an Arbeit; die eurige wird im allgemeinen sehr schlecht besorgt. Kehrt zu ihr zurück."

Diese Erörterung hätte noch lange dauern können, weil niemand mit seinen wahren Gründen herausrückte.

„Ich begehre die Macht," hätte der eine Teil einfach sagen müssen.

„Und ich," hätte der andere antworten können, „will nicht, daß du sie bekommst, weil mein Mißtrauen zu dir noch größer ist als meine Unzufriedenheit mit denen, welche sie jetzt besitzen. Ich habe keine Lust, um einen trivialen, aber kräftigen Ausdruck zu gebrauchen, mein einäugiges Pferd gegen ein blindes zu vertauschen."

Diese zu so ungelegener Zeit wieder beginnenden Streitigkeiten verkündeten den aufmerksamen Beobachtern einen neuen Straßenkrawall. Es war offenbar, daß er stattfinden würde, sobald eine große Erregung der Bevölkerung ihm dazu Gelegenheit bieten sollte, und diese so traurige Aussicht vermehrte noch unsere Besorgnisse hinsichtlich der Beschießung.

Diese Beschießung dauerte mit kaum nachlassender Heftigkeit fort. Sie hatte sich zuerst auf die östlichen Forts, auf die von Rosny und Nogent beschränkt, dann hatte sie sich allmählich auf die im Süden in Montrouge, Bicêtre und Issy ausgedehnt, darauf auf den Nordosten, wo sie sich gegen Aubervilliers versucht hatte, und man sah schon den Moment herangekommen, wo sie auch den Norden erreichen und Saint-Denis in Angriff nehmen würde. Die Luft um Paris war von einem fast beständigen Kanonendonner erfüllt, an den wir uns schließlich gewöhnt hatten. Einige Schüsse, die lauter krachten, mit einem noch schärferen und furchtbareren Geräusch, machten uns wohl noch erbeben, aber man beruhigte sich mit dem Gedanken, daß es eines unserer braven Marinegeschütze gewesen, das den Preußen Kartätschen entgegengespieen. Jeden Morgen, wenn wir die Zeitung vornahmen, suchten wir nach den Schäden des vergangenen Tages; die amtlichen Berichte lauteten sehr beruhigend. Sie teilten uns mit, daß unsere Forts trefflich Widerstand geleistet hätten, kaum daß der Hagel von Geschossen die Steine geritzt hätte. Die Verluste an Leuten waren unbedeutend. Man redete uns von dreißig Granaten, die in der Minute fielen, und am Ende des Tages gab man einen Mann als tot und zwei als verwundet an. Das konnte alles wahr sein, denn eine Beschießung hat mehr den Zweck, zu erschrecken als wirklichen Schaden

anzurichten. Unglücklicherweise sogen wir an den überzuckerten Reden unserer Regierenden den Honig nur zur Hälfte. Wir hatten sie einige Male beim Lügen auf frischer That ertappt, und die Unbedenklichkeit, mit der sie sich dazu verstanden hatten, uns zu täuschen, hatte uns mißtrauisch gemacht. Ich will nur ein Beispiel dafür aus der allerletzten Zeit anführen. Als wir uns vom Plateau von Avron zurückzogen, hatte die Regierung uns immer gesagt, daß diese Räumung von untergeordneter Bedeutung wäre, weil die Preußen die Stellung nicht behaupten könnten, da sie sich dort unter dem Feuer des Forts von Rosny befinden würden. Niemals hätten wir die Sache in Zweifel gezogen, und nun mußten wir, als uns eines Tages der „Moniteur prussien de Seine et Oise“ zufällig in die Hände fiel, in diesem lesen, daß der Feind dieses selbe Plateau von Avron besetzt hatte, auf das er, wie man uns versichert, sich nicht wagen konnte.

Bah! dachten wir, das ist eine der gewöhnlichen Prahlereien der preußischen Krautjunker. Am nächsten Tage wird uns gerade durch zwei militärische Rapporte, unterzeichnet vom General Schmitz, mitgeteilt, daß „unsere Truppen starke Rekognoszierungen auf dem Plateau von Avron vornehmen, daß sie dort Gefangene machen, daß sie die preußischen Posten vertreiben, die sich dort festgesetzt haben; daß sie eine große Mauer umgestürzt haben, hinter welcher der Feind sich bei Tage deckte. Wenn man nun auf dem Plateau von Avron Gefangene machte, so mußten sich dort doch wohl auch feindliche Soldaten befinden. Die Folgerung war klar. Sie befanden sich dort nur in geringer Anzahl, zugegeben! sie konnten uns keinen großen Schaden thun, auch das zugegeben! aber schließlich waren doch welche da, und da sagten wir uns denn leise, daß es besser gewesen wäre, es gleich einzugestehen; daß diese kleinliche Geheimniskrämerei sehr kläglich wäre; daß sie das Ansehen der Regierung minderte, indem sie das Vertrauen der Bevölkerung schwächte.

Man hatte es uns nicht positiv versichert, hatte uns aber glauben lassen, daß die Beschießung uns nicht erreichen würde; daß sie sich darauf beschränken würde, die Forts mit Granaten und Kugeln zu bedecken; daß sie vielleicht bis zur Umwallung vordringen, aber in keinem Fall die Verwüstung in die eigentliche Stadt tragen würde. Ich habe in einem vorhergehenden Kapitel erklärt, wie unsere Illusionen in dieser Beziehung entstanden waren, und wie sie so sehr bestärkt wurden, um nahezu unerschütterlich zu werden. Wir sollten bald ihre

Richtigkeit erkennen. Es war am 5. Januar bei Tage, als Paris zum erstenmal die preußischen Granaten sah. Es fielen solche in den Garten des Luxembourg und in den Kirchhof Montparnasse. Die Normalschule, die in der Rund'Ulm liegt, der Pferdemarkt, der Boulevard d'Enfer, die Rue Saint-Jacques bekamen einige ab. Zuerst herrschte in der Bevölkerung einen Augenblick Zweifel: „Sie thun es mit Bedacht," sagten die einen, „sie zielen auf die Kuppel des Panthéons oder auf die Türme von Notre-Dame." — „Durchaus nicht," antworteten die anderen, „es ist nicht Brauch, die Beschießung einer Stadt zu beginnen, ohne daß man es der Verwaltung in amtlicher Form mitteilt; das sind versprengte Granaten." Die Preußen haben ihre Stellungen sehr nahe an unsere Umwallung vorgeschoben; die Kugeln brauchen nur in einem etwas zu hohen Bogen geschossen zu werden, so gehen sie über das Ziel hinaus und fallen ganz aufs Geratewohl auf unsere Häuser."

So folgerten die Wohlwollenden. O wie wenig kannten sie diese nordischen Barbaren, diese Vandalensöhne, die Louis Blanc in seinem malerischen Stil mit Mohikanern verglich, welche die Polytechnische Schule durchgemacht hätten! Das waren nicht verirrte Granaten, die in dieser Weise anfingen auf die große Stadt, auf die notorische Kapitale der modernen Civilisation herabzuregnen; und wenn Herr von Bismarck gegen allen diplomatischen Brauch uns nicht vorher benachrichtigt hatte, so geschah es, weil er es nicht nötig hatte, sich Besiegten gegenüber irgendwelchen Zwang aufzuerlegen. Das ganze Corps der in Paris residierenden Gesandten und Konsuln protestierte gegen diese Verletzung der göttlichen und menschlichen Rechte; der Kanzler antwortete ihnen mit seiner sarkastischen Grobheit, daß es unsere Schuld wäre; daß wir ihn in diese traurige Notwendigkeit versetzt hätten, und daß er seine Hände in Unschuld wasche.

In der That, es war unsere Schuld! Weshalb leisteten wir so lange Widerstand? Weshalb boten wir nicht selber unsere Armee den Ketten und unsere Stirn der Schande dar? Es war sehr unrecht von uns, daß wir dem guten alten König Wilhelm das Herz brachen und ihn zwangen, uns so viel Böses anzuthun! Er war tiefbetrübt darüber; aber was war zu thun! er bot unsere Leiden als Opfer dem Gott der Schlachten dar, der ihn stets beschützt hatte. Er nahm zu Zeugen seine liebe Augusta und „unsern Fritz," und das ganze deutsche Haus! . . .

Die große deutsche Nation muß einen Freudenschrei ausgestoßen haben! Sie war es gewesen, die mit dem unwiderstehlichen Gewicht der öffentlichen Meinung zu dieser Beschießung gedrängt hatte. Zeitungen und Privatbriefe (wir nahmen deren viele den Gefangenen und Toten ab) hörten nicht auf in allen Tonarten zu wiederholen: „Aber beschießt man sie denn nicht? Weshalb zögert man denn so mit der Beschießung?" Sollte die tapfere deutsche Armee vor dem Gedanken einer Belagerung zurückschrecken? Woran denken unsere Generale? Durch das ganze gute, blonde, biedere Deutschland ertönte nur ein einziger Schrei, mehr ein Schrei der Eifersucht als des Hasses. Paris war ihm lästig. Es fühlte für diese Stadt jenen ingrimmigen Haß, mit dem ein mißgestaltes häßliches Frauenzimmer ein schönes Mädchen verfolgt. Es hätte ihm Vitriol ins Gesicht schleudern, mit seinem plumpen Fuß das reizende Gesicht zertreten mögen, um es dafür zu bestrafen, daß es herrlich, liebenswürdig und geliebt war, um es so zu machen, wie es selbst ist.

Eine ihrer Zeitungen, die „Kreuzzeitung," wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, die uns in die Hände gefallen war, hatte über diesen Gegenstand einen langen Artikel geschrieben, worin sie die berechtigte Ungeduld ihrer Landsleute zu beschwichtigen suchte. — „Seid ruhig," sagte sie, „man wird sie beschießen; aber Herr von Bismarck weiß, was er thut; das ist ein Schlaukopf. Er wartet den psychologischen Moment ab." Und nun erklärte der Schriftsteller, was er eigentlich unter dem psychologischen Moment verstände. Mit der feierlichen Pedanterie deutscher Formeln bewies er, da die Beschießung keinen anderen Zweck hätte, als auf die Gemüter zu wirken, so müßte man gerade den Zeitpunkt wählen, wo diese Gemüter sich am leichtesten erschüttern ließen; er bemerkte, daß dieser Zeitpunkt noch nicht gekommen sei; daß es gut wäre, wenn wir erst durch den Hunger, dann durch den Bürgerkrieg gelitten hätten, und wenn die Beschießung nun zu dem allen hinzukäme, so würde sie die Wirkung erzielen, die man berechtigt wäre, von ihr zu hoffen; das wäre dann der psychologische Moment. Das alles wurde in einem Schulmeisterton, in einem schwerfälligen, hochmütigen Stil vorgetragen, worin Henri Heine sofort seinen Berliner erkannt hätte.

Wie man bei uns über diesen „psychologischen Moment" gelacht hat, kann man sich denken. Der Ausdruck war Mode geworden und in die gewöhnliche Umgangssprache über-

gegangen. Man sagte stehend: „Ich habe Hunger; der psychologische Moment sich zu Tische zu setzen ist da.“ Sobald jemand eine Ungeschicklichkeit im Reden beging, warf man ihm vor, er habe nicht den psychologischen Moment erfaßt. Man hatte diesen psychologischen Moment in Liedern und Karikaturen angebracht, sodaß beim Niederfallen der ersten Kugeln in den Straßen von Paris alle Welt lachend rief: „Halt! nun glauben sie, daß der psychologische Moment gekommen ist!“

Aber nein, wie es scheint, war es noch nicht der psychologische Moment. Ich fürchte, man wird mich, wenn ich erzähle, in welcher Art die Pariser jene fatalen Gäste empfingen, der Übertreibung und Effekthascherei zeihen. Ich versichere jedoch, ich werde hier ebenso die Wahrheit sagen, wie ich mich bemüht habe, es überall zu thun. So befremdlich diese Mitteilung erscheinen mag, so ist sie doch durchaus genau; ich habe es gesehen, mit eigenen Augen gesehen, und wenn jemand daran zweifeln sollte, würde ich ihn auf alle Zeitungen aus jener Zeit verweisen, die es bezeugen. Das Bombardement, weit entfernt, Schrecken zu verbreiten, erregte bei der ganzen Bevölkerung nur eine lebhafte Neugierde. Man eilte zu ihr wie zu einem großen, eigentümlichen Schauspiel. Von Schreck, Stöhnen, Geschrei keine Spur; es fand im Gegenteil ein Ausbruch von Scherzen statt, bei dem jene den Parisern eigentümliche Geistesrichtung, die man die „Blague“ nennt, Wunder that wie einst das Chassepot. Die Straßenjungen und die armen Leute lauerten auf das Erscheinen einer Granate; kaum war dieselbe geplatzt, so stürzten sie sich auf die Stücke und verkauften dieselben als Belagerungs-Andenken. Es hatte sich eine Art Börse gebildet, wo die Granatsplitter nach ihrem Umfange oder der Seltsamkeit ihrer Formen notierten. Ein Stück, das noch warm verkauft wurde, galt fünfzig Centimes mehr. Um sie aufzulesen, wurden Unklugheiten begangen, welche die Ungeduld der Menge noch erhöhte. Sobald das Geschoß sich in die Erde eingegraben hatte, liefen Männer, Frauen und Kinder herbei, um es zu sehen. Die Regierung war genötigt, den Parisern durch eine Verfügung zu verbieten, sich gerade an den Orten anzusammeln, wo die Granaten niederregneten. Sie setzte in einem Rundschreiben auseinander, daß auf eine Granate, die auf einen bestimmten Ort fiel, fast immer eine zweite folgte und hinterher wohl noch eine dritte und es hieße mutwillig sich in Gefahr begeben, wenn man an solchen Orten sich aufhalte, nicht anders

als wenn man beim Regen sich unter eine Traufe stellen wollte. Man las die Proklamation, man fand sie sehr vernünftig, aber niemand kehrte sich daran. So ist der Pariser einmal. Unter den vorkommenden Scherzen war einer, der recht nach dem Pariser Straßenjungen schmeckt und wirklich drollig ist. Man hatte uns aufmerksam gemacht, daß, sobald jemand vor dem Herannahen einer Granate durch das bezeichnende Pfeifen, das ihren Flug begleitet, gewarnt sei, er sich platt auf die Erde werfen müsse, um nicht von den Splittern getroffen zu werden, die sie in der Luft von sich schleudert. Sahen nun die Arbeiterkinder oder ihre Väter selbst irgend einen braven dickbäuchigen Bürgersmann mit einer schweren goldenen Uhrkette an der Weste, die Straße daherkommen, der, den Kopf nach oben gerichtet, spähte, ob er etwas in der Luft bemerken könnte, so warteten sie, bis er an eine Pfütze kam, und schrieen dann aus vollem Halse: „Achtung, Granate kommt!“ Wie von einer Springfeder geschnellt, warf sich nun der Bürger auf den Bauch, wobei er mit der Nase in den Schmutz geriet, und gab erst nach einem allgemeinen Gelächter diese Stellung auf.

Was dazu beitrug diesen Spottgeist zu nähren war der Umstand, daß das Bombardement, so leicht es ihm wird, eine kleine Stadt zu zerstören, deren aus Holz gebaute Häuser sich eins an das andere lehnen, thatsächlich ohnmächtig gegen eine ungeheuere Stadt ist, die überall von breiten Boulevards, von unbebauten Grundstücken, von Squares und Gärten durchschnitten wird, wo die ganz in Werksteinen aufgeführten Wohnhäuser der Privatleute durch die Massigkeit ihres Baues und ihre große Widerstandsfähigkeit Citadellen gleichen. Eine auf eins dieser Häuser niederfallende Bombe schlug durch zwei oder drei Decken, und verursachte einige, doch nur wenig ernstliche, leicht auszubessernde Beschädigungen. Um dasselbe in Asche zu verwandeln, hätte man Hunderte von Granaten gebraucht, die sämtlich auf ein und denselben Punkt hätten gerichtet sein müssen, ein Viertel von Paris zerstören zu wollen, wäre ein unsinniges, absurdes Unternehmen gewesen. Mochten die Vorräte, die die Preußen an Eisen und Geschützmetall besaßen, noch so groß sein, niemals hätten sie das zustande gebracht, und hätten sie sich auch zehn Monate lang darauf versetzt. Es wurde kaum weiter etwas stark beschädigt als die Vorderwände der Läden und das Hausgerät. Man konnte erstaunt sein, wenn man nach einer Nacht wo das Bombardement keinen Augenblick nachgelassen hatte,

durch das Quartier Latin ging, und sah, wie wenig Spuren dieser Granatenregen zurückgelassen hatte. Geschrammte Mauern, zerbrochene Spiegelgläser, auf das Trottoir gestreute Dachziegel, und hier und da eine eingeschlagene Thür, ein in die Erde gebohrtes Loch — das war alles. Wollte man wirkliche Ruinen sehen, so mußte man gerade an einen Ort kommen, auf den sich das Feuer konzentriert hatte. Selbst dort erregten die Beschädigungen mehr Neugierde als Entsetzen, und, um mit einem Schwank zu schließen, der den Pariser so recht deutlich kennzeichnet, hatte in Auteuil ein Weinhändler, dessen Haus von einigen Geschossen getroffen worden war, den Einfall, auf sein Schild in großen Buchstaben schreiben zu lassen: „Zum Stelldichein der Granaten," was zur Folge hatte, daß sein Lokal für die nächsten Tage überfüllt war.

Die Preußen hatten vollständig fehlgeschossen, wenn es ihre Absicht gewesen war, bei uns Entsetzen zu verbreiten. Niemals dagegen werde ich den rechten Ausdruck finden, um den Abscheu und den Zorn zu bezeichnen, den sie erregt haben. Die Unwirksamkeit der Beschießung erhöhte für uns noch das Gehässige dieses Vorgehens. Der Krieg hat seine Zwangslagen; man muß ihnen Rechnung tragen, so schrecklich sie auch sein mögen. Ein Regiment liegt in einem Dorfe; man tötet ihm einige seiner Leute; als Repressalie wird das Dorf angezündet. Das ist ohne Zweifel abscheulich, aber es läßt sich rechtfertigen und sogar bis zu einem gewissen Grade durch die Notwendigkeit entschuldigen, in der sich eine Armee auf dem Marsch befindet, die für ihre Sicherheit zu sorgen hat. Wozu diente aber diese Beschießung? welche Fortschritte machte durch sie die Belagerung? Dem preußischen Generalstab war es nicht unbekannt, daß unsere Vorräte sich ihrem Ende zuneigten, daß die Hungersnot ihnen bald wider unseren Willen unsere Thore öffnen würde. Er zerstörte mithin ohne Nutzen, ohne Zweck und nur aus Lust am Zerstören, um sich und den Dilettanten des Weltalls das köstliche Schauspiel zu bereiten, das große Babylon unter einem Regen von Eisen untergehen zu sehen? Bei diesem bloßen Gedanken schwoll unser Herz von Unwillen und Verachtung.

Wenn die materiellen Verluste nun auch weniger beträchtlich waren als diese Vandalen glaubten, so gab es doch viele getötete und verwundete Personen, und besonders, wie man erwarten durfte, unter denjenigen, denen ihr Alter und ihr Geschlecht verbot, die Waffen zu tragen. Die Männer, die waren auf den Wällen oder in den Laufgräben, von denen die

Granaten sorgfältig fernblieben; selbst diejenigen, welche der Dienst nicht außerhalb ihres Hauses hielt, konnten dasselbe nachts leichter verlassen wie Frauen, Greise, Kinder, die im Nest des at home schlafen. Jeden Morgen brachten uns die Zeitungen die traurige Liste unserer Todten: Mütter, die mit dem auf dem Arm getragenen Säugling erschlagen waren, arme kleine Geschöpfe, die die Granate in ihrer Wiege zerschmetterte, Frauen, die getroffen worden, als sie Queue gemacht hatten, ein Brot zu holen, und die man mit zerschmetterten Beinen oder mit von einem ungeheueren Granatsplitter aufgerissener Brust gefunden hatte. Ganz Paris zitterte vor Empörung beim Empfange der folgenden in großer Menge verbreiteten Anzeige: „Herr und Frau Legendre zeigen tiefbetrübt den Tod ihrer Töchter an: der dreiundeinhalbjährigen Alice und der achtjährigen Clemence, alle beide von einer preußischen Granate getroffen." Ein Geschoß war auf das Haus Saint-Nicolas, eine der größten öffentlichen Unterrichtsanstalten der Hauptstadt niedergefallen und hatte fünf Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren getötet oder verwundet; eine andere war durch das Dach eines Pensionats für junge Mädchen geschlagen und hatte einige derselben verstümmelt, zwei tödlich getroffen. Die Leichenzüge, welche diese armen unschuldigen Opfer auf die Kirchhöfe brachten, hatten ein ungeheueres Gefolge und Herr Jules Favre gab bei der Beerdigung der Schüler von Saint-Nicolas in herrlicher Sprache dem patriotischen Schmerz Ausdruck, den die ganze Bevölkerung beim Anblick dieser unqualifizierbaren Schandthaten empfand.

Es schien, als hätten die preußischen Granaten es förmlich darauf abgesehen, auf Orte niederzufallen, wo sie die meiste Trauer bringen mußten. Bei der Entfernung, in der die feindlichen Artilleristen standen, mußten sie stets im größten Bogen schießen, ohne ihre Schüsse auf ein bestimmtes Ziel richten zu können. Aber ein unbegreifliches Verhängnis lenkte ihre Geschosse gerade auf unsere Museen, unsere Bibliotheken und unsere Hospitäler. Das linke Ufer ist bekanntlich sehr reich an Krankenanstalten; die Zahl derselben hatte sich durch die Bedürfnisse der Belagerung bedeutend vermehrt. So verging denn auch kein Tag, wo wir nicht in den Zeitungen einige von berühmten Ärzten unterzeichnete Verwahrungen gegen die von den Preußen in unseren Hospitälern begangenen Morde lasen. Ihre Granaten waren mit einer gewissen anhaltenden Heftigkeit auf das Val-de-Grâce niedergefallen. Herr Trochu ließ die verwundeten Gefangenen dorthin schaffen; er

machte Herrn von Moltke hiervon Anzeige, und man bemerkte, daß, nachdem diese Maßregel getroffen, die Geschosse sich von diesem Punkte mit derselben Sorgfalt fernhielten, mit der sie bisher darauf gerichtet worden waren. Der Luxembourg hatte zahlreiche Granaten abbekommen, welche die Kranken genötigt hatten, die dort improvisierten ausgedehnten Lazarette zu räumen; der Jardin des Plantes war verwüstet, geplündert worden; von den Gärten des Museums, den schönsten der Welt, blieb nichts übrig als unförmliche Metall- und Glastrümmer, und der verehrungswürdige Direktor dieser wissenschaftlichen Anstalt, der berühmte Hr. Chevreul, hatte auf die Akten die folgende Erklärung geschrieben, die er von der Akademie der Wissenschaften hatte unterzeichnen lassen: „Der Jardin des Plantes médecinales, in Paris durch Edikt des Königs Louis XIII., datiert vom 3. Januar 1636, gegründet, am 23. Mai 1794 zum Museum der Naturgeschichte geworden, wurde unter der Regierung Wilhelms I., Königs von Preußen, unter dem Kanzler Grafen von Bismarck, durch die preußische Armee in der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1871 beschossen. Bis dahin war er von allen Parteien und allen Mächten, einheimischen wie fremden, geschont worden.“

Was die Preußen am meisten aufbrachte, war, wie man uns sagt, unser etwas ironisches Gebahren, sie als Barbaren zu behandeln. Was für einen Namen sollte man ihnen denn aber sonst beilegen? Barbaren waren die Römer, als sie die Kunstschätze von Korinth plünderten oder den Flammen überlieferten; und verdienten diese Abkömmlinge Attilas etwa nicht den Namen Barbaren, sie, die ohne irgend eine Nötigung, mißachtend die Rechte der Menschlichkeit und den Privilegien der Kunst zum Trotz, Verwüstung und Zerstörung über diese Stadt voller Meisterwerke heraufbeschworen; die mit ihren stumpfsinnigen Granaten jene Ecole de Médecine und jene Sorbonne vernichteten, wo sie die Wissenschaft erworben hatten, mit der sie sich zur Stunde brüsteten, und jene Bibliotheken, wo sie eine so freigebige und ausgedehnte Gastfreundschaft genossen hatten!

Ganz Europa geriet in Aufregung und legte durch den Mund seiner am meisten berufenen Vertreter Verwahrung ein. Aber was verfingen bei einem unverschämten, von seiner Stärke und seinen Triumphen berauschten Sieger die zaghaften Vorstellungen, die in diplomatischen Phrasen zum Ausdruck kamen! Er antwortete mit einem brutalen Cynismus, und man könnte seine Entgegnung in den derben Ausdruck zusammenfassen: Bekümmert euch um euere eigenen Angelegenheiten!

Dabei währte die Beschießung ruhig fort und bei der Bevölkerung hatte die spöttische Laune der ersten Tage einer gleichgiltigen und stolzen Ergebung Platz gemacht. Ich habe mehr als einmal die von dem Bombardement betroffenen Viertel durchwandert; das Leben hatte dort in keiner Weise eine Änderung erfahren; ich konnte mich eines Gefühls trauriger Bewunderung nicht erwehren, wenn ich die langen Reihen von Hausfrauen betrachtete, die ruhig, ohne sich zu beklagen, unter der fortwährenden Bedrohung durch die Granaten, im Schmutz stehend, ihr spärliches Teil Schwarzbrot erwarteten. Keine einzige Beschuldigung, kein einziges Murren. Sie lachten nicht, sie scherzten nicht; das wäre zu viel von ihnen verlangt gewesen. Sie zeigten Heldenmut auf ihre Art, indem sie schweigend duldeten und zu allem lieber entschlossen waren als sich zu ergeben. Wer dieses Schauspiel nicht gesehen hat, kennt nichts von der Pariser Bevölkerung, weiß nicht, wieviel wahre Selbstverleugnung und glühender Patriotismus in ihr lebt. Was mich betrifft, so bin ich mehr als einmal bis zu Thränen gerührt gewesen. Die Regierung hatte den Bewohnern der bedrohten Viertel weitgehende Gelegenheit zum Ausziehen gewährt. Nicht allein, daß alle Bewohner des rechten Ufers, die auf der anderen Seite der Seine Freunde besaßen, diesen Gastfreundschaft angeboten hatten, die Regierung hatte ihnen Kasernen, leere Wohnungen, Baracken zur Verfügung gestellt. Die Auswanderung war viel geringfügiger, als man hätte erwarten sollen. Ich besitze nicht die amtlichen Angaben, um ihre Ziffer feststellen zu können; bestätigen kann ich aber, daß die Bevölkerung im Quartier Latin nicht merklich vermindert schien; alle armen Leute hängen an ihrem bescheidenen Hausrat, und sie hatten sich fest entschlossen, zu Hause zu bleiben, was da auch kommen möge. Unglückspropheten hatten sich eingebildet, wenn die Beschießung viele Tage fortdauern sollte, würden sich die gesellschaftlichen Bande lösen, die gewaltsam von ihren Mietern geräumten Häuser würden den Plünderern, jenem Abschaum von Menschen zur Beute fallen, der wie stinkende Hefe im Schlamme aller großen Städte gärt. Nichts dergleichen geschah; die Polizei war aufgelöst oder nicht zur Stelle, und dennoch hörte man weder von Diebstählen noch von Morden, und jenes ganze mit Petroleum erleuchtete, von Stadtsergeanten entblößte Stadtviertel voller leerstehender Häuser, überfüllt von einer ausgehungerten Bevölkerung, blieb so ruhig, wie man es jemals in den glücklichsten Zeiten des Kaisertums gesehen hatte.

Was dazu beigetragen hatte, den guten und tapferen Mut der Pariser aufrecht zu erhalten, war die Überzeugung, daß jenseits der preußischen Linien alles aufs beste stände. Vom 20. Dezember bis zum 8. Januar waren wir ohne Nachrichten geblieben. Die furchtbare Kälte hatte die Tauben zurückgehalten, die nur bei mildem Wetter ausfliegen. Einige beim Feinde vorgefundene Zeitungen hatten so gut als möglich den Mangel an genaueren Nachrichten ergänzt. Diese Zeitungen, die natürlich alle Vorgänge in vorteilhaftem Licht für die deutschen Armeen darstellten, hatten uns trotzdessen nicht verheimlichen können, daß die einmal auf die Massenerhebung gerichtete Bewegung des Landes nicht mehr zum Stillstand gekommen war. Mit großer Mühe entwirrten wir aus ihren stückweisen, wie es schien absichtlich verdunkelten Berichten, was darin für unsere Sache Günstiges stehen könnte. Die Ungeduld war jedoch, wie sich nicht leugnen läßt, in den letzten Tagen dieses langen Stillschweigens aufs höchste gestiegen und fast peinlich geworden. Sie kam in der Form zum Ausdruck, die sie in den belagerten Städten stets annimmt, in Gerüchten über Siege, die in Umlauf gesetzt werden, ohne daß man ihre Urheber herausfinden kann. Diesmal war es ein Soldat, der, nachdem er durch die feindlichen Linien gelangt, erschienen sein und erklärt haben sollte, der Prinz Friedrich Karl wäre zweimal hintereinander von unseren Soldaten an der Loire geschlagen worden, und dieselben könnten jeden Augenblick angerückt kommen. Die Mitteilung war wirklich erfolgt, doch wurde bewiesen, daß der Mann, von dem sie herkam, sich in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande der Überreizung befand, und daß man seinen Äußerungen keinerlei Wert beimessen durfte. Jeden Morgen drängten die öffentlichen Blätter die Regierung, das Stillschweigen zu brechen; es schien ihnen unmöglich, daß man nicht auf irgend eine Art etwas erfahren und mitzuteilen hätte. Die öffentliche Neugierde wurde auch dadurch gereizt, daß sich in einem jener Artikel des „Offiziel", die durch Zusammenhanglosigkeit und Dunkelheit in ihrer Fassung Orakelsprüchen einer Sibylle glichen, eine Anspielung auf Erfolge eingeschlichen hatte, die wir davongetragen und die uns Vertrauen einflößen müßten.

„Welche Erfolge!" hatten die Journalisten im Chor gerufen. „Wenn ihr sie kennt, weshalb sagt ihr sie uns nicht frei heraus? Wenn ihr sie nicht kennt, weshalb redet ihr uns denn davon?"

Die Regierung hüllte sich in tiefes Schweigen. Endlich

aber wurde der Bann gebrochen. Das Wetter war milder geworden, und am 7. Januar langten Tauben mit wichtigen Depeschen an, die von der Delegation von Bordeaux aufgegeben waren. Sie bargen auch unter ihren Flügeln zwanzigtausend (nicht weniger als zwanzigtausend sage ich) Privatdepeschen, sodaß ich am folgenden Tage zum erstenmal seit vier Monaten durch eine recht trockene Zeile, die aber erfrischender war als Morgentau, einige Nachrichten von den Meinigen erhielt.

Die Depeschen Gambettas gaben uns Rechenschaft über die von unseren Generalen im Norden ausgeführten kriegerischen Operationen. Der General Faidherbe hatte, nachdem er sich für kurze Zeit auf Vitry, Arras und Douai zurückgezogen, in den ersten Tagen des Jahres 1871 eine kräftige Offensive ergriffen. Er hatte sich südlich von Arras gewendet und hatte am 3. Januar bei Bapaume eine große Schlacht geliefert, die von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends gedauert hatte. Die Verluste waren, wie sein Bericht sagte, auf unserer Seite bedeutend, auf seiten des Feindes enorm. Einige Tage darauf hatte er, weiter vordringend, eine neue Schlacht bei Pont-Noyelle in der Nähe von Amiens gewonnen und diese letztere Stadt besetzt.

Aber mehr noch als Faidherbe interessierten uns Chanzy und Bourbaki. Chanzy war in Paris, wahrscheinlich ohne eine Ahnung davon zu haben, „der Löwe des Tages" geworden.

Nachdem Aurelle de Paladines infolge der abermaligen Räumung von Orléans durch unsere Truppen abgesetzt worden war, hatte Gambetta Chanzy zum General ernannt und hatte, indem er die Maßnahmen des neuen Oberbefehlshabers zur Rettung der Armee schilderte, buchstäblich versichert, Chanzy schiene der richtige durch die Ereignisse angezeigte Kriegsmann zu sein. Mehr brauchte die leichtgläubige und begeisterungsfähige Bevölkerung von Paris nicht zu hören. Man schwor nur noch auf Chanzy. Der Eindruck war so stark, daß er noch fortbesteht. Im Augenblick, wo ich dieses Kapitel schreibe, ist alles zu Ende, der Waffenstillstand unterzeichnet, die Loirearmee vernichtet und unsere Forts in den Händen der Preußen, und doch fühle ich noch eine unbestimmte Bewunderung Chanzys in mir, von dem ich nichts weiß, als daß er geschlagen worden ist wie die übrigen. Was Bourbaki betrifft, so hatte er für uns das Verdienst, der Kapitulation von Sedan entgangen zu sein (wie, wissen wir nicht) und wieder die

Waffen ergriffen zu haben. Der erstere dieser beiden Generale bot den Preußen in der Gegend von Mans kräftig die Spitze und ermüdete sie durch Hin- und Hermärsche. Über die Bewegungen des zweiten war man noch nicht genau unterrichtet; aber man zweifelte nicht daran, daß er sich nur vorbereitete, einen gewichtigen Schlag gegen den Prinzen Friedrich Karl zu führen. Man glaube herauszufinden, daß er bei Nuits einen entschiedenen Vorteil errungen habe, während Garibaldi in Dijon einrückte.

Diese Nachrichten verbreiteten in Paris eine allgemeine Freude. Aller Augen erglänzten in neuer Hoffnung; man sprach einander auf der Straße herzlich an: man drückte sich die Hände: „Meinen Sie, daß wir davonkommen werden?“ — „Ich fange an, es zu glauben.“ „Nicht wahr?“ Man ermutigte sich, auszuhalten; man war so zufrieden, daß man wieder alles Trochu zuschrieb: „Sie wissen doch,“ sagte man, „daß alle Bewegungen unserer Generale sich nach seinen Instruktionen vollziehen,... warten Sie ab, er weiß, was er thut... Wenn er nicht handelt, so geschieht es, weil er den günstigen Augenblick abwartet...“ Ich schäme mich ein wenig, diese beständigen Schwankungen der öffentlichen Meinung hier zu verzeichnen; uns Pariser, die wir für gewitzigt und geistvoll gelten, so unschlüssig, so zur Selbsttäuschung geneigt, so leicht der Verzweiflung hingegeben zu zeigen. Doch was hilft das! ich verstehe nicht die Kunst, die Dinge zu schminken, und mache es mir zur Aufgabe, sie so zu schildern, wie ich sie gesehen habe. Die Geschichte, die sie von einem höheren Standpunkt und im ganzen betrachtet, wird nur von dem Heldenmut dieser Verteidigung reden und nur ihre ruhmvolle Seite ins Auge fassen: die Augenzeugen, weil sie eben die Ereignisse mehr in der Nähe sehen, sind mehr geneigt, sich auf die Einzelheiten einzulassen.

Zu anderer Zeit hätte diese Tröstung genügt, um uns auf drei oder vier Wochen zu beruhigen: aber langes Warten hatte die Gemüter überreizt; die Beschießung dauerte immerfort, dehnte sich jeden Tag weiter aus und wuchs sozusagen wie ein Krebsschaden. Die Geschosse rückten jeden Tag um hundert Meter näher, und man hatte schon gemeldet, daß einige bis in die Seine gefallen waren. Unsere Forts erwiderten das Feuer; aber obgleich man uns Wunderdinge von ihren Schüssen erzählte, schien es uns doch, als ob unsere Artillerie den preußischen Batterien keinen großen Schaden zufüge: soviel stand jedenfalls fest, daß sie dieselben nicht zum Schweigen

brachte. Was diese Forts selbst betrifft, so hatte sich in Paris das Gerücht verbreitet, daß einige von ihnen, besonders die von Issy, Vanves und von Montrouge sehr stark mitgenommen seien: daß die Kasematten eingeschlagen wären und daß die stellenweise niedergerissenen Wälle weite Breschen zeigten. Was war an diesen Gerüchten Wahres? Wir wußten nichts davon, da wir nicht hingehen und nachsehen konnten. Aber wir waren durch die Bulletins des Herrn Schmitz nur halb beruhigt. Wir dachten an die schreckliche Äußerung des Herrn von Bismarck gegen Jules Favre: „Wenn wir Lust haben, werden wir zwei von eueren Forts in vierundzwanzig Stunden nehmen.“ Waren sie aber einmal Herren der Forts, so waren sie auch im Besitz von Paris! Man mußte sie also durch andere Mittel zurückhalten als durch das Feuer einer Artillerie, die nicht die Macht zu haben schien, es mit ihren Kruppschen Kanonen aufzunehmen.

Aber welche anderen Mittel? Tägliche Ausfälle oder ein großer Durchbruch, gleichviel; man wußte es nicht, aber man kam immer wieder darauf zurück: es muß etwas geschehen. Man drang um so eifriger darauf, da viele Leute in diesem heftigen und anhaltenden Bombardement eine Kriegslist zu sehen glaubten. „Herr von Moltke,“ sagten sie, „bombardiert uns nur so wütend, um uns irre zu leiten. Während wir unsere ganze Aufmerksamkeit auf das Getöse seiner Mörser richten, uns möglichst gegen seine Bomben zu schützen suchen, detachiert er ohne Zweifel irgend eine bedeutende Truppenmacht, die unvermutet über Chanzys Armee herfallen und dieselbe vernichten wird. Dagegen muß man sich sichern: wir wollen dem Feinde keinen Augenblick Ruhe gönnen; wir müssen alle seine Streitkräfte hier um uns her festhalten.“ Und um diese Ansicht zu unterstützen, versicherten die Leute, welche vorgaben, in die Geheimnisse der Regierung eingeweiht zu sein, daß Gambetta in dem Teil seiner Depesche, der nicht veröffentlicht worden war, empört über Trochus Unthätigkeit, ihm gesagt habe: „Sie richten uns zu Grunde! schlagen Sie sich doch! thun Sie etwas!“

Man glaubt gar nicht, welche Freude der Bevölkerung die Mitteilung von zwei oder drei kleinen nächtlichen Unternehmungen machte, die sie des Morgens in ihrer Zeitung fand. Sie waren von keiner großen Bedeutung, und eine davon war sogar nicht gelungen. Gleichviel! Es war doch ein Zeichen, daß der Obergeneral die Notwendigkeit ununterbrochener Thätigkeit eingesehen hatte. Man drängte ihn, man beschwor ihn, noch mehr zu thun. Die angesehensten Organe der öffent-

lichen Meinung gaben ihm in verschleierten Anspielungen zu verstehen, daß, wenn er nicht an den schließlichen Erfolg glaube, wenn er nicht die mutige Energie in sich fühle, das Schicksal zu bezwingen, es seine Pflicht wäre, seinen Platz einem Kühneren und Jüngeren zu überlassen. Man zürnte besonders seinem Stabschef, zu dem man kein Vertrauen hatte. Sicher ist, daß dieser arme Schmitz seine Bulletins stets in der lächerlichsten Weise abgefaßt hatte; aber wenn man ein kläglicher Schriftsteller ist, so braucht man noch kein mittelmäßiger General zu sein. Man zieh ihn weit schlimmerer Dinge als der Mittelmäßigkeit. Die Menge sprach ganz leise von Verrat. Ich würde diese ebenso absurden wie gehässigen Gerüchte nicht vermerken, wenn der General Trochu nicht geglaubt hätte, sie in einer Proklamation, die an allen Mauern angeschlagen wurde, dementieren zu müssen. Man hatte bemerkt, daß die Preußen stets von dem Orte benachrichtigt waren, wo unsere Angriffe stattfinden sollten, und daß wir sie stets auf ihrer Hut fanden. Von wem konnten sie im rechten Augenblick unterrichtet worden sein als von den Vertrauten des Herrn Trochu, den einzigen Leuten, die um das Geheimnis der beabsichtigten Unternehmungen wußten? Man sieht aus dieser kleinen Einzelheit, bis zu welchem Grade die Reizbarkeit der Gemüter sich gesteigert hatte.

So durchdrang denn auch die ganze Stadt ein gewisses Gefühl unaussprechlicher Erleichterung, als man am Morgen des 19. Januar an den Mauern folgenden Aufruf der Regierung las: „Der Feind," besagte derselbe, „tötet unsere Frauen und unsere Kinder; er beschießt uns Tag und Nacht, er bedeckt unsere Hospitäler mit Granaten. Aus jeder Brust drängt sich der Schrei: ‚Zu den Waffen!‘ Diejenigen von uns, welche ihr Leben auf dem Schlachtfelde hingeben können, werden gegen den Feind marschieren; diejenigen, welche zurückbleiben, werden, bestrebt, sich des Heldenmutes ihr Brüder würdig zu zeigen, nötigenfalls die härtesten Opfer auf sich nehmen, als einen anderen Weg, sich dem Vaterlande zu weihen. Leiden und sterben, wenn es sein muß, aber siegen!"

Dieser Aufruf war aber nicht von Trochu unterzeichnet. Wir erfuhren aus einem „Le Flô" unterzeichneten Tagesbefehl, daß, da der General sich an die Spitze der Truppen gestellt habe, der Kriegsminister interimistisch das Amt des Gouverneurs von Paris verwalte. Wir schlossen daraus, daß es einen sehr heißen Kampf geben würde. Augenscheinlich

war es Herrn Trochus Absicht, nicht wieder nach Paris zurückzukehren. Er wollte entweder den so oft versprochenen großen Durchbruch bewerkstelligen oder an der Spitze seinen Truppen fallen.

Die Marschregimenter, jene berühmten Regimenter der mobilisierten Nationalgarde waren es, denen diesmal die Ehre vorbehalten war, das Feuer zu eröffnen. Die Gamaschenhelden trugen gegenüber den in Soldaten verkleideten Bürgern große Verachtung zur Schau. Man versicherte, einer der alten Generale hätte, als von diesem Unternehmen die Rede war, wörtlich gesagt: „Diese Spaßvögel, die Nationalgardisten, wollen durchaus, daß man ihnen die Zähne einschlagen läßt; man wird ihnen ihren Willen thun.“ Diese soldatische Äußerung war von den Zeitungen in einen weniger malerischen aber mehr akademischen Stil übertragen worden: „Die Nationalgarde will einen Aderlaß haben, wir wollen ihn ihr verschaffen.“ Diese so verschrienen Bürgersleute, diese „Pantoffelhelden,“ wie man sie ironisch nannte, setzten durch ihre aufrichtige Gutwilligkeit, durch ihre martialische Haltung, durch ihren Eifer und ihre Hingebung alle Offiziere des stehenden Heeres und der Mobilgarde in Erstaunen. Ich kann nicht verdächtig sein, wenn ich sie hier lobe; ich gehörte nicht zu diesen Marschregimentern, da meine außerordentliche Kurzsichtigkeit mich zu einen Soldaten machte, der für die Nachbarn gefährlicher war als für den Feind. Ich wiederhole hier, was überall gesprochen wurde, was in meiner Gegenwart von vielen höheren Offizieren einstimmig anerkannt wurde, was übrigens nur die wenig urteilsfähigen Leute überraschen kann. Es war ganz natürlich, daß gebildete, von freisinnigen Ideen und patriotischen Gefühlen erfüllte Männer, die pro aris et focis kämpften, wahre Bürger, zu der Aufgabe, ihre Stadt zu verteidigen, wenn nicht mehr Mut als die Soldaten, die ihn nur von Geschäfts wegen besitzen, so doch ein mindestens ebenso entschlossenes und festes Herz, eine bessere Einsicht, eine bedachtere Hingebung mitbringen. O wenn man daran früher gedacht hätte! wenn man aus jenem Chaos der Pariser Nationalgarde, das man so lange in einer unfruchtbaren Aufregung hatte kochen lassen, gleich anfangs die hunderttausend tapferen, jungen und waffenfähigen Leute, die in ihr dienten, herausgenommen hätte, was für ein Heer hätte man in drei Wochen auf die Beine gebracht! Doch was soll dieses schmerzliche Bedauern! Was geschehen ist, ist geschehen; aber ich kann nicht daran denken, ohne daß Thränen der Wut mir aus

den Augen stürzen! O über das dumme, widersinnige Vorurteil des Gamaschenknopfes! Wie wir nun für immer mit ihm gebrochen haben! wie wir uns nun auch als Volk in Waffen hinstellen und zu Soldaten nur Bürger, und zu Bürgern nur Soldaten haben werden! das sollen sie sehen... das sollen sie sehen .. und der Tag der Vergeltung ist vielleicht nicht so fern, wie man denkt.

Die zu dem Unternehmen kommandierten Marschbataillone hatten sich in der Nacht versammelt und waren sämtlich wohlgemut mit dem Tornister auf dem Rücken ausgezogen. Sie nahmen mit vielem Feuer nach einem sehr lebhaften Gefecht die Redoute von Montretout und drangen durch die Bresche in den Park von Buzenval. Dort war es, wo, von einer Kugel getroffen, als er gerade Feuer geben wollte, ein Mann fiel, dessen Tod ganz Paris betrauerte. Es war dies Henri Regnault, der Maler der „Salomé“, eines in Kraft und Farbe bewundernswerten Gemäldes, das im vorigen Salon den großen Preis erhalten und Frankreich einen genialen Künstler verheißen hatte. Er war erst neunundzwanzig Jahre alt, und alle Kenner sahen übereinstimmend in ihm das zukünftige Haupt einer Schule, einen von jenen Männern, welche die Kunst verjüngen und den Ruhm eines Jahrhunderts bestimmen. Er war neunundzwanzig Jahre alt, er war jung, überschäumend von Leben, seit zwei Jahren mit einem jungen Mädchen verlobt, das ihn unendlich liebte; da kracht ein aufs Geratewohl von einem einfältigen Deutschen, einem unserer ehemaligen Gossenkehrer, abgefeuerter Schuß: und alles, dieses Glück, dieser Ruhm, diese Wonnen, so viele erhoffte Meisterwerke sind vernichtet, auf immer dahin, eine Braut ist in Verzweiflung, eine Mutter stirbt vor Gram, eine Nation und die Kunst stehen in Trauer! O was ist der Krieg doch für ein verabscheuungswertes, stumpfsinniges Ding!

Eine ungeduldige, überreizte Menschenmenge erwartete auf den Boulevards und in der Rue Drouot[1] die Bulletins über die Schlacht, die stündlich erschienen. Das erste hatte uns mit Freude erfüllt, die aber leider unsere Unruhe nicht verscheuchte; war es doch so oft vorgekommen, daß wir am Ende des Tages zu bereuen hatten, am Morgen zu früh frohlockt zu haben. Das zweite war schon weniger beruhigend, es sprach von Nebel, der die Beobachtung hindere. Das dritte

[1] Rue Drouot befindet sich das Gebäude des „Figaro“ mit seinem berühmten Depeschensaal.

und vierte gab uns deutlich zwischen den Vorbehalten zu verstehen, daß, wenn wir nicht zurückgedrängt waren, wir doch ebensowenig vorrückten; das letzte um 9 Uhr 50 Min. ausgegebene sagte uns wörtlich: „Da der Feind gegen Ende des Tages ungeheuere Artilleriemassen und Infanteriereserven gegen uns geführt hatte, so mußten unsere Kolonnen sich von den Höhen zurückziehen, die sie des Morgens erstiegen hatten. Unsere Verluste sind noch nicht bekannt, von Gefangenen haben wir erfahren, daß die des Feindes sehr beträchtlich sind."

So wird es also immer dasselbe bleiben! Stets wird man uns von jenen ungeheueren Artilleriemassen berichten, die zu Ende des Tages angelangt waren und dem Kampfe eine andere Wendung gegeben hätten! Aber wir, hatten wir denn keine Artillerie? Was hatte man mit jenen Hunderten von Kanonen angefangen, zu deren Guß wir in patriotischem Aufschwung gezeichnet und sie der Regierung der nationalen Verteidigung dargeboten hatten? Dem Anschein nach verwahrte sie dieselben, um sie am Tage der Übergabe den Preußen zu überliefern. Diese traurigen Eindrücke erhöhen sich noch, als wir die Proklamationen vom folgenden Tage zu lesen bekamen: „Wir müssen," sagte Herr Trochu, „eiligst in Sèvres wegen eines zweitägigen Waffenstillstandes unterhandeln, der es uns möglich macht, die Toten zu begraben und die Verwundeten fortzuschaffen!" Zwei Tage! Sie liegen also bergehoch! Und als sollte es als Kommentar zu diesem Bulletin dienen, fügte die Regierung in einem Briefe, der mit der Gegenzeichnung des Herrn Schmitz veröffentlicht wurde, hinzu: „Schicken Sie mir zahlreiche Wagen, nehmen Sie alle Krankenträger, die Sie auftreiben können." Es schien wirklich, als gälte es das Schlachtfeld von Waterloo aufzuräumen.

Nach einer augenblicklichen Betäubung geriet ganz Paris in unendliche Traurigkeit. Man wird es kaum glauben: gerade die tapfere Nationalgarde, die sich so gut geschlagen hatte, verscheuchte diese Eindrücke. Wir glaubten an eine furchtbare verlorene Schlacht: „Aber nein, durchaus nicht," sagte sie uns, „man hat uns Befehl zum Rückzug gegeben, wir haben uns zurückgezogen, aber freiwillig, ohne verfolgt zu werden, und es fiel uns gar nicht einmal ein, daß hierunter was man in der militärischen Ausdrucksweise eine Niederlage nennt zu verstehen war. Tote und Verwundete giebt es ohne Zweifel und nur allzuviel, aber nicht so viel, wie ihr glaubt. Wenn Herr Trochu Krankenträger und Wagen zur Aushilfe verlangt hat, so liegt das daran, daß der Erdboden ganz durchweicht ist

und man zehn Pferde braucht, wo vor acht Tagen bei dem Frostwetter ein einziges genügt hätte."

Alles schrie: „Wie kann man nur so ungeschickt sein! . . ." Dann, bei ernsterem Nachdenken, fragte man sich aber: „Sollte das auch wirklich Ungeschicklichkeit sein? oder nicht etwa Berechnung? will man vielleicht durch Schrecken auf die Gemüter einwirken und die Pariser dadurch auf den Gedanken einer Kapitulation hinlenken?" Diejenigen, welche so dachten (und das war bald jedermann), machten auf die Form aufmerksam, in der das „Journal officiel" soeben die Nachrichten veröffentlicht hatte, die ihm durch die Taubenpost aus der Provinz zugegangen waren. „Man hätte nur erst die ersten Sätze der Depeschen aus Bordeaux dechiffrieren können," sagte der Moniteur der Regierung, „dieselben zeigten einen Stillstand in den Fortschritten der Armeen des Westens und wichtige Erfolge im Osten an." Und wunderlicherweise beobachtete die Zeitung über die Art jener Erfolge, die sie für wichtig erklärte, tiefes Stillschweigen, während sie sich darin gefiel, über jenen Stillstand, der bei Chanzys Armee eingetreten war, Einzelheiten zu geben.

Es sollte nicht lange dauern, bis wir die volle Wahrheit erfuhren; sie war niederschmetternd. Jener Chanzy, auf den wir mit so sicherer Hoffnung gerechnet hatten, der war, wie man nicht mehr zweifeln durfte, geschlagen, seine Armee zerstreut oder vernichtet. Man gab uns stündlich Depeschen und Tagesbefehle; als das „Journal Officiel" bis zum Bericht über seine Niederlage gelangt war, ersetzte es denselben durch Punkte. Aber wie beredt war das Stillschweigen dieser Punkte! Von jener Seite war alles verloren; und doch war unser Verlangen, unsere Begier zu hoffen, so stark, daß wir alsbald unsere Blicke wieder nach Osten wandten. Dort sprach man uns von einer Bewegung Bourbakis, die, von Garibaldi unterstützt, zwischen Deutschland und der Belagerungsarmee ausgeführt wurde und diese im Rücken bedrohte. „Wenn es ihm gelingt, den Preußen die Verbindungen abzuschneiden," sagten wir, „dann können wir immer noch gerettet werden. Er wird Faidherbe die Hand reichen . . ." Denn wir rechneten auch auf Faidherbe!

Und inzwischen mehrten sich die Besorgnisse mit jeder Stunde! Die Beschießung, welche durch unseren Angriff auf Montretout sich einen Augenblick verlangsamt hatte, nahm wieder eine unerhörte Heftigkeit an, und am Morgen des 21. hatten die Preußen dieselbe gegen Saint-Denis eröffnet. Sie

wollten Saint-Denis für unsere Truppen unhaltbar machen, sich dort an unserer Stelle festsetzen und von da aus Belleville in Grund und Boden schießen. Sie hofften, wenn die unruhige Bevölkerung von Belleville aus ihrem Viertel vertrieben wäre, würde dieselbe sich über Paris verbreiten, überall Unordnung stiften und plündern. — So drohte uns denn in naher Zukunft der Bürgerkrieg. Das hatte uns nur noch gefehlt. Um ihm vorzubeugen, durfte man nicht mehr auf die Regierung rechnen; diese hatte ihr Ansehen vollständig verloren. Sie blieb nur noch auf ihrem Platze, weil es keine Möglichkeit gab, eine andere zu finden. Aber es erhob sich von allen Seiten ein furchtbares Wutgeschrei über ihre Unthätigkeit und ihre Ungeschicklichkeiten, wobei man besonders an Trochu dachte. In Paris ging das Gerücht, daß sein Illuminismus in Wahnsinn ausgeartet wäre; er sähe Genoveva, die Schutzheilige von Paris, und hätte in einer amtlichen Proklamation, die glücklicherweise von Jules Favre zurückgehalten worden wäre, die Bewohner der Hauptstadt unter den Schutz der Heiligen gestellt. Er trug die weichen Stiefel eines Helden der Komischen Oper und die schwarzseidene Mütze eines Küsters. Mehr bedarf es in Paris nicht, um einen Menschen lächerlich zu machen, besonders wenn ihm nichts geglückt ist. Diese Flut der Unpopularität schwoll so schnell an und mit solchem Geräusch, daß die Regierung der nationalen Verteidigung sich gezwungen sah, ihr zu weichen: sie entschied sich dahin, daß der Oberbefehl der Armee von Paris fortan von dem Vorsitz der Regierung getrennt sein sollte. Sie ernannte den Divisionsgeneral Vinoy zum Oberbefehlshaber der Armee von Paris und unterdrückte, indem sie für den General Trochu den Vorsitz im Ministerrat beibehielt, den Titel und die Funktionen des Gouverneurs. — Und so ward jenes Wort der Schrift erfüllt: „Der Gouverneur von Paris wird niemals kapitulieren.“

Die Gelegenheit zum Aufruhr war günstig. Man wird bemerkt haben, daß nach jeder unserer großen Kastastrophen die Anhänger der Commune aus ihrer Dunkelheit herausgesprungen kamen wie die Teufel aus einer Attrappe. Wir dachten kaum noch an sie; denn ihre Zeitungen waren aus Mangel an Lesern verstummt, und es war uns so vorgekommen, als hätten sich ihre Reihen stark gelichtet. Wie wenig nun auch von diesen Fanatikern übrig geblieben waren, die durchaus nicht vor dem Gedanken eines Bürgerkrieges zurückschreckten, sie hielten sich doch bereit und glaubten den rechten

Augenblick gekommen. In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag stürmte mit Beihilfe des Gefängnisdirektors, der zwei Tage darauf abgesetzt wurde, eine Handvoll Meuterer die Thore von Mazas[1] und befreite mehrere politische Gefangene, unter denen sich auch der unvermeidliche Herr Major Flourens befand. Die Rotte begab sich darauf nach der Mairie des 20. Arrondissements, wo sie 2000 Brotrationen raubte und zu Ehren der wiederhergestellten Commune ein Stückfaß leerte. Man trieb sie am folgenden Tage auseinander, ohne daß sie Miene machten, Widerstand zu leisten.

Aber bald darauf erschien das 101. Marschbataillon, ungefähr 150 Mann stark, vor dem Hôtel de Ville und marschierte gerade auf dem Platze auf, als die Abgesandten einer unbewaffneten Kundgebung von einer Audienz heraustraten, die ihnen von den Mitgiedern der Regierung bewilligt worden war. Da fielen aus jener Abteilung einige Flintenschüsse und schlugen in die Reihen der bretonischen Mobilgarden, welche das Hôtel de Ville bewachten. Ein junger Lieutenant fiel von drei Kugeln durchbohrt. Die Mobilgardisten antworteten mit einem Peletonfeuer. Eine große Menschenmenge hatte sich angesammelt; unter Laufen, Schreien und Stoßen zerstreute sie sich; einige Opfer blieben auf dem Pflaster zurück. Die Sache schien zu Ende zu sein, als plötzlich die Fenster der dem Hôtel de Ville gegenüberstehenden Häuser sich aufthun und aus ihnen ein lebhaftes Gewehrfeuer eröffnet wird. Die auf dem Platze angesammelten Truppen erhalten Befehl, die Häuser zu stürmen; man faßt dort dreizehn bewaffnete Nationalgardisten vom 101. und Herrn Sapia, den ehemaligen Bataillonsführer, der sie befehligte. Das alles dauerte kaum länger als zwanzig Minuten.

Niemals habe ich deutlicher erkannt als an jenem Tage, wie ausgedehnt Paris ist und was für eine ganze Welt diese große Stadt bildet. Es war schönes Wetter und Sonntag, sodaß wir, einige Genossen und ich, uns auf die Boulevards begeben hatten. Die Pariser Bevölkerung, welche den Sonnenschein stets festlich empfängt, pilgerte zahlreich und heiter den Champs-Elysées zu. Wir trafen zufällig einen Freund, der uns mitteilte, daß vor dem Hôtel de Ville ein Kampf stattfände. Wir eilten nach jener Richtung; auf unserem Wege nichts als gleichgiltige Spaziergänger, die keine Ahnung zu

[1] Mazas, das große, für Untersuchungsgefangene bestimmte Zellengefängnis im Südosten von Paris, in der Nähe des Lyoner Bahnhofs.

haben schienen, daß man in der Entfernung von einem Kilometer aufeinander schoß. Je näher wir kamen, desto mehr nahmen die Straßen ein verändertes Aussehen an: überall erregte Gruppen; Redner unter freiem Himmel, eine sehr lebhaft bewegte Menschenmenge, die sich dem Orte des Gefechts zuwälzte.

Wir überschritten hinter den Lazarettwagen, welche die Verwundeten fortschafften, den Platz, und trafen den Polizeipräfekten, Herrn Cresson, der uns auf die andere Seite gehen hieß; denn schon langten die Truppen an und bildeten rings um den unterdrückten Aufruhr einen Cordon. Wir befanden uns auf dem linken Ufer; dort pfiffen die preußischen Granaten, während die Kanonen unserer Forts, die ihnen zu antworten suchten, dazwischen brummten. Es war ein unaufhörlicher Kanonendonner. Wir gingen längs der fast einsamen Quais zurück und gelangten über den Pont des Arts nach dem Platz des Théâtre Français.

Eine ansehnliche Menschenmenge strömte aus dem Theater, wo man an jenem Tage die „Hochzeit des Figaro" gegeben hatte. Es war um die Stunde, wo die Abendzeitungen erscheinen; die Leute drängten sich um die Kiosks, um dieselben zu kaufen. Wir drangen auf unserem Rückwege bis nach den Champs-Elysées vor; dort spielten die Kinder wie gewöhnlich und eine Fülle von sonntäglichen Spaziergängern sah schaulustig dem Vorbeireiten einer Kavallerieschwadron zu, die, Musik voran, auf der Chaussee daherkam. Da fiel mir der Brief jenes preußischen Soldaten ein, den die Zeitungen uns seiner Zeit gebracht hatten: „Du kannst dir keine Vorstellung machen," schrieb er an seine Mutter, „wie ungeheuer groß dieses Paris ist! Aber die Pariser sind komische Leute, sie trompeten den ganzen Tag."

Jener Putsch machte, als das Publikum seinen Hergang erfuhr, keinen großen Eindruck. Er erregte mehr Verachtung als Zorn. Die Zahl der Angreifer war so schwach gewesen, sie waren so schnell zur Vernunft gebracht worden, ihr in dieser Weise ausgeführtes Unternehmen erschien so widersinnig, daß man sie mehr als Irre wie als Verschwörer behandelte. Man begnügte sich hinzuzufügen, daß es gefährliche Irre wären, und daß man mit diesen ewigen Unruhstiftern, welche zu den vielen Leiden, die uns schon bedrückten, noch das Unglück eines Bürgerkrieges hinzufügen wollten, ein Ende machen müsse. Die Regierung schien, indem sie in der Anklage die Flourens vorgeworfenen Handlungen als „Ent-

gegenkommen oder Einverständnis mit dem Feinde" bezeichnete, andeuten zu wollen, daß Herr von Bismarck seine Meutereien bezahlt habe. Viele Leute glaubten es.

Es war das ein Verdacht, der sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Der preußische Minister bedurfte in diesem Augenblick schon keiner Revolution in Paris mehr, um sich seine Thore zu öffnen. Unsere Lage verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. Es war nicht mehr Chanzy allein, dessen gänzliche Niederlage wir erfuhren, nein, auch Faidherbe, ja auch Bourbaki, Bourbaki, unsere letzte Hoffnung, der sich zwischen zwei feindlichen Armeen in der Enge befand, und, weit entfernt, uns zu Hilfe kommen zu können, große Mühe hatte, sich selbst frei zu machen. Der „Offiziel" gab uns die Nachrichten hintereinander, ohne eine Wort der Erläuterung hinzuzufügen, als wollte er uns sagen: „Ihr seht, das ist die Lage! Was meint ihr dazu? Was würdet ihr an meiner Stelle thun?"

Dieses Stillschweigen reizte uns und brachte uns gleichzeitig zur Verzweiflung. Wohin sich unsere Blicke auch wendeten, überall bemerkten wir nicht mißzuverstehende Zeichen bevorstehender Auflösung. Man hatte die Bevölkerung auf eine tägliche Ration von 300 Gramm Brot und 30 Gramm Pferdefleisch angewiesen. Man mußte drei Stunden Queue machen, um beim Bäcker und Fleischer seine Ration zu erhalten, und häufig waren sogar die Maßregeln so schlecht getroffen, daß arme Leute, die nichts anderes zu essen hatten, verschlossene Thüren und leere Tische fanden, wenn die Reihe an sie kam. Es ist mir mehr als einmal vorgekommen, daß ich mein Stück Brot irgend einer weinenden Frau gegeben habe: „Was soll ich denn anfangen?" sagte sie. „Kein Brot und kein Mittel, welches zu erlangen." Dieses Brot war so entsetzlich, daß mir übel wurde, wenn ich es nur auf dem Tische sah. Ich zog vor, Zwieback zu essen, wovon ich einen kleinen Vorrat besaß. Und doch bildete es die einzige Nahrung einer Menge von Familien, von denen viele in guten Verhältnissen gelebt hatten. Sie machten sich Weinsuppe damit. Auch begann die Diarrhoe große Verwüstungen anzurichten. Und dabei, ich kann es nicht oft genug wiederholen, blieb diese ganze so elende Bevölkerung ruhig und ergeben. Viel Trauer und Klagen, aber ohne daß es jemals einem Menschen eingefallen wäre, daß man durch Unterhandeln mit den Preußen so vielen Leiden ein Ende machen könne. Es traten Entbehrungen jeder Art und zu jeder Zeit ein; ich will nur ein

Beispiel dafür anführen: Paris blieb länger als vierzehn Tage ohne Bäder, da die Steinkohle zur Erwärmung des Wassers fehlte. Es regnete hintereinander Requisitionen auf die notwendigsten Eßwaren; einen Tag waren es die Kartoffeln, einen anderen der Zucker. Durch den natürlichen Gang des Handels bewirkte die Requisition, daß der Gegenstand teurer wurde, und wenn dann die Regierung die Wirkung merkte, so hob sie die Requisition wieder auf. Es war ein schrecklicher, allgemeiner Wirrwarr. Denn ebenso wie wir in jenen Tagen des Elends nicht das Glück hatten, einen General zu finden, der uns führte, so hatten wir es ebensowenig darin, einen Organisator zu finden, der unsere Verwaltung leitete. Vor Entmutigung darüber sanken uns die Arme.

Die Notwendigkeit einer Kapitulation begann sich in den Gemütern Bahn zu brechen und erfüllte dieselben mit Unruhe und Angst. Die Zeitungen wagten noch nicht, das entscheidende schreckliche Wort auszusprechen, aber sie hörten nicht auf, die Regierung zu beschwören (so thaten es wenigstens die vernünftigeren). — „Es ist eure Pflicht,“ sagten sie ihnen jeden Morgen und unter jeder Form, „die genaue Schätzung unserer Lebensmittelvorräte vorzunehmen, um zu wissen, wie lange Zeit wir uns noch halten und demnach eine Entscheidung treffen können. Die Zeit des Schwankens ist vorüber; jetzt sind schnelle und energische Entschlüsse nötig. Welchen habt ihr gefaßt? Wie er auch ausfallen möge, wir werden ihn annehmen, aber daß ihr einen gefaßt habt und daß ihr ihn uns mitteilt, das seid ihr uns schuldig.“ In Bezug auf die Verpflegung von Paris liefen in der Stadt die widersprechendsten Gerüchte um. Die Optimisten sagten, man hätte noch Mehl bis zum 15. März; die besser Unterrichteten, Leute, die in den Ministerien Zutritt hatten, gestanden ein, der Mundvorrat reiche höchstens noch acht Tage, und den 3. Februar würde sich die Stadt, ohne ein Stück Brot zu besitzen, den Schwierigkeiten einer unmöglichen Neuverproviantierung gegenüber sehen. Eine Million menschlicher Geschöpfe würde Hungers sterben, bevor ein Sack Korn auf dem Bahnhof ausgeladen sei.

Man erzählte sich, im Hôtel de Ville befände sich die Regierung ratlos, in kläglicher Unentschlossenheit. Man hatte alle höheren Offiziere der Armee zu einer außerordentlichen Beratung zusammenberufen, hatte ihnen den Stand unserer Lebensmittelvorräte und unserer Armee dargelegt, und sie einen nach dem anderen über das, was geschehen müsse,

befragt, wobei man demjenigen den Oberbefehl verhieß, der die Verantwortung der Verteidigung auf Leben und Tod auf sich nehmen wollte. Von den Generalen war man zu den Obersten, dann zu den einfachen Hauptleuten übergegangen, und alle hintereinander hatten sie diese furchtbare Ehre abgelehnt. Ein einziger, wenn man glauben soll, was damals erzählt wurde, hätte mit großer Lebhaftigkeit das, nach seiner Meinung unfehlbare Mittel, wie man durchbrechen könne, auseinandergesetzt; aber er erkannte an, daß man nach erfolgtem Durchbruch mit einer Armee ohne Munition, ohne Lebensmittel, die alsbald vernichtet werden müßte, einen Schritt ins Blaue thun würde.

Es blieb also nichts weiter übrig, als zu unterhandeln. Viele hegten die Überzeugung, Jules Favre betriebe schon die Verhandlung, man würde das Übereinkommen dem Publikum aber erst nach der Unterzeichnung mitteilen. Es herrschte in der Stadt eine unglaubliche Gärung. Gegen Mittag erzählte man sich, Gambetta hätte sich, verzweifelt über so viele Unglücksfälle, durch einen Pistolenschuß in den Kopf getötet, und so würde dieser unheilvolle Krieg, der mit dem Selbstmorde von Prévost-Paradol begonnen, mit Gambettas Tode beendigt. Um zwei Uhr versicherte man, er wäre ermordet worden; um drei Uhr, er wäre mit Faidherbe in Lille eingeschlossen; in der Provinz wäre eine neue Regierung unter dem Vorsitze des Herrn Thiers eingesetzt, der Lord Lyons beauftragt habe, über einen allgemeinen Waffenstillstand zu verhandeln. Was den Waffenstillstandsgerüchten mehr Gewicht gab, war der Umstand, daß das Feuern nachgelassen hatte, besonders auf der Südseite, denn St. Denis wurde nach wie vor heftig beschossen. Unsere an den unaufhörlichen Geschützlärm gewöhnten Ohren waren über diese unerwartete Ruhe ganz erstaunt.

Am 27. Januar sollten wir endlich unser Los erfahren. Im „Journal offiziel“ erschien eine Mitteilung, die folgendermaßen lautete:

„So lange die Regierung auf eine hilfebringende Armee rechnen konnte, war es ihre Pflicht, nichts zu vernachlässigen, was die Verteidigung von Paris verlängern konnte. Obgleich unsere Armeen in diesem Augenblick noch auf den Füßen sind, haben die Geschicke des Krieges dieselben doch zurückgeworfen die eine unter die Mauern von Lille, die anderen über Laval hinaus, die dritte an die östliche Grenze. Wir haben seitdem jede Hoffnung verloren, daß sie uns näher rücken könnten,

und der Stand unserer Lebensmittel gestattet uns nicht länger zu warten. In dieser Lage hatte die Regierung die unabweisliche Pflicht, zu unterhandeln. Die Unterhandlungen haben in diesem Moment stattgefunden. Jedermann wird einsehen, daß wir ohne arge Unzuträglichkeiten die Einzelheiten derselben nicht mitteilen konnten. Wir dürfen indessen seit heute annehmen, daß das Princip der nationalen Souveränetät durch das sofortige Zusammentreten einer Nationalversammlung gewahrt werden wird; daß der Waffenstillstand die sofortige Einberufung dieser Nationalversammlung zum Zweck hat; daß während dieses Waffenstillstandes die deutsche Armee die Forts besetzen wird; daß wir unsere Nationalgarde und eine Abteilung der Armee unberührt behalten werden, und daß keiner von unseren Soldaten aus unserem Gebiet fortgeführt werden wird."

Diese Mitteilung war zu lange erwartet, zu lange vorbereitet worden, als daß sie die Bevölkerung gleich einem Blitzstrahl hätte treffen können. Ich wüßte für die Wirkung, die sie auf uns hervorbrachte, keinen besseren Vergleich als die Mischung von widersprechenden Gefühlen, die sich unserer Seele bei der Nachricht bemächtigen, daß der Tod eine lange und qualvolle Krankheit beendet hat. Dieser Tod war unvermeidlich; er entlastet also die Seele von einer unabwälzbaren Last, und entlockt ihr einen Seufzer, nicht der Befriedigung, aber der Erleichterung; so ist es denn aus! wir wissen, woran wir uns zu halten haben: wir werden nicht mehr dieser Ungewißheit, diesem beständigen Auf- und Abfluten von Hoffnung und Furcht hingegeben sein. Es tritt eine Art Schwinden aller Kräfte, gleichsam eine Abspannung der zu lange überreizten Nerven ein. Anderseits aber liebte man den Unglücklichen zärtlich, der nun eben gestorben ist; so schwach der Hoffnungsschimmer auch war, der in den Herzen leuchtete, man hielt ihn sorgfältig im Glimmen, so lange das Leben noch seine Brust hob, und sein Wiederschein verklärte unser Antlitz. Nun aber ist es aus, ganz aus; eine dumpfe Wut gegen das Schicksal, ein düsterer Schmerz bemächtigt sich der Leidtragenden und versenkt sie in Bestürzung.

Das waren, wenn ich mich nicht täusche, die Gefühle, welche die Pariser Bevölkerung beherrschten: es scheint, als widersprächen sie sich, aber unser Herz ist einmal so beschaffen, daß es mit einer wunderbaren Leichtigkeit die sonderbarsten Widersprüche vereinigt. Über dem Ganzen schwebte auch noch der traurige Trost: es ist nicht unsere Schuld! es haben uns

Männer zu unserer Führung gefehlt. Diesem Zeugnis, das Paris sich geben konnte, verlieh Herr John Lemoinne, der geistvolle Polemiker der „Débats“ Ausdruck in einem beredten Artikel, der allgemeines Aufsehen erregte. Nachdem er gesagt hatte, diejenigen, welche am meisten von dieser letzten Erniedrigung litten, wären nicht die Großmäuler von Belleville, die dabei am lautesten über Verrat schrieen, sondern jene gesamte ehrenwerte, mutige, arbeitsame, hingebende Bürgerschaft, in der der Gedanke an das Vaterland und die Liebe zu ihm lebte, und die seit vier Monaten den ganzen Druck des Widerstandes ausgehalten. In einem herrlichen Schlußwort fuhr der Journalist folgendermaßen fort:

„O ihr alle, Franzosen von ganz Frankreich, die ihr euch in diesem äußersten Kampf vereinigt und versöhnt habt, und in deren Seelen wir in diesem Moment die Verzweiflung schleudern, sagt es euch, daß ihr euch nichts vorzuwerfen habt; ruft Gott und Menschen zu Zeugen an, daß ihr bis zum letzten Augenblick euere Pflicht gethan habt. Es wird Paris, diesem so viel verleumdeten Paris zur ewigen Ehre gereichen, bis zum letzten Tage, bis zur letzten Stunde dem Vaterlande die Fahne vorangetragen zu haben. Gott weilt zu hoch, Frankreich ist zu fern, sagte das sterbende Polen. Auch Paris kann sagen: Frankreich ist zu fern. Die von so vielen Umwälzungen gespaltene und zersprengte Seele der Nation hat sich nicht wieder zusammenschließen können; ihre blutigen Trümmer haben vergebens versucht sich wiederzuerkennen und sich zu vereinigen. Möchte sie in dieser furchtbaren Prüfung sich ihrer selbst wieder bewußt geworden sein und aus ihrem eigenen Blut die Kraft schöpfen, die sie zu neuem Leben erwecken wird.“

Diese patriotische Sprache war nur der Wiederhall unserer eigenen Gedanken. So bewirkte denn der erwartete Waffenstillstand auch nicht die Unordnungen, die man befürchten konnte. Einige Bataillone der Nationalgarde, die einen aus bloßer Effekthascherei, die anderen von dem Übermaß eines patriotischen Schmerzes hingerissen, protestierten und verlangten gegen den Feind zu marschieren; einige Freicorps zerbrachen ihre Waffen; man verbreitete im Publikum das Gerücht, einige Admirale gedächten sich lieber auf ihren Geschützen töten zu lassen als dieselben zu übergeben. Unter anderen führte man den Admiral Saisset an, der, nachdem er eben seinen Sohn, einen jungen Offizier, durch eine preußische Kugel verloren hatte, nur noch Rache atmete. Alle diese Auf-

wallungen gingen in Rauch auf. Die unerbittliche Notwendigkeit war da und legte ihre eiserne Hand auf alle Aufruhrgelüste. Und so lasen wir denn an den Mauern mit tiefem Schmerz aber ohne Wutausbrüche die folgende von allen Mitgliedern der Regierung unterzeichnete Proklamation:

„Bürger!

Das Übereinkommen, das dem Widerstande von Paris ein Ende macht, ist noch nicht unterzeichnet, aber das bedeutet nur einen Aufschub von einigen Stunden.

Die Grundlagen desselben bleiben so festgesetzt, wie wir sie gestern angekündigt haben.

Der Feind wird die Umwallung von Paris nicht betreten.

Die Nationalgarde wird ihre Organisation und ihre Waffen behalten.

Eine Abteilung von 12,000 Mann wird unberührt bleiben; was die anderen Truppen betrifft, so werden sie in Paris, mitten unter uns bleiben, statt, wie man erst vorgeschlagen hatte, in der Bannmeile kantonniert zu werden. Die Offiziere werden ihren Degen behalten.

Wir werden die Artikel des Übereinkommens veröffentlichen, sobald die Unterschriften ausgewechselt sind, und gleichzeitig werden wir alsdann den genauen Stand unserer Lebensmittelvorräte bekannt geben.

Paris darf sicher sein, daß der Widerstand bis zur äußersten Grenze des Möglichen gedauert hat. Die Daten, die wir geben werden, sollen den untrüglichen Beweis dafür liefern, und überlassen wir es jedermann, ihre Richtigkeit zu bestreiten.

Wir werden zeigen, daß uns gerade noch genug Brot übrig bleibt, um die Neuverproviantierung abwarten zu können, und daß wir den Kampf nicht länger fortsetzen konnten, ohne zwei Millionen Männer, Frauen und Kinder dem sicheren Tode zu weihen.

Die Belagerung von Paris hat vier Monate und zwölf Tage gedauert: die Beschießung einen vollen Monat. Seit dem 15. Januar ist die Brotration auf 300 Gramm beschränkt worden; die Pferdefleischration beträgt seit dem 10. Dezember nicht mehr als 30 Gramm. Die Sterblichkeit hat sich mehr als verdreifacht. Trotz so vielem Elend ist auch nicht ein Tag zu verzeichnen, an dem sich Entmutigung bemerkbar gemacht hätte.

Allen voran hat der Feind die moralische Energie und den Mut anerkannt, wovon die ganze Pariser Bevölkerung jetzt ein Beispiel gegeben hat. Paris hat viel gelitten; aber die Republik wird aus seinen langen, so edel ertragenen Leiden Nutzen ziehen. Wir gehen aus dem beendeten Kampfe für den zukünftigen Kampf gestählt hervor. Wir gehen daraus mit unserer vollen Ehre, mit allen unseren Hoffnungen hervor, trotz der Schmerzen der gegenwärtigen Stunde; mehr als jemals haben wir Vertrauen zu den Geschicken des Vaterlandes.

Paris, den 28. Januar 1871."

Es war der 135. Tag der Belagerung. Alles war zu Ende, vollständig zu Ende, auf immer zu Ende. Wir senkten das Haupt und kehrten mit thränenfeuchten Augen in unsere Wohnung zurück.

Nachwort.

Heute schreiben wir den 12. Februar. Paris und Frankreich haben ihre Vertreter ernannt, die Nation ist wieder in ihre Rechte eingetreten. Das von der Blockade befreite Paris kann sich wieder mit der Provinz in Verbindung setzen; alle beide reichen sich die Hand und gehen an Frankreichs Wiederaufrichtung.

Ach, wie lang und traurig sind doch diese dreizehn oder vierzehn Tage gewesen! Ich glaube nicht, daß auf einer Bevölkerung jemals eine ähnliche Langeweile gelastet hat wie die unsrige während dieser Übergangsperiode, die so kurz war und uns doch unendlich schien. Es war nicht die Langeweile des unbeschäftigten Menschen, der gähnt; es war eine Art düsterer Schwermut, allgemeinen Ekels, dumpfen Kummers, der, um einen populären aber kräftigen Ausdruck zu gebrauchen, Arme und Beine bricht, und den die Lateiner mit den Worten bezeichneten, daß er „die Glieder und die Kräfte auflöst" — viresque resolvit. Man hat zu nichts mehr Lust, man sinkt auf einem Sofa mehr zusammen, als daß man sich niederlegt, und schließt schlaffen Geistes, mit hängendem Kopf die Augen, als wollte man von dem Greuel rundum nichts sehen. Es sind das Stunden unbezwinglichen Ekels, wo man die Teilnahme an seiner ganzen Umgebung verliert, wo die Gesellschaft uns ebenso belästigt, wie die Einsamkeit uns beschwert, wo man ein bitteres Vergnügen daran findet, Grillen zu

fangen, wo man sein Leben für weniger als nichts hingeben würde. Man ist wie verdummt, und wenn man zufällig eine Zeitung in die Hand bekommt, so wird einem förmlich übel. — Nein, sprecht mir von nichts mehr! all dieses Elend und diese Schande sind mir gleichgiltig geworden, ich lebe nicht mehr auf dieser Welt. Macht euch fort, ich habe genug davon!

Und schüttelte man diese Erstarrung ab und begab sich auf die Straße, so begegnete man überall nur Gegenständen düsterer Trauer. Ich rede nicht von den Bedingungen des Waffenstillstandes; wozu sollte das nützen? ganz Frankreich kennt sie. Wir fühlten nur allzusehr, daß man uns mit gebundenen Händen und Füßen einem ebenso arglistigen als unverschämten Sieger ausgeliefert hatte. Jeder dieser Artikel traf uns wie ein Dolchstoß: „die Preußen werden während der ganzen Zeit, die der Waffenstillstand dauert, nicht in Paris einrücken ...." und sofort fügten wir hinzu: — „Ist jedoch der Waffenstillstand zu Ende, so werden sie nicht verfehlen, ihren feierlichen Einzug zu halten." — „Die Nationalgarde wird nicht entwaffnet werden," und wir sagten uns, das geschähe weniger um uns Ehre anzuthun als aus Perfidie; unsere Feinde rechneten auf den Bürgerkrieg; sie hofften, wenn sie den Bellevillern ihre Waffen ließen, würden diese Unruhen erregen, die ihnen einen Vorwand zum Einrücken geben würden, um Ruhe zu stiften. Wir verfolgten auf der Karte jene Demarkationslinie, welche die trübseligen Überreste unserer Truppen von den deutschen Linien trennte, und stellten mit Schmerzen fest, daß ein Viertel des Vaterlandes in ihren Händen blieb, wo sie requirieren und plündern konnten, das sie, die schon dick und fett genug waren, nährte, wo sie stolz durch das Land ritten und unverschämt und spöttisch durch den Rauch ihrer Pfeifen blickten. Nur der Osten, wo man sich noch schlug, bildete eine Ausnahme, und wir konnten uns nicht verhehlen, daß diese Ausnahme zu unseren Ungunsten stattfand, um mit unserer letzten Armee, der einzigen, die noch standhielt, zu Ende zu kommen, und mit unserer letzten Festung, Belfort, die sich heldenmütig bombardieren ließ.

Und was für ein herzzerreißendes Schauspiel boten unsere armen Soldaten, die ohne Waffen in die große Stadt zurückkehrten! Ihr Wiedereinmarsch hatte leider keinen glänzenden Eindruck hinterlassen. Die Disciplinlosigkeit, die uns ins Verderben gestürzt, hatte dieser allerletzten Kundgebung den Stempel der Größe geraubt, den sie noch hätte annehmen können. Alle diese Unglücklichen, ausgenommen die Marinesoldaten und

einige Mustercompagnien, waren schmutzig, zerlumpt angekommen; einige sogar betrunken und auf ihrem durch Strapazen verfallenen Antlitz war die Befriedigung über die Beendigung des Krieges deutlich zu lesen. Sie gingen müßig, gelangweilt, unzufrieden auf unseren Boulevards spazieren und wir fragten uns mit heimlichem Entsetzen, wie die verhängnisvollen Einflüsse der Unthätigkeit auf diese schon erschütterten Gemüter wirken möchten; ob diese natürlichen Wächter der Ordnung nicht dem Bürgerkriege eine neue und schrecklichere Zufuhr liefern würden?

Um jene Wälle, die wir so belebt und so stolz gesehen hatten, die dem Feinde mit Tausenden von Feuerschlünden standhielten, war es öde geworden. Man sah nur einige seltene Schildwachen, die bei ihrer von der Lafette gestürzten, oder den Preußen die Kehrseite zeigenden Kanone standen; überall das Bild der Zerstörung und Verzweiflung. Aber was einen noch traurigeren Anblick bot als diese Verlassenheit, das war der Eifer eines Teils der Bevölkerung, aus den Thoren hinauszukommen und sich zum Einkauf von Lebensmitteln zu den preußischen Vorposten zu begeben. Zur Entschuldigung der Unglücklichen, die uns dieses widerliche Schauspiel boten, muß allerdings gesagt werden, daß Paris anfing Hungers zu sterben; daß das schreckliche Kleienbrot, unsere einzige Nahrung, nur noch in sehr unzureichender Menge verteilt wurde; daß, nachdem der Mut durch keine Hoffnung mehr aufrecht erhalten wurde, man seine leeren Eingeweide viel lauter stöhnen hörte; gleichviel! es wäre besser gewesen zu warten. Das hieß einige Tage länger dulden! man konnte der Ehre des französischen Namens noch diesen kurzen Kredit bewilligen, nachdem wir vier Monate lang so viele Leiden ertragen hatten. Ein jeder besaß nicht diesen Mut. Eine dichte Menge drängte sich bei den preußischen Vorposten und streckte die Hände aus, die einen, um von ihnen einige Mundvoll Brot oder etwas Fleischware als Almosen anzunehmen, die anderen, um Lebensmittel zu kaufen; und es war ein herzzerreißendes Schauspiel, wenn man das unverschämte Phlegma, das geringschätzige Mitleid dieser Soldaten sah, wie sie lächelnd und achselzuckend dieses Gewühl betrachteten. Es ließ sich nichts Ärgerlicheres denken als die kalte und verletzende Höflichkeit ihrer Offiziere.

Diese beklagenswerten Scenen dauerten länger, als wir es gewünscht hätten. Mochte es nun materielle Unmöglichkeit, mochte es böser Wille sein, jedenfalls beschleunigten die Preußen die Neuverproviantierung von Paris durchaus nicht. Sie er-

hoben alle möglichen Einwände, behinderten die Eisenbahnzüge, hielten die mit Lebensmitteln beladenen Wagen auf, und antworteten auf alle Einwürfe einfach, ohne einen Grund anzugeben: „Nix, nix, pas passer!“ Ungeheuere Wagenzüge warteten mit stampfenden Pferden und fluchenden Fuhrleuten darauf, an die Reihe zu kommen. Die einfachen Privatleute, die mit Koffern oder Körben voll Brot und Hammelfleisch ankamen, waren niemals sicher, daß man ihre Ladung nicht konfiszierte. Waren sie einmal den Händen des Feindes entronnen, der bisweilen in seiner Strenge nachließ, so hatten sie eine andere, ernstere Gefahr zu bestehen. Sie stießen auf Rotten von an den Barrièren herumlungernden Menschen, die, jetzt nicht mehr durch die Furcht vor der Polizei im Zaume gehalten, sich zwischen den Forts und den Wällen aufpflanzten, und ihnen dort mit jener bei dem Pariser Straßenbummler so gewöhnlichen heiseren Säuferstimme vorwarfen, daß sie sich gut nährten, während das Volk vor Hunger bersten müsse, und sie im Namen der Brüderlichkeit ausplünderten. Die Landbewohner wagten sich nicht mehr auf so unsichere Straßen. Dieselben Leute waren es auch, die am ersten Tage, wo die Hallen wieder geöffnet wurden, zwei oder drei Pavillons ausplünderten. Am nächsten Tage schloß man sie wieder und die Lebensmittel, die auf die Ankündigung des Waffenstillstandes im Preise zu sinken begonnen hatten, schnellten zu einer unsinnigen Höhe empor. Die Polizei mischte sich nicht in diese Krawalle, sie wurden durch den verständigen Sinn der Bevölkerung unterdrückt. Man machte jenen Unsinnigen klar, daß das beste Mittel, die Verproviantierung von Paris zum Stillstand zu bringen und den hohen Preis der Lebensmittel aufrecht zu erhalten, gerade darin bestände, diejenigen zu erschrecken und zu berauben, welche sie verkauften. Allmählich wurde die Ordnung wiederhergestellt, aber die Preise sanken nur langsam. Jeden Morgen gab es in der Halle ein furchtbares Gewühl, ein wütendes Preistreiben bei den Hammelrücken, den frischen Gemüsen, und vor allem bei den frischen Seefischen.

Ganz Paris hatte acht Tage lang einen Drang, frische Fische zu essen, der durch seine Heftigkeit dem Gelüste einer schwangeren Frau glich. Ich entsinne mich, daß zwei Tage nach dem Eintritt des Waffenstillstandes einer meiner Freunde, der die Erlaubnis erhalten hatte, sich nach Versailles zu begeben, und von dort unter tausenderlei Gefahren Weißbrot und Lebensmittel gebracht hatte, uns zum Mittagsessen einlud.

Die erste Schüssel war ein Merlan und die zweite eine gebackene Scholle. Niemals erschien mir ein Mahl wohlschmeckender. Besonders das Weißbrot machte uns unendliche Freude. Ich steckte ein Stück davon in die Tasche und verteilte es am folgenden Tage in kleinen Schnitten an Freunde, wie man es mit dem geweihten Brot in den Kirchen der Provinz macht.

In diesem Moment verließen sämtliche Leute, die es vermochten, Paris mit wahrem Hochgefühl. Es gingen schon am ersten Tage 25,000 Gesuche um Passierscheine ein, die alle als Grund die Bewerbung um Mandate angaben. Die einen gingen in die Provinz, um ihre Frau und ihre Kinder zu umarmen, viele andere fühlten einen unwiderstehlichen Drang, ihr armes Landhaus in der Umgegend von Paris wiederzusehen, und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, was davon noch übrig war.

Die Provinzialen haben keine Ahnung davon, wie innig der Pariser das kleine Sommerheim liebt, das er sich meistens selber hat bauen lassen, und das mit eigenen Händen zu verschönern ihm so viel Freude machte, das er mit hübschen Möbeln und Kunstgegenständen ausgestattet hat. Während der Belagerung hatte Théophile Gautier, der eine Villa in der Avenue de Neuilly besaß, seine Eindrücke beim Wiederanblick dieses geliebten Hauses geschildert, das zu besuchen ihm einmal vergönnt war, und jeder Pariser hatte bei dieser bewegten Schilderung seine eigenen Empfindungen wiedererkannt:

„Endlich langten wir vor unserem Hause an, ohne vorher recht zu wissen, ob wir noch eine Spur davon finden würden. Im Äußeren war nichts verändert. Der Kopf der Viktoria des Parthenons, wozu Herr de Laborde den Marmor aus Athen gebracht hat, und der in Gips gegossen, vor einem Hintergrunde von Rosso antico in einer runden Nische der Wand unseres Ateliers prangt, stand noch immer an seinem Platze, als triumphierende Schwester der Venus von Milo, als stolzer Ausdruck von der Macht der Form, vis superba formae, als unsterbliches Schönheitsideal, als Schutzgottheit des armen Heims. Ein Fenster stand offen, als hätte das Haus noch seine alten Bewohner beherbergt. Das schien uns von guter Vorbedeutung. Wir schellten, der Gärtner öffnete uns, und bewegten Herzens betraten wir diese kleine Wohnung, die so klein ist wie die des Sokrates, und die mit Freunden zu füllen nicht schwierig gewesen wäre.

Betritt man eine seit langer Zeit verlassene Wohnung, so hat man fast immer das Gefühl, als störte man jemand. Unsichtbare Gäste haben sich während unserer Abwesenheit dort niedergelassen und sie ziehen sich vor uns zurück; man glaubt auf der Schwelle der Thüren, die man öffnet, den Saum ihres verschwindenden Gewandes zu sehen. Die Einsamkeit und die Verlassenheit haben zusammen etwas Geheimnisvolles, in das wir eindringen. Bei unserem Anblick verstummen die flüsternden Geister; die Spinne, die ihr Netz webt, stellt die Arbeit ein; alles ist in tiefes Stillschweigen gehüllt, und in den leeren Zimmern nimmt der Wiederhall unserer Schritte einen sonderbaren lauten Klang an. Nicht die geringste Beschädigung hatte stattgefunden. Übrigens hatte seit unserem Abzuge auch niemand das Haus betreten. Das bescheidene Asyl des Dichters war respektiert worden.

Auf dem Kamin unseres Zimmers lag offen mit der zuletzt gelesenen Seite ein Band von Alfred de Musset. An der Wand hing die von unserer lieben, so fern von uns weilenden Tochter angefangene Kopie eines Kopfes von Ricard. Ach! sie wird diesen Artikel nicht lesen! Ein entkorktes Parfümfläschchen auf ihrer Toilette von weißem Marmor strömte seinen Duft aus und verbreitete seinen schwachen Wohlgeruch in ihrem jungfräulichen Zimmer.

Wir stiegen zum Atelier hinauf, das wir gerade zu langen Arbeiten hatten herrichten wollen, die vielleicht niemals fertig werden. Es war nur noch die Bedachung aufzulegen, und wir mußten an jenen ernsten Sinnspruch orientalischer Weisheit denken: „Wenn das Haus fertig ist, tritt der Tod ein.“ Der Tod oder das Unheil. Eine tiefe Schwermut bemächtigte sich unser, als wir diese Stätten betrachteten, wo wir geliebt, wo wir gelitten haben, wo wir das Leben ertragen haben, wie es sich darstellt, gemischt aus Gutem und Schlimmem, aus mehr Schlimmem als Gutem; wo die Tage verflossen sind, die nicht wiederkommen werden, und wo so viele teure Wesen weilten, die schon die große Reise angetreten haben. Wir haben dort, in unserer bescheidenen Sphäre, etwas wie Olympios Trauer[1] empfunden. . . . .

[1] Tristesse d'Olympio, ein lyrisches Gedicht von V. Hugo, aus dessen Sammlung les Rayons et les Ombres (Strahlen und Schatten) Nr. XXXIV.

Die Zeit rückt vor, und die Thore von Paris werden jetzt um fünf Uhr geschlossen. Bevor wir uns von unserer lieben, verlassenen Wohnung trennten, machten wir noch einen Rundgang durch den Garten. Der Abendnebel begann aufzusteigen und am Ende der Alleen bläuliche Schleier zu entfalten. Der Wind trieb die feuchten Blätter vor sich her, und die entblößten Bäume zitterten und schauerten, als fröre sie.

Einige Georginen standen fast verwelkt auf den Rabatten, und ein uns wohlbekannter gelbgestiefelter alter Star flog jäh vor unseren Füßen auf und schlug mit den Flügeln, als wollte er uns grüßen. Zwei dröhnende Kanonenschüsse, die der Mont-Valérien als Guten-Abend-Gruß den preußischen Redouten entgegensandte, schienen den an diesen Lärm gewohnten Vogel kaum zu erschrecken.

Es ist derselbe Star, der in jedem Frühjahr in dem alten Epheu nistet, welcher als grüner Überhang über die Mauer gebreitet ist, und der mit spöttischer Miene seinen Pfiff ertönen läßt wenn er bei unserem Fenster vorüberkommt, als läse er, was wir schreiben."

Viele andere sollten nicht so glücklich sein, wie Theophile Gautier. Wieviel Verwüstungen! wieviel Ruinen! Chatou, Bougival, Marly, ihr reizenden Orte, wo wir so süße und frohe Stunden verlebten, was haben sie aus euch gemacht? Als bedächtige Leute haben sie sorgfältig alles eingepackt, was einen Wert hatte und sich fortschaffen ließ; als betrunkene Wilde haben sie das übrige zertrümmert. Durchweg begegne ich betrübten Hausbesitzern, die auf ihrem verwüsteten oder zerstörten Nest weinen. Milliarden sind verloren! Und Milliarden, das würde noch nichts bedeuten; man würde sich auf die Dauer darüber trösten. Eine Geldwunde ist nicht tödlich. Aber so viele entflohene, vernichtete Erinnerungen! O, laßt uns nicht weiter davon sprechen; es würde mein Tod sein!

Kehren wir nach Paris zurück. Die Nachrichten, welche Schlag auf Schlag eintrafen, vermehrten dort die Bestürzung und Bangigkeit. Es war der Moment, wo Gambetta mit der Regierung brach, deren Delegierter er war, und jenes berühmte Dekret veröffentlichte, worin er alle, die unter dem Kaisertum irgend eine offizielle Kandidatur angenommen hatten, für nicht wählbar erklärte. Die Aufregung stieg bei uns aufs äußerste. Man fürchtete schon den Bürgerkrieg in Paris; sollte man ihn durch die Provinz nach Paris bekommen?

Wir erfuhren gleichzeitig, daß Lyon im Aufruhr sich als Commune konstituierte; daß Marseille sich weigerte, den Waffenstillstand anzuerkennen; vielleicht waren andere große Städte geneigt, diesem Beispiel zu folgen. Nur mit Entsetzen sahen wir der Zukunft entgegen.

Die Organe der radikalen Parteien waren in trotzigerer Sprache wieder erschienen, viel schärfer als jemals. Mit äußerster Heftigkeit griffen sie die Regierung an. Ach! über diesen Punkt waren wir alle einig: nein, die ehrenwerten Leute, in deren Hände wir unser Geschick gelegt, hatten nicht gethan, was sie gekonnt hätten und hätten thun müssen; nein, sie hatten der bewundernswerten Pariser Bürgerschaft nicht alle Elemente des Widerstandes und der Kraft entnommen, die sie in ihrem Busen barg. Aber welchen Zweck hatten die unnützen Beschuldigungen? Ihre Zeit war zu Ende, der Tag des Gerichts nahte heran.

Er ist da! Die Nationalversammlung ist gewählt. Soweit man nach den Gerüchten, die zu uns dringen, zu urteilen vermag, haben Paris und einige große Städte Männer gewählt, welche mit der Republik, die man mit Recht oder Unrecht die rote nennt, eng zusammenhängen; die Provinz dagegen hat im Sinne äußerster Mäßigung gestimmt. Das ist das Unglück unserer Lage. Die Preußen haben nicht gewollt, daß wir uns verständigen sollten. Sie haben Paris und die Provinz bis zum letzten Augenblick getrennt gehalten. Noch jetzt, wo ich dies schreibe, erhalten wir Privatbriefe nur selten und erbrochen; die unsrigen gehen nicht ab; die Provinzialzeitungen bekommen wir nur auf Schleichwegen, und uns ist verboten, die unsrigen abzusenden. Wie soll man sich also verständigen, wenn jeder Teil nur in der Atmosphäre seiner eigenen Ideen und Empfindungen lebt!

Sie wollen uns durch den Bürgerkrieg den Rest geben; ich hoffe noch immer, daß es ihnen nicht gelingen wird. Ich habe Vertrauen zu dem gesunden Urteil, das den unterscheidenden Zug der französischen Rasse bildet. Wir werden unseren Feinden nicht diese höchste Freude bereiten. Wenn dieses kleine Buch, — indem es unsere Brüder in der Provinz dadurch Paris besser kennen lehrt, daß es ihnen neue Veranlassung giebt, dasselbe auch noch in seinen Irrtümern zu achten, die keineswegs einer schlechten Natur entstammen — an seinem bescheidenen Teile dazu beiträgt, die Eintracht und den Frieden aufrecht zu erhalten, so werde ich nicht bedauern, dasselbe geschrieben zu haben.

Es wurde, ich will nicht sagen fröhlich, aber doch mit einer lebhaften und offenen Freudigkeit in Tagen froher Hoffnung und Zuversicht begonnen. Es hat sich allmählich verdüstert und endet inmitten der schwärzesten Vorbedeutungen.

Suchen wir sie zu zerstreuen und thun wir ein jeder unsere Pflicht, indem wir die Blicke auf den Wahlspruch von Paris richten, der zum Wahlspruch Frankreichs werden muß: „Fluctuat nec mergitur.“[1] Oftmals umhergeworfen, niemals verschlungen.

[1] Das Stadtwappen von Paris zeigt ein Schiff mit der obigen Unterschrift.

Sarcey, Francisque,

Die Belagerung von Paris

Halle a.d.S. 1894